

L. Ruch del. zu Honek's Buch für Winterabende. Atelier v. Grunewald & Cooke

Das

Buch für Winterabende.

Volksbuch und Volkskalender

auf

1844.

Von M. Honek.

Mit Beiträgen von Karl Andree, Berthold Auerbach, Ao. Bs., Karl Buchner, A. Lewald, H. B. Oppenheim, Fr. Otte.

Mit Stahlstichen, Lithographien und Holzschnitten.

Karlsruhe.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.

F. Gutsch & Rupp.

Artistische Beigaben.

Titelbild. Unter dem Schirme des Fortschrittes und des stolzen Vorwärts ruhen die Sinnbilder der Gerechtigkeit der Kriegskunst, die den Frieden schützt, der Wissenschaft und des Kunstfleißes die der Freiheit dienen, und die großartigsten Verkehrsmittel: Eisenbahn und Dampfboot nähern und verbrüdern die deutschen Bevölkerungen miteinander.

Bildniß von Justus Möser. Zu dem Aufsatze: Der deutsche Advokat, wie er seyn soll. Stahlstich von Grünewald. Seite 135.

Der Bauernknabe. Stahlstich von C. Lober. Zu der Erzählung: das Geständniß. Seite 3.

Bauern im Walde betend. Stahlstich nach Becker. Zu dem Aufsatze: Einige Worte über die deutschen Auswanderungen. Seite 194.

Der Gang aus der Kirche. Kolorirtes Genrebild zu der Erzählung: der Arzt. Seite 174.

Hannover'sche Jäger bei Waterloo, den Pachthof la Haye-Sainte vertheidigend. Lithographie nach Ramberg. S. 231.

Die Waterloosäule in Hannover. Lithographie. S. 235. Beide Blätter zu dem Aufsatze: Die Waterloosäule in Hannover.

Der Trunkenbold. Lithographie. Zu dem Aufsatze: Die Mäßigkeits-Vereine und der Kampf gegen die Trunksucht in Deutschland. Seite 142.

Der betende Pilger. Lithographie. Zu dem Gedicht: Der Pilger. Seite 226.

Gallerie deutscher Volksdeputirten.

I. Baden.

Bildniß des Abgeordneten v. Itzstein. Zu Seite 256.
" " " Bekk. " " 262.
" " " Bassermann. " 263.

Bei dem Verleger der Original-Bilder zu dieser Sammlung, G. Holtzmann in Karlsruhe, dem wir die Erlaubniß zur Nachbildung verdanken, sind außer den vier gegebenen, noch folgende Portraits erschienen: Sander, Welcker und Hoffmann.

Anhang.

Karte von Deutschland, mit dem eingezeichneten Netze der fertigen Eisenbahnen, sowie der im Bau begriffenen und projektirten Bahnen.

Inhalt.

	Seite
Das Geständniß, mit einem Bilde	1
Jetzige Schmeichler und ein alter Dichter	11
Ende	13
Asiatisch und Europäisch	—
Aus einem alten Lehrbuche für Diplomaten	—
Ein Versehen von Adam	14
Weise Sprüche	—
Otto I. Kaiser der Deutschen	16
Des Grabes Verklärung, Gedicht von Karl Buchner	50
Eine sprachliche Bemerkung	52
Nutzen der Vögel für den Ackerbau	—
Ueber das Rauchen, von Berthold Auerbach	54
Der Buchhändler Palm	56
Der Mönch	70
Ueber den Verfall des deutschen Universitätslebens, von H. B. Oppenheim	71
Wortspiele	85
Der Maler in der Haide	86
Das preußische Heerwesen vor hundert Jahren und jetzt	—
Ein Paar	107
Weg in Deutschland ins Ministerium zu kommen, von K. Gutzkow	—
Brüderliche Zärtlichkeit	—
Von hoffnungsvollen jungen Leuten	108
Er hat doch sein Brod	—

	Seite
Die Erscheinung. Aus dem Tagebuche einer Frau . .	—
Der deutsche Advocat, wie er seyn soll, von Karl Buchner, mit einem Bilde	114
Lob der Nachtigallen	141
Warnung	—
Die Mäßigkeitsvereine und der Kampf gegen die Trunksucht in Deutschland, mit einem Bilde	142
Der Arzt, mit einem Bilde	166
Ein Bergsee im Regenwetter, von Ao. Bs.	177
Einige Worte über die deutschen Auswanderungen, von Karl Andree, mit einem Bilde	183
Der Pilger, mit einem Bilde	226
Die Waterloosäule in Hannover, mit einem Bilde . .	227
Das Glück ist wandelbar	236
Deutsche Abgeordnete. I. Baden. Mit 3 Portraits . .	256
Gemeinnütziger Anhang. Eisenbahnen und Dampfboote in Deutschland, Register hievon s. Schluß.	

Das Geständniß.

Vor mehren Jahren sollte in einem norddeutschen Staate ein neues Strafgesetzbuch erlassen werden und die Ständeversammlung jenes Staates war eifrig mit der Berathung desselben beschäftigt. In der Volkskammer saß ein Abgeordneter, ein wahres Bild der Schweigsamkeit, es war der Oberamtmann Martinsen. Der Mann hatte etwas Eigenthümliches, fast Mitleid Erregendes, er war in seinem Amte geachtet und beliebt, wie wohl kaum ein anderer Beamter im Lande, er war ein Mann des Rechtes im wahrsten Sinne des Worts, ein Freund der Armen, ein beredter Anwalt der Unterdrückten und milde und menschlich auch gegen die Verurtheilten und Strafbaren und doch war sein ganzes Wesen scheu, gedrückt; nie sah man ihn lächeln, mit Aengstlichkeit fast vermied er den Anblick junger Mädchen; noch im rüstigen Mannesalter war sein Haar weiß, wie das Haar eines Greises, tiefe Runzeln waren seiner Stirne eingegraben, sein Gang war gebückt und schleppend. Und dieser Mann, der nie in der Kammer sprach, der nie seine Ansicht geltend zu machen versuchte, hatte sich doch sehr bemüht, gewählt zu werden, was ihm denn auch, bei der großen Achtung, in welcher er in seinem Bezirke stand, leicht gelungen war.

Man war in den Berathungen über die Strafen für Verbrechen auch auf die Todesstrafe gekommen; die Freunde der Milde und Menschlichkeit im Staatsleben hatten für die

Abschaffung derselben gesprochen, sie hatten darzulegen versucht, wie einem gebildeten Staate eine Strafe wenig zieme, die jede Besserung des Bestraften unmöglich mache, wie man unter einem gutgearteten Volke, wie das deutsche, in Zeiten eines gesegneten Friedens wohl der blutigen Abschreckungen entbehren könne und wie man der fortschreitenden Entwickelung zum Guten und Sittlichen wohl vertrauen, ihr Richtschwert und Henkerwerkzeug zum Opfer bringen könne. Diesen Männern, die an den Fortschritt der Menschheit glauben, erwiederten Andere mit düstern Schilderungen, die Todesstrafe sei so alt wie jedes geordnete Beisammenleben von Menschen im Staate, sie sei schon in der Bibel verordnet, sie sei als Mittel die Massen im Zaume zu halten nicht zu entbehren. Lange wurde hin und her gestritten, der Abgeordnete Martinsen folgte in sichtbarer Aufregung den einzelnen Rednern; endlich, nachdem das Für und Wider erschöpft war, trat eine Stille von wenigen Augenblicken ein, es schien eben über die so wichtige Frage abgestimmt werden zu sollen. Da erhob sich Martinsen wie in fieberhafter Aufregung zum Reden.

Meine Herren, begann er, und seine Stimme zitterte, Mancher hat sich gewundert, daß ich, der eingezogen und stilllebende Beamte, welcher in der Ausübung seines Berufes eine Aufgabe fand, der seine schwachen Kräfte oft kaum gewachsen waren noch freiwillig die schwere Bürde übernommen, auch in dieser hohen Versammlung mitzuordnen. Mancher hat sich dann über mein bisheriges Schweigen gewundert; alle Kraft, allen Ernst, den eine Erfahrung gibt, die ich ach in Sünde und Schmerz erkauft habe, für diese Stunde habe ich sie gespart, hier, wo es gilt an die Stelle der traurigsten Strafe Milderes, Menschlicheres zu setzen, will ich reden, will ich Angesichts des Volkes ein Bekenntniß ablegen und gebe Gott, daß es die Gemüther lenke, die Worte Scharfrichter, Hochgericht für immer von uns zu verbannen! Sie Alle wissen, ich gehöre einer alten Richter- und Beamten-Familie an; in den Zimmern meiner Eltern hingen viele Bilder, Herren in goldgalonirten Röcken, mit mächtigen Per-



Zu Hoffmanns Buch für Winterabende.

rücken und ernsten Gesichtern und der Vater erzählte von ihnen, der Eine war Geheimer Rath gewesen und hoffähig wie der Adlige vom ältesten Adel, der Andre hatte im höchsten Gerichte gesessen nnd sie wurden mir als Muster und Vorbilder zur Nacheiferung gepriesen. Mein Vater selbst war Amtmann, ein strenger Mann von ernstem, stolzem Wesen. Der Amtssitz war ein schönes, großes Dorf in der wohlhabendsten Gegend unseres Landes. Das Volk müsse mit Strenge in Zucht gehalten werden, dieß war, was ich von Kindheit an beständig hörte, die Mutter war mir frühe gestorben, der Vater, meine Schwester, eine alte, grämliche Haushälterin und ich lebten still und einsam auf dem weiten alten Amthause. Nur selten durfte ich in's Freie, ungern sah es mein Vater, wenn ich mit den Dorfbuben spielte. Des Schulzen Sohn war der schönste Bube im Dorfe; eine kräftige üppige Gestalt, ein offenes, ehrliches und doch wieder auch schlaues Gesicht, der Schulmeister rühmte seinen guten Kopf zum Lernen, er war fleißig und anschlägig im wirthschaftlichen Betrieb, aber auch von seinen tollen Streichen, seinem Eigensinn wußte man im Dorfe zu erzählen. Mein Vater konnte den Schulzen nicht leiden, er hatte es einige Male gewagt, ihm zu widersprechen und mein Vater haßte jede Einwendung, der Unterthan soll der bessern Einsicht der königlichen Diener gehorchen, nicht ihre Anordnungen bekritteln, sagte er, wo man ihm nicht schweigend nachgab. Auch der Sohn des Schulzen war ihm zuwider und diese Abneigung theilte ich bald. Wilhelm, so hieß er, war achtzehn Jahre alt; neben dem stattlichen Hofe des Schulzen war das kleine Häuschen einer Wittwe, Wilhelm half ihr den kleinen Garten bestellen, auf der Bleiche ihre Leinwand, das Ergebniß der fleißigen Winterabende, begießen. Die Wittwe hatte eine Tochter, Marie, ein schönes, gutes Kind. Wilhelm hing an ihr mit glühender Anhänglichkeit, ich ward eifersüchtig auf ihn, auch mir gefiel das schöne, schnell heranblühende Mädchen. — Da ging ich zur Universität und vergaß bald Mariens und meiner Eifersucht auf den Schulzensohn. —

Nach vier Jahren kehrte ich in unser Amt zurück, nach beendigten Studien hatte ich ein Jahr lang bei einem Kollegium in der Residenz gearbeitet, jetzt ward ich meinem Vater als Assessor zugeordnet. Ich war nicht besser auf der Universität und in der Residenz geworden; während ich Pandekten hörte und neben dem Studium alter Satzungen allzufrüh von Genüssen zu Genüssen schweifte, war die Blüthe der deutschen Jugend auf die Schlachtfelder des Befreiungskrieges geeilt. Dann in der Residenz stand ich denen nahe, die wieder ordnen, aufbauen sollten, wo die Fremdherrschaft niedergerissen, zerstört hatte; Sie wissen, in welch unseligem Geiste Vieles wieder hergestellt wurde, über das die Zeit ihr Urtheil gesprochen hatte; Sie wissen, wie gerechte Ursache zur Klage man dem treuen Volke gab. In meiner damaligen Verblendung, selbst ein Sprößling der Beamtenaristokratie, billigte ich von Herzen Alles, was geschah, ich war ein Wüstling aus Neigungen und heißem Blute, aber aus Grundsatz achtete ich Besitz, Ehre der Niedereren gering. Ein solcher Mensch, kehrte ich in unser Dorf zurück, der Schulzensohn war ein stattlicher Mann geworden, Marie war nicht mehr im Orte, ihre Mutter war gestorben und sie lebte bei Verwandten in einem nahen Dorfe. Mein Vater war der Alte geblieben, streng, unbeugsam, im Herzen voll Wuth, äußerlich geschmeidig und ergeben, hatte er sich in die neuen Einrichtungen der Fremdherrschaft gefügt, jetzt, wo wieder alles Alte aufgesucht und hergestellt wurde, war er zufrieden und legte gern in drückende und strenge Gesetze, noch die Härte und Strenge des eigenen Wesens. Indessen war Napoleon wieder in Frankreich, die deutschen Länder rüsteten sich, und auch wir schickten unserm Heere, das noch in den Niederlanden stand, ansehnliche Verstärkungen. Es wurden Rekruten ausgehoben, Freiwillige aufgeboten. Unter den ersten Freiwilligen meldete sich Wilhelm, der Schulzensohn. Bei einem Geschäftsritt hatte ich auf der Bleiche eines nahen Dorfes Marie wieder gesehen, sie war wahrhaft schön geworden. Ich begrüßte sie, sie erzählte mir, sie sey Wilhelms Braut, noch

habe sein Vater seine Einwilligung nicht gegeben, aber kehre Wilhelm mit Ehren aus dem Felde zurück, dann werde der Schulze sie dem Sohne gewiß nicht mehr weigern. Ich ritt, seitdem ich Marie wieder gesehen hatte, jeden Tag in das Dorf wo sie wohnte. Ich hatte trefflich schmeicheln, trefflich lügen gelernt, ich heuchelte dem armen Mädchen Liebe, und doch führte mich nur die flüchtige Neigung des Wüstlings zu ihr. Ehe der Sommer vergangen, war sie ganz in meiner Gewalt, hatte sich mir ganz ergeben und so still und heimlich hatten wir es getrieben, daß Niemand das Mindeste argwöhnte. Wilhelm kehrte früher als unsre Truppen aus dem Felde zurück, er hatte mit einer kleinen Abtheilung einen Transport Verwundeter in die Heimath zu begleiten gehabt. Er erhielt seinen Abschied und ein ehrenvolles Zeugniß seines Hauptmannes rühmte die guten Dienste, welche er geleistet. Er kam in das Dorf, Alle waren stolz auf ihn, der alte Schulze versprach ihm unter Freudenthränen, er solle sein Mädchen heirathen, er wolle mit ihm theilen was er habe. Er sah Marie, er fiel ihr jubelnd um den Hals; sie erwiederte seine Küsse scheu, verzagt. Abends brachte er seine Braut in ihr Dorf zurück, als er wieder in das väterliche Haus trat, sah er bleich und verstört aus, war einsylbig und ging früh in seine Kammer. Eine alte Magd wollte ihn in der Nacht laut haben weinen hören. Am Morgen war er früh auf und sein Vater sah ihn wieder den Weg nach dem nahen Dorfe zu Marien einschlagen. — Zwei Stunden später erfuhren wir eine fürchterliche Nachricht, Wilhelm hatte seine Braut erstochen. Mein Vater und ich, wir mußten hinaus in jenes Dorf, gleich die Untersuchung zu beginnen. Sie hatten den starken Mann gebunden und er saß regungslos, das starre Auge zu Boden gerichtet, neben der blutigen Leiche. Mein Vater ließ ihn fortführen, als ihn die Wächter fort brachten, warf er einen langen, festen Blick auf mich, ach diesen Blick werde ich nie, nie vergessen können! Wie wir dann zurückritten, sagte mein Vater, ich würde die Untersuchung leiten, es sey ein Fall, durch den ich mir Ruhm erwerben könne —

Widerspruch kannte der Mann nicht, vom eigenen Sohne und Untergebenen hätte er ihn am wenigsten geduldet; ach hätte er gewußt, welch fürchterliche Qual er mir auflud! Nie kann ein Mensch unter den Händen der Folterknechte mehr gelitten haben, als ich in Wilhelms Verhören. Da waren wir in dem engen Raum des Verhörzimmers, jener Mann in Fesseln und doch besser als ich, der ihm als Richter gegenüber stand, er hatte Treuebruch gestraft, blutig gestraft — aber ich, ich hatte zum Spiel nur und zur Lust die Braut eines Andern verführt, hatte die eigentliche Schuld auf mich geladen, daß ein junges, blühendes Leben so traurigem Tode verfallen war! Im ersten Verhöre gab Wilhelm als Beweggrund seines Mordes an: Marie habe darauf bestanden, die Hochzeit um ein Vierteljahr aufzuschieben, weil ihre Aussteuer noch nicht fertig sei; dieß sei ihm als Mangel an Liebe, als eine Gleichgültigkeit erschienen, die er nicht habe ertragen wollen, er habe vermuthet, sie hege im Stillen Liebe zu einem Andern. In diesem Gedanken sei er, nachdem er Marie nach Hause begleitet, in die väterliche Wohnung zurückgekehrt, er habe sich's die Nacht hindurch überlegt und sey dann schnell entschlossen gewesen, da sie ihn nicht mehr liebe, habe sie auch nicht länger mehr leben dürfen. So habe er die That gethan, er wisse, er sei des Todes schuldig und man möge ihn bald seine Strafe erleiden lassen. — Am Abend des Unglückstages ging ich in's Gefängniß, ich war meiner nicht mehr Herr, ich stürzte dem Gefangenen zu Füßen und flehte ihn an zu fliehen, er solle sich in fremdem Lande, in Amerika eine neue Zukunft gründen, ich wollte ihm Alles geben was mein sey. Er sah mich kalt und ruhig an: Sie wissen, weßhalb ich Marie erstach, sie war Ihre Buhlerin, ich habe den Verrath geräcbt; jetzt soll ich fliehen, damit meine Aussagen nicht ein schlimmes Licht auf Sie, den Herrn Richter werfen. Die arme Todte hat mir Alles gestanden, aber fürchten Sie nichts, kein Wort, daß Sie Marie verführt, kommt über meine Lippen, wahrlich nicht um Ihretwillen schweige ich, aber Marie hat gebüßt, so jung, so schön hat

sie sterben müssen, mag ihr Andenken in Ehren bleiben, möge man sagen, ich habe sie aus toller Eifersucht erschlagen. Ich werde in jedem Verhöre auf meiner ersten Aussage beharren, ich will sterben. Mögen Ihnen die Vorwürfe bleiben, zweier Menschen Tod verursacht zu haben, doch was liegt Ihnen, dem vornehmen Herrn an uns Bauernvolk, gehen Sie, unterschreiben Sie heute mein Todesurtheil und morgen, übermorgen opfern Sie wieder unsre Bräute, unsre Schwestern Ihrer Lust! — Wie oft bin ich noch in den Abendstunden in seinem Gefängniß gewesen, wie oft habe ich vor ihm auf den Knieen gelegen und ihn beschworen, zu fliehen. Ich will sterben; war seine einzige Antwort. Nach unsern Landesgesetzen mußte ihm die Todesstrafe zuerkannt werden, ich sagte ihm das im letzten Verhöre, als die Untersuchung geschlossen ward, fügte aber hinzu, sein Verbrechen lasse so viel Milderungsgründe zu, daß ich ihn der königlichen Gnade empfehlen wolle. Thun Sie das nicht, rief er fast drohend, Sie wissen, ich will sterben. Hundertmal war ich versucht offen zu bekennen, welch traurigen Antheil ich an der Ermordung der armen Marie habe, aber falsche Scham, mehr noch der Gedanke an meinen strengen Vater, hielt mich zurück; mir, dem verweichlichten Manne fehlte die Kraft der Wahrheit, aber ich litt Qualen der Hölle. Die Tage dieser furchtbaren Zeit haben das beste Mark meines Lebens genommen. Wilhelm ließ indessen den alten Schulzen, seinen Vater, in's Gefängniß kommen, er tröstete den alten Mann, er habe ja mehr Kinder, wohl sei er ein Verbrecher, aber dennoch gehe er nicht mit Unehren aus der Welt, und wenn er gebüßt, dürften sie seiner friedlich gedenken. Indessen waren unsre Truppen zum großen Theile aus Frankreich zurückgekehrt, auch das Jägerbataillon, bei dem Wilhelm gestanden hatte, war wieder in der Heimath. Wilhelm fürchtete noch immer, begnadigt zu werden, er ließ den Hauptmann, bei dessen Kompagnie er gestanden hatte, zu sich in's Gefängniß bescheiden, und als dieser seinem Wunsche Folge leistete, bat er ihn, doch in der Residenz zu bewirken, daß er bald hingerichtet werde. Den-

ken Sie daran Herr Hauptmann, sagte er, wie wir mit den Franzosen zum ersten Male plänkerten, Sie waren in den Fuß geschossen und konnten nicht mehr von der Stelle, die Feinde drängten mit Macht und wir mußten in Eile zurück, bis für uns neue Unterstützung kam; Sie waren schon weit hinter uns, schon wollten die feindlichen Soldaten Sie gefangen nehmen, da kehrte ich um, schlug mit der Kolbe zwei Franzosen nieder und trug Sie auf meinen Schultern fort. Sie sagten damals, Sie wollten mir diesen Dienst ewig gedenken, jetzt können Sie sich mir dankbar erweisen; sorgen Sie, daß mir mein Recht wird, mein Blut soll fließen, ich will keine Gnade, ich will nicht unter dem Gesindel im Zuchthause in Schmutz und Schande grau werden, versprechen Sie mir's, sorgen Sie dafür, daß die Herren vom Gericht mich mit ihrer Gnade verschonen. Der Hauptmann reichte ihm stumm die Hand, er bewirkte auch, daß der Befehl zu seiner Hinrichtung kam. Ich wollte um Urlaub nachsuchen, daß mir mindestens die Pein erspart würde, Zeuge seines Todes seyn zu müssen, aber ich sollte den Becher des Schmerzes bis auf die letzten bittersten Hefen ausleeren. — Sie wissen, in eigenthümlicher Milde neben so viel Unmenschlichem gestattet unser Gerichtsgebrauch dem zum Tode Verurtheilten einen letzten Wunsch, den man zu erfüllen sich angelegen seyn läßt. Wilhelm wünschte, ich möge ihn zur Richtstatt begleiten, ich möge alle Anstalten zu seiner Hinrichtung treffen. Sie haben sich in den Verhören so sanft gegen mich gezeigt, daß ich Ihnen noch auf meinem letzten Gange dafür danken möchte, sagte er lächelnd. Er wußte wohl, welche Pein er mir dadurch auferlegte! Der Tag der Hinrichtung erschien, es war ein schöner heitrer Morgen, die Armsünderglocke schrillte in fürchterlichen Tönen, bleich, zitternd schleppte ich mich in's Gefängniß. Wilhelm war heiter und froh, nur als er von seinem alten Vater Abschied nahm, weinte er heftig, dann aber kehrte seine Ruhe schnell wieder, ich mußte mich ihm gegenüber in den Wagen setzen, in dem er mit dem Geistlichen saß. Nicht er, ich schien der zum Tode Verurtheilte zu

seyn! Ehe er sich auf den verhängnißvollen Stuhl setzte, küßte er den Pfarrer, den er von Jugend auf gekannt; ich wollte ihm die Hand reichen, er stieß sie zurück: Mariens Blut, mein Blut komme über Sie! flüsterte er heftig. Dann trat der Scharfrichter herzu, sie verbanden ihm die Augen . . . ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig . . . in tiefe Ohnmacht versunken, brachte man mich in das Amtshaus. Ein fürchterliches Fieber tobte in meinen Adern; in lichten Augenblicken wie wünschte ich, wie fürchtete ich den Tod. Im Leben die entsetzlichsten Gewissensqualen, im Tode der Gedanke an Vergeltung, an den Richter dem die verborgensten Gedanken klar daliegen. Und dennoch genaß ich, ich verwünschte fast die neue Lebenskraft, die ich spürte, und doch empfand ich eine heimliche Freude, daß ich noch eine Frist gewonnen zur Reue, zur Buße. Sie brachten mir ein Schreiben des Justizministeriums an's Bett, es enthielt ein großes Lob wegen der scharfsinnigen und glücklichen Art, mit der ich die Untersuchung geführt habe und das Versprechen einer baldigen Beförderung. Menschliche Gerechtigkeit! . . Meinen Vater machte das Belobungsschreiben sehr glücklich; er sprach mir davon, ich müsse jetzt ernstlich daran denken, mich in die Höhe zu bringen, Heirath mit der Tochter eines einflußreichen Beamten schien ihm dazu ein wohlgeeignetes Mittel, ich sollte mich dann in die Residenz versetzen lassen. — Der Gedanke aber gab mir Trost, in der Gegend, wo meinem Laster und meiner Feigheit zwei Menschenleben gefallen waren, noch einiges Gute wirken zu können; ich lehnte alle Vorschläge meines Vaters ab. So wie ich genesen war arbeitete ich rastlos, bald, meine Herren, das darf ich sagen, gab es in unserm Lande kein Amt, wo schneller, unpartheiischer und gewissenhafter Recht gesprochen wurde, als in dem, wo ich war, in keinem Amte wurde mehr für den Wohlstand und den Flor der Gemeinden gesorgt. Jede Beförderung, jede Auszeichnung habe ich abgelehnt, nach dem Tode meines Vaters wurde ich an seiner Stelle Oberamtmann. Länger als zwanzig Jahre habe ich dort thätig gewirkt, es ist kein Haus in meinem Amte

wo nicht der jüngste Bube weiß, daß ich ein braver Mann, daß ich der Freund, der treue Berather des Volkes bin . . . Und in dieser Stunde vernichte ich die Liebe, die ich mir durch Sorgen, durch Mühen, durch Nachtwachen erworben habe; morgen steht die Erzählung meines Verbrechens in allen Zeitungen, in wenig Tagen weiß es das Land, weiß es Deutschland. Auf meine grauen Haare wird sich Verachtung ergießen, der ärmste Taglöhner, hört er davon, wird sein Loos glücklich preisen gegen das meine, ich werde einen fernen Winkel suchen müssen mich zu verbergen! Heute endlich büße ich; den Muth den der Jüngling nicht hatte, die Wahrheit zu gestehen, der Mann gebrochen durch sein Gewissen, vor der Zeit gealtert durch seine Reue hat ihn.

So lassen denn Sie, die das Wohl des Landes berathen sollen, mein Bekenntniß nicht fruchtlos verhallen; wie ich, haben vielleicht Viele gesündigt, Wenige vielleicht haben gestanden, wie ich. Bedenken Sie, wie oft trifft die Strafe nicht den, der durch Hochmuth, Stolz, Tyrannei den Thäter entmenschlichte, wie oft war der, der den Streich führte von der Gesellschaft verletzt, unbarmherzig verwahrlost, ausgestoßen . . . Wie oft schlug das Richtschwerdt nicht den vor Gott und seinem Gewissen Schuldigen. Üben Sie Milde, lassen Sie den Herrn über Leben und Tod, allein richten über Leben und Tod, gönnen Sie dem Schuldigsten auch Frist zur Reue, die Möglichkeit der Besserung . . . Ich kann nicht weiter, als Sie noch beschwören, lassen Sie mein Geständniß an dieser Stätte nicht umsonst gewesen seyn, verbannen Sie den Scharfrichter aus unserm Gesetze! . .

Martinsen verließ gebeugt den Saal, in großer Bewegung trennte sich die Versammlung.

Anderen Tages erhielt der Präsident der Ständeversammlung ein Schreiben von Martinsen, worin er ihm anzeigte, er scheide aus der Kammer, der er nach seinem gestrigen Bekenntnisse nicht mehr angehören könne; gleichzeitig hatte er seine Entlassung aus dem Staatsdienste erbeten. Einem jungen Abgeordneten, den er gleich ihm für größere Milde in der Strafgesetzgebung gestimmt wußte, schrieb er einige Worte des Abschieds: Ich habe gethan wozu mich mein Gewissen drängte. Ich sage Ihnen nicht wohin ich mich wende, ich will für meine Heimath gestorben seyn. Leben Sie wohl und versagen Sie mir Ihr Mitleid nicht.

Man hat nie gehört, wohin Martinsen gegangen; eine ziemlich bedeutende Summe schenkte er den Volksschulen in seinem Amte. Die Bauern reden noch von ihm, er war doch ein guter Mann, ist fast immer der Schluß ihrer Reden. Das Volk und edle Individuen haben ein sehr schwaches Gedächtniß für das Böse, was man an ihnen verübte, und ein sehr gutes Gedächtniß für empfangene Wohlthaten.

In der nächsten Sitzung der Kammer wurde die Frage über Abschaffung der Todesstrafe wieder aufgenommen. Martinsen erfuhr von mehren Seiten heftigen Tadel, daß er der Versammlung „einen Roman“ erzählt habe, daß er auf ihr „Gefühl“ habe wirken wollen. Dann wurde die Beibehaltung der Todesstrafe mit großer Mehrheit beschlossen.

Jetzige Schmeichler und ein alter Dichter.

Es ist wahrhaft betrübend, wenn man sieht wie die Giftpflanze einer nichtswürdigen Schmeichelei wieder in Deutschland gedeiht; man kann kaum ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne auf die ekelhaftesten Dinge dieser Art zu stoßen. Glaubt man den meisten deutschen Zeitungen, so haben die Fürsten und ihre Räthe so viel Weisheit, Tugend, Güte, Kraft, Milde, Geist, daß man Jeden der noch klagt, und nicht in einem Meere von Entzücken schwimmt, eigentlich hängen sollte. Gewiß geziemt den Fürsten, den Höchstgestellten im Staate, in deren Hände eine große Machtfülle gelegt ist, Ehrerbietung, aber nur der Sclave küßt seinem Herrn den Saum des Gewandes, nur der Sclave, der keine Menschenwürde hat und haben darf, schmiegt sich wie ein Hund zu den Füßen seines Tyrannen. Was müssen Engländer, was

müssen Franzosen von unserm Volke denken, wenn sie solche deutsche Zeitungen in die Hand nehmen? Der Engländer liebt sein Königshaus aufrichtig, er liebt in dem Königthume den Schützer und Erhalter freisinniger Staatseinrichtungen, aber er vergißt deßhalb doch nie, daß es eines vernünftigen Menschen unwürdig und daß es mit wahrer Sittlichkeit unverträglich ist, einem andern Menschen, und sei dieser Mensch noch so mächtig, die Summe der erhabensten Eigenschaften anzulügen, die bei einem sterblichen Wesen schwerlich alle so vereinigt gefunden werden. Der König Ludwig Philipp wird in Frankreich eben so sehr geliebt als die Fürsten von X. und Y. in Deutschland, aber die große Masse des Volkes, die ihm herzlich ergeben ist, würde mit dem größten Unwillen ihm geltende Schmeicheleien der Art aufnehmen, wie unsere Zeitungen sie Woche für Woche bringen.

In ältern Zeiten haben die Deutschen nie ihren Fürsten den schuldigen Zoll einer verdienten Achtung geweigert, aber sie vergaßen auch nie, daß ihre Fürsten so gut wie der geringste Taglöhner dem König der Könige unterthan sind, sie vergaßen nie, daß unverdientes Lob, Mächtigen gespendet, ein Zeugniß großer Verderbtheit eines Volkes und eine große Beleidigung für die wahrhaft Edlen ist, denen Volksliebe als der Preis ihrer Opfer, Sorgen und Mühen gebührt. Jetzt aber schmeichelt man Allen in gleichem Maaße, und glaubt man den Zeitungen, so wird der König von H. gerade so sehr von seinen Unterthanen geliebt, als der König von W. von den seinigen.

In jedem Städtchen in Deutschland sitzen Poeten, welche bei feierlichen Gelegenheiten Loblieder in allen Versmaaßen und für die billigsten Preise verfertigen, man könnte ganze Regimenter solcher Poeten zusammenbringen; im dreizehnten Jahrhundert lebte der edle Walther von der Vogelweide, einer unsrer liebenswürdigsten Dichter, er kannte das Leben, er hatte viel Höfe gesehen und mancher Fürsten Gunst genossen, aber er dankte ihnen diese Gunst, nicht wie ein Speichellecker sondern wie ein Mann dankt. Seine Ermahnung an die Fürsten verdient ewig unter uns fortzuleben:

Ihr Fürsten adelt Euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde mild, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu Euren Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch stets in Würden schauen,
So loben Euch die reinen, süßen Frauen;
Schaam, Treue, Milde, Zucht sollt Ihr mit Freuden tragen,
Liebet Gott und schaffet Recht wenn Arme klagen,
Glaubt nicht was Euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath so dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Ende.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts bekleidete ein Herr von Ende in einem süddeutschen Staate die wichtige Stelle eines Justizministers, er verdankte sie indessen keineswegs seinen Verdiensten, sondern seiner Geburt und den damals an den kleinen deutschen Höfen sehr üblichen Ränken und Schlichen, an denen er und seine Freunde es nicht hatten fehlen lassen. An die Thüre dieses Mannes schrieb einst ein Witzling: Hier hat die Gerechtigkeit ein Ende.

Asiatisch und Europäisch.

Ein unserm Deutschland eigenthümliches Geschlecht sind jene Gelehrten, welche nirgends fremder sind, als in ihrer Heimath, welche an Allem mehr Antheil nehmen,, als am Loose ihres Vaterlandes. Solch ein Gelehrter, der sich ausschließlich mit Forschungen über Persisch, Arabisch, Syrisch und dergleichen beschäftigte, wurde zum Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris ernannt. „Das hat der Mann verdient," sagte ein witziger Student, „denn in die europäische Gesellschaft gehört er nicht."

Aus einem alten Lehrbuche für Diplomaten.

Zur Zeit König Ludwigs XIV., wo von Paris und Versailles aus eine entsetzliche Verkünstelung und Verschrobenheit

verbreitet wurde, erschien eine Schrift über die Obliegenheiten der Gesandten und Botschafter und über die ihnen zustehenden Rechte. Der gelehrte Verfasser schloß dieselbe von dem Aufhören ihrer Rechte und Pflichten redend mit den Worten: Wenn aber ein Gesandter mit Tode abgegangen ist, tritt er alsbald wieder in das Privatleben zurück.

Ein Versehen von Adam.

In einem alten Lustspiele sagt Hanswurst: Wenn Vater Adam so gescheut gewesen wäre sich einen Adelsbrief zu kaufen, wären wir jetzt alle gnädige Herren.

Weise Sprüche.

Einer der größten englischen Staatsmänner, der edle Lord Broughan sagte: Der Schullehrer ist der Beherrscher unserer Zeit, sein ABC ist mächtiger als das Soldatenbajonet.

Wer wünschen will, daß er recht leb'
Der wünsch', das Gott ihm dazu geb'
Gesunden Sinn, Leib und Gemüth
Und ihn vor Furcht des Tod's behüt'.

(Aus dem berühmten Buche das Narrenschiff von Sebastian Brand.)

Geld macht nicht reich,
Es sey denn reich
Das Herz zugleich.

Wer altes Unrecht duldet, ladet neues in's Haus.

Am Rathhause der spanischen Stadt Toledo steht diese Inschrift:

Edle Männer von Toledo,
Die Ihr unsrer Stadt gebietet,
Wohl an dieses Hauses Stufen,
Lasset alle Leidenschaften!
Laßt den Geiz, den unheilvollen;
Sonder Liebe, sonder Haß
Richtet; für Toledo's Bestes
Opfert willig Euer eignes:

Es schuf Gott Euch ja zu Stützen
Dieses herrlichen Gebäudes;
Seyd denn fest und seyd gerecht!

Kant, der große Weltweise, sagt: Handle so, daß Du wollen kannst, die Richtschnur Deines Handelns möge die Richtschnur in den Handlungen aller Menschen seyn.

Einer der edelsten Deutschen, die je gelebt haben, W. Fr. Meyern sagte: Wie Wenige wagen es, einen Andern zu verstehen; wie Wenige wagen es sich verstehen zu machen? Wir gehen aus der Welt, ohne uns zu fassen; der schönste Theil unseres Daseins: das Anerkennen edlerer Menschheit, die freie Gerechtigkeit offener Gemüther, die Kunst, sich jeden Menschen als ein Ganzes zu denken, wird so furchtsam geübt. Nur stückweise sehen wir uns, und nur im Tode, wie in einem trüben, stillen Spiegel, wagen wir einen Blick auf die reine Lichtgestalt des Entflohenen.

Wer schlägt den Löwen! Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut Jener, der sich selber zwinget.

(Walter von der Vogelweide.)

Mit Zeit und Geduld, wird aus dem Maulbeerblatt Seide.

Es soll sich Niemand schämen einzugestehen, daß er geirrt habe, durch ein solches Geständniß beweist er vielmehr, daß er heute weiser ist, als er gestern war.

Wo Reden Pflicht ist, ist Schweigen ein Verbrechen.

Des großen Weltweisen Leibnitz Wahlspruch war: Ein Theil des Lebens geht zu Grunde, so oft eine Stunde verloren wird.

Ein Weiser lag an einer tödtlichen Krankheit darnieder und litt unsägliche Schmerzen, da rief er: Großer Gott, ich danke dir, daß mich nur Schmerzen, nicht Gewissensbisse quälen.

Wahre Höflichkeit besteht darin, wohlwollend gegen Jedermann zu seyn.

Dahlmann sagte in der Rede, mit welcher er seine neue Wirksamkeit in Bonn begann: Der schlimmste Feind aller geistigen Wirksamkeit ist die Schlaffheit, eben so leicht möchte man die taube Luft verwunden, als ein schlaffes Gemüth vermögen die edlen Schmerzen auf sich zu nehmen, die der Kampf um Wahrheit bringt. Irrthum und sinnliche Verstocktheit sind gefährliche Feinde, aber man kann sie treffen, die widerstandslose Schwäche nie.

Otto I., Kaiser der Deutschen*).

Die Welt war glücklich, so lange Otto den Scepter hielt.
Leben der heiligen Mathilde Wittwe Heinrichs I.

Im Jahre 935 schon, kurz vor dem Tode Heinrichs des Städtegründers, hatten deutsche Fürsten auf einer Versammlung zu Erfurt Otto seinen Erstgeborenen aus seiner Ehe mit der edlen Mathilde zum König der Deutschen nach ihm erkoren. Zu Quedlinburg, an Heinrichs Sterbelager, huldigten dann die sächsischen Fürsten und Großen dem Sohne nochmals. Mit ihm zogen sie darauf nach Aachen, das vordem Kaiser Karl des Großen Lieblingssitz gewesen war, schlicht und ohne Feier hatte der Vater Heinrich in schlimmen Zeiten, da äußerer Feinde Andrängen und Zwiespalt unter den deutschen Stämmen des Reiches Fortdauer bedrohten, mit starker Hand das Königsschwert ergriffen, in Frieden ließ er dem Sohne Deutschland und um den neuen Herrscher sammelte sich eine glänzende Schaar die ersten Tage seiner Regierung mit festlichem Gepränge zu weihen und durch die ernste Feier der Krönung zu verherrlichen. — Am 8 August 936 zog König Otto in Aachen ein und begab sich mit großem Geleite in den alten Kaiserpalast; hier ward Otto noch einmal von allen den Edelsten des Reiches, an ihrer Spitze die Herzoge der Lothringer, der Baiern, der Schwaben und der Franken, zum Könige der Deutschen erkoren; mit feierlichem Handschlage gelobten sie Alle ihm treu zu seyn und ihn willfährig zu unterstützen im Kampfe wider seine Feinde. Darauf begab sich die Versammlung in den Dom, wo die Geistlichkeit und eine große Volksmenge versammelt war. Hildebert, der Erzbischof von Mainz, hochangesehen im Reiche, so als Bruder des Königs Konrad, des letzten Königs aus dem Stamme der Franken, wie um seiner Redlichkeit, Weisheit und Gerechtigkeit willen, empfing darauf den jugendlichen König an der Pforte des Domes und zeigte ihn dem versammelten Volke, die deutschen Männer fragend, ob ihnen der König recht sei, den Heinrich zu seinem Nachfolger bestimmt, den die Fürsten erkoren. Alle erhoben jubelnd die rechte Hand, Alle bestätigten freudig die Wahl der Fürsten. Nun gürtete der Erzbischof dem Könige das alte Reichsschwert um und legte ihm den Mantel an, salbte ihn, setzte ihm die Krone auf's Haupt und gab ihm Scepter und Stab. Das Schwert, ermahnte der Erzbischof, sey dem Könige gegeben Gottesfrieden zu erringen, der Mantel sollz ihn an Treue gegen den Glauben, an Liebe zum Frieden erinnern. Da er ihm Scepter und Stab gab und ihn salbte, sprach er die schönen Worte: Mögen die Zeichen der Gewalt Dich mahnen, väterlich über Deine Unterthanen zu herrschen. Vor Allem lasse die Diener Gottes und die Wittwen und Waisen Deiner Gnade empfohlen seyn; das Oel der Erbarmung fehle nie, nicht jetzt, nicht in Zukunft Deinem Haupte, auf daß, so auf Erden, wie im Himmel Dich die ewigen Belohnungen schmücken.

Nach der Krönung war ein großes Festmahl, Herzoge waren zum Dienste des jungen Königs bemüht; Giselbert, Herzog der Lothringer, Otto's Schwager, lieferte das Prachtgeräthe; Eberhard, Herzog von Franken und Bruder des Königs Konrad, hatte die Speisen besorgt; Herrmann, Herzog der Schwaben hatte die edelsten Weine herbeigeschafft; Arnolf, der Baiernherzog hatte die wirthliche Sorge für alle, beim Feste anwesenden Edlen und für ihre Reisigen und Rosse übernommen.

*) Im Jahrgang 1843 ist Seite 21—41 die Lebensgeschichte Heinrichs des Städtegründers und im Jahrgange 1842 Seite 33—48 die Lebensgeschichte Kaiser Karl des Großen enthalten.

Otto war, da sie ihn krönten, noch nicht volle vier und zwanzig Jahre alt, aber unter der Leitung eines Mannes, wie Heinrich, herangewachsen, Vertrauen einflößend durch sein ganzes Wesen, sah das Volk freudig die Zeichen der höchsten Gewalt und Würde in seinen Händen. Nach ihm empfing auch seine Gemahlin, die edle Editha, Tochter und Schwester englischer Könige die Krone.

Daß König Otto der ächte Sohn seines Vaters sey, daß er mit kräftiger Hand das Reichsschwert zu führen wisse, hatte er bald zu bewähren; in Böhmen, dessen Fürsten ihre Lande vom deutschen Reiche zu Lehen hatten, war arger Zwiespalt ausgebrochen. Boleslaw hatte seinen Bruder Wenzel, der dem christlichen Glauben ergeben war, ermordet, dessen Land mit gewaltiger Hand an sich gerissen, und sich gegen treue Vasallen des deutschen Reiches mannigfache Ungebühr erlaubt. Ein sächsisches Heer, welches ihm entgegengezogen war, hatte er geschlagen, ein zweites Heer unter dem tapfern Billungsohn rächte diese Niederlage, zersprengte Boleslaw's Schaaren und zog in Böhmen ein; Boleslaw mußte wiederum dem deutschen Könige huldigen und sich ihm zinspflichtig bekennen.

Zu derselben Zeit starb Arnulf, Herzog von Baiern, der Heinrich I. so befreundet gewesen war, ein redlicher, geistvoller Mann; er hatte der Sittenlosigkeit, die unter den baierischen Geistlichen noch aus den letzten Zeiten des fränkischen Reiches her herrschte, mit Ernst gesteuert, der Habgier übermüthiger Mönche Schranken gesetzt, darum haßten ihn viele Priester und Mönche, und in der Geschichte des Klosters von Tegernsee heißt es dafür kurzweg von ihm: er war schlimmer als der Teufel. Arnulfs Söhne wollten, unbekümmert um die Bestätigung des Königs, Baiern beherrschen und weigerten sich, an seinem Hoflager zu erscheinen, ihr Land von ihm zu Lehn zu nehmen, doch als er sich anschickte, mit einem Heere in Baiern einzurücken, um sie für ihre Widersetzlichkeit zu bestrafen, mußte er sich einer größern Gefahr entgegenstemmen. Als die Kunde vom Tode Heinrichs zu den Ungarn gedrungen war, glaubten ihre Fürsten und Führer, wieder herrsche im Reiche der alte Zwiespalt und die alte Uneinigkeit, und die Tage reicher Raubernten seyen wiederum für sie gekommen. In den Süden Deutschlands waren sie in zahlreichen Horden eingebrochen, überall Gräuel übend, und durch Mord, Brand und Plünderung gesegnete Gauen verwüstend. St. Gallen und Fulda, beide Städte damals von großer Bedeutung, hatten sie niedergebrannt; dann theilten sie sich in zwei Heerhaufen, der eine überschritt den Rhein, überschwemmte das Elsaß, Lothringen und Frankreich und kehrte, ohne Strafe für die verübten Frevel zu finden, durch Oberitalien nach Ungarn zurück, der andere wandte sich nordwärts, auch des Königs sächsische Stammlande heimzusuchen, und Verwüstung bis an die Küsten des deutschen Meeres zu tragen. Otto schlug das Ungarheer indessen auf's Haupt, und mit gewaltiger Kraft erhob sich das gesammte sächsische Volk, es von seinem Boden zu vertreiben. Nur Wenige des kecken Raubvolkes konnten den Ihrigen die erlittenen Niederlagen melden, und seitdem hat nie wieder eines Ungarpferdes Huf sächsische Saaten zertreten.

Nach Besiegung der Ungarn wandte sich Otto wieder gegen die ihm widerspenstigen Baiernherzoge, sie vermochten seiner Macht nicht zu widerstehen und wurden ihrer Herrschaft entsetzt. — Streitigkeiten zwischen sächsischen und fränkischen Großen nahmen darauf den König in Anspruch, die Sachsen durch ihre Thätigkeit, ihr Kriegsglück, ihre treue Anhänglichkeit an Heinrich, den ersten König aus ihrem Stamme, waren zu reichem Besitz gekommen, hatten schöne Ländereien zu Lehn erhalten, daher beständiger Neid der fränkischen Herren gegen sie. Herzog Eberhard, jener Bruder König Konrad's, der einst dem Wunsche des sterbenden Herrschers getreu, Heinrich, als dem besten Manne in Deutschland, die Abzeichen der königlichen Würde überbracht und ihm als König gehuldigt, der in allen Gefahren treu zu ihm gestanden hatte, schien sich dem Nachfolger nicht zu gleicher Treue verpflichtet zu halten; vielleicht sah er sich von Otto zu geringschätzig behandelt,

der im Stolze der Jugend wohl hie und da jene Dienste übersah, welche dem Vater geleistet, auch auf des Sohnes Haupt die königliche Krone befestigten, und glaubte wieder eine Bedeutung und Beachtung erzwingen zu müssen, die man ihm versagte. Er störte den Frieden, der im Reiche herrschte, mit gewaffneter Hand überfiel er zwei Mal, der königlichen Abmahnung und Strafe nicht achtend, einen sächsischen Edlen, Bruning; Anlaß der Fehde waren streitige Besitzungen gewesen, und sie wurde von Seiten Konrad's mit Erbitterung und in wahrhaft räuberischer Weise geführt. Otto schrieb im Jahr 937 einen Reichstag aus, auf welchem sich Herzog Eberhard vor allen Großen des Reiches wegen seiner Frevel verantworten sollte. Der Herzog erschien nicht, er hatte gegen Otto einen argen Feind erweckt, den führte er gegen ihn in's Feld. Dieser Feind war des Königs eigener Bruder, Tancmar, der seinem Vater aus seiner ersten, bald wieder getrennten Ehe mit Hatheburg geboren worden war; Tancmar erhob Ansprüche auf eine Grafschaft, die ihm aus der mütterlichen Hinterlassenschaft gebühre; Otto war nicht geneigt, diesen Ansprüchen zu willfahren, da der Bruder von König Heinrich schon mit einem reichen Erbe bedacht war. Tancmar nutzte nun seinen großen Besitz, zahlreiche Schaaren um sich zu sammeln, mit Eberhard dem Frankenherzoge verbündet, überfiel er des Königs Veste Bellick in Westphalen, nahm sie ein und machte dort Heinrich, seinen und Otto's Bruder zum Gefangenen. Von Bellick zieht er weiter plündernd und raubend im Sachsenlande umher. Otto versucht den Aufrührer zuerst durch Milde zu entwaffnen, seine Friedensliebe gilt dem Trotzigen für Schwäche, und wider seinen Willen muß Otto zum Schwerte greifen, dessen Kraft zuerst die Ungarn hatten erfahren müssen. Die Feste Eresburg, in der Tancmar mit seiner Hauptmacht hielt, wird belagert, wird mit Sturm genommen, Tancmar rettet sich in eine Kirche, aber die Heiligkeit des Ortes schützt ihn nicht, Otto's Krieger verfolgen ihn, er sucht sich, das Schwert in der Faust, einen Ausweg zu bahnen, da wird er von einer Lanze tödtlich getroffen, und sein Blut bespritzt den Hochaltar. — Der König Otto beklagte aufrichtig diesen Ausgang des Streites, gern hätte er noch im Schuldigen den Bruder geschont, Schonung seiner Mitverschworenen hätte dagegen wieder seine Milde als Schwäche erscheinen lassen, er ließ die Haupträdelsführer, als des Todes durch das Männerschwert unwürdig, aufknüpfen.

Herzog Eberhard, fürchtend, daß jetzt des Königs Macht sich wider ihn wenden würde, war mit ruchloser Schlauheit bemüht, ihm einen Feind entgegenzustellen — und wiederum sollte dieser Feind ein Bruder seyn. Ihm war die Obhut des gefangenen Heinrichs übergeben worden; Heinrich war ein schöner, kühner Jüngling, seiner frommen Mutter Mathilde Liebling, von ihr verzärtelt, weil er des theuern Vaters Namen trug. Er zweifelte an dem Rechte seines Bruders Otto, König des deutschen Reiches zu seyn, war jener doch nur der Sohn eines Herzogs der Sachsen geboren worden, während ihn der Vater als König gezeugt hatte, schon von Kindheit an waren Otto und er oft uneins gewesen, als König war vielleicht der ältere Bruder, der leicht verletzten Eitelkeit Heinrichs mit allzuschroffem Stolze entgegengetreten. Eberhard, der, wie es scheint, sich zum letzten Ziele gesetzt hatte, die Königskrone an seinen Stamm der Franken zurückzubringen, sie sich selbst auf das graue Haupt zu setzen, der darum die Macht Otto's schwächen, und auf's Empfindlichste durch Zwietracht in seinem Hause selbst schwächen wollte, flößt mit leichter Mühe dem leichtfertigen Jünglinge das Gift nichtswürdiger Rathschläge ein. Er entläßt darauf Heinrich, der ganz auf seine Plane eingegangen ist, seiner Gefangenschaft, er selbst auch eilt an's Hoflager des Königs und erhält von dem milden Manne, dem der Tod Tancmars noch trübe Stunden machte, leicht Verzeihung. — Heinrich hatte unter den sächsischen Großen viel Anhang, denn er war, wie ein alter Geschichtsschreiber von ihm erzählt, von majestätischem, liebreichem Wesen und sehr freigebig, so warb er denn für seine finstern Plane; er versicherte sich vieler Führer in festen Städten und Schlössern und brach dann nach Lothringen auf, dessen Herzog Gi-

elbert, sein und Otto's Schwager, mit in die Verschwörung gezogen war. Im Frühjahr 939 wird so die Fahne der Empörung offen erhoben, Otto sammelt schnell ein treues Heer und zieht vor Dortmund, dessen Besatzung zu seinem Bruder hielt, sie ergibt sich ohne Widerstand und ihr Führer Agina wird des Königs Gefangener. Ihn sendet Otto, der noch immer zögert, auch dem zweiten Bruder mit Waffengewalt zu begegnen, mit friedlichen Vorschlägen an Heinrich, und zieht mit seinem Heere gen Lothringen; bei Xanten läßt er seine Truppen über den Rhein setzen. Als erst wenige seiner Truppen übergesetzt sind, er selbst noch auf dem diesseitigem Ufer hält, sieht er Schaaren dem jenseitigen Ufer sich nähern, es sind die Heerhaufen seines Bruders. Agina, den er mit Friedensvorschlägen abgesandt hat, tritt ihm entgegen, Heinrich, so berichtet er, will nichts von Frieden hören. Die wenigen Krieger von des Königs Herr, die am linken Rheinufer der Uebermacht Heinrichs entgegengestellt sind, halten sich indessen tapfer, es fehlte an Schiffen, ihnen Verstärkung zuzuführen, der König selbst kann nicht über den breiten Strom gelangen und muß ein unthätiger Zuschauer des Gefechtes bleiben. Da wirft er sich zum Gebete nieder uud fleht mit Inbrunst zu Gott; der Herr, der ihn zum Könige gemacht, möge ihn schützen in seiner gerechten Sache. — Und so geschah es, die kleine Schaar kämpft mit Heldenmuth, sie theilt sich unvermerkt, der übermächtige Feind sieht sich im Rücken angegriffen, schlaue Sachsen rufen den Lothringern in gallischer Sprache zu: die Schlacht ist verloren, es rette sich wer kann! Verwirrung verbreitet sich unter Heinrichs Schaaren, die vielen Tausende fliehen vor einer handvoll Tapferer. Heinrich selbst wird verwundet. Seine hochfliegenden Plane sind zu Nichte geworden, seine Anhänger in Sachsen, in Thüringen und sonst im Reiche fallen wieder von ihm ab, nur die feste Stadt Merseburg bleibt ihm, dorthin flieht er, aber Otto's Heer rückt in schnellen Märschen vom Rheine her vor die Stadt, zwei Monate währt die Belagerung, dann erbittet Heinrich von seinem Bruder Otto einen dreißigtägigen

Waffenstillstand, während desselben sollen sich die Aufrührer unterwerfen, oder Sachsen verlassen. Heinrich, Otto's Milde und Großmuth wenig erkennend, eilt von Sachsen hinweg, wiederum zu seinem Schwager Giselbert nach Lothringen. Giselbert trägt kein Bedenken, dem Könige von Frankreich die Oberlehnsherrlichkeit über Lothringen anzutragen, und ihn so zum Bundsgenossen gegen Otto zu gewinnen. Auch andere Bundesgenossen hatten die aufrührerischen Fürsten gefunden, Slaven und Obotriten waren in Deutschland eingebrochen, einer der getreusten Freunde und Diener Otto's, Markgraf Gero, hatte die Sorge, sie zurückzutreiben; sie gingen, so wird erzählt, damit um, den Markgrafen ermorden zu lassen, er hatte darauf, wenig wählerisch in der Art der Mittel die Slaven zu bändigen, dreißig ihrer Vornehmsten zu einem Festmahle geladen und sie, da sie vom Weine berauscht waren, ermorden lassen. — „Zu läugnen ist nicht," sagt der edle Geschichtsforscher Luden, da er in seiner Geschichte des deutschen Volkes jenen Verrath am Gastrecht erzählt, in den Verhältnissen der Völker zu einander, sind Wahrheit und Gerechtigkeit nicht selten leere Wörter, um Herrschaft und Gewalt werden frevelhafte Dinge verübt; der Stärkere sieht den Schwächeren mit Hohn und Verachtung an, stellt das krampfhafte Ringen um die edelsten Güter als freche Empörung dar, und mißhandelt die Unglücklichen, welche den Jammer der Entmenschlichung nicht wie ein großes Glück knechtisch anerkennen, als hätte er selbst keine Zukunft zu fürchten." — Heftige Kämpfe entbrannten nun, bald aber neigt sich der Sieg auf die Seite der Deutschen. — Otto war indessen dem Rheine zugezogen, ein französisches Heer, das in's Elsaß eingerückt war, hielt ihm nicht Stand, er würde den König von Frankreich, den Bundesgenossen der Empörer, gezüchtigt haben, hätte nicht neue Kunde ihn wieder gezwungen, sich einem andern Gegner entgegenzustellen. Herzog Eberhard hatte bisher nur mit treulosem Rathe den Verschwörern beigestanden, die eigene Kraft noch geschont; es scheint seinem Verfahren tiefe Berechnung zu Grunde gelegen zu haben, erst sollten seine Bundsgenossen, erst

sollte der eitle Jüngling, der nach der Krone auf des Bruders Haupt die Hand ausstreckte, des Königs Macht geschwächt haben, selbst geschwächt worden seyn, dann wollte er gegen den Ermatteten auftreten, mit einem leichten Siege ihn gänzlich machtlos machen, so stand er dann im Gipfelpunkte seines Glückes, so war er der mächtigste Herzog in Deutschland, das alte Uebergewicht der Franken war wieder hergestellt, und nicht Heinrich, ihm mußte die Königskrone werden. Jetzt schien ihm der Zeitpunkt zu einem entscheidenden Schlage günstig, Slaven, Obotriten im Norden des Reiches, des Königs Schaaren beschäftigend, im Süden seine Werkzeuge, Heinrich, der Lothringerherzog und der König von Frankreich in Waffen. So zog Eberhard mit zahlreichem Heere aus, dem Rheine zu, mit ihm vereinigte sich Giselbert von Lothringen, der sich nicht mehr mächtig genug dünken mochte, allein noch etwas gegen Otto zu unternehmen. Otto's Heer ist an Zahl weit geringer, als das der Feinde, das ihm siegesmuthig entgegenrückte, seine Feldherrn beschwören ihn, sich zurückzuziehen, der Uebermacht jetzt zu weichen. Er aber will nicht vor Empörern fliehen, von Breisach aus, das er belagert hatte, will er Eberhards und Giselbert's Schaaren entgegen; voraus sendet er mit einem schwachen Heerhaufen einen Freund von bewährter Treue, den Herzog Hermann von Schwaben und die Grafen Udo und Konrad, diese treffen bei Andernach auf das feindliche Heer, das keines Angriffes gewärtig ist, die Herzoge selbst hatten, keine Gefahr erwartend, sich mit Brettspiel die Zeit vertrieben. Sie, die den König mit ihrer Uebermacht angreifen wollen, sehen sich überfallen, ein Theil ihres Heeres ist auf dem jenseitigen Rheinufer und kann nicht Theil an dem Gefechte nehmen, sie werden in die Flucht geschlagen, Herzog Giselbert rettet sich in einen Kahn, aber das schwache Fahrzeug kann nicht die Menge der Flüchtlinge fassen, die es an das jenseitige Ufer bringen soll, der Kahn stürzt um, und der Herzog durch die schwere Rüstung zu schwimmen verhindert, ertrinkt. Herzog Eberhard findet seinen Tod auf dem Schlachtfelde. Der Anfang seines Lebens wäre eines bessern Endes

würdig gewesen, ihn hat der Teufel jener Eitelkeit, die um den Glanz der Herrschaft, Ruhe und Glück des Vaterlandes, die eigene wahre Ehre gering achtet, das Greisenalter vergiftet und ihn, aus einem treuen Manne, zu einem Verräther werden lassen. Sein Leben wäre dichterischer Bearbeitung würdig, denn ein großes Beispiel der Verirrung edler Kräfte steht er da, und eine große Warnung für Alle, die um ihres Ich's und um ihrer Eitelkeit willen am Vaterlande freveln.

Otto stand mit seinem Hauptheere noch vor Breisach, früh an einem Morgen war er ausgeritten, still und einsam in einer Kirche zu beten, da sprengt ein Bote an ihn heran, athemlos, das Pferd mit Schaum bedeckt. Eberhard und Giselbert sind todt! ruft er mit letzter Kraft. Der König springt vom Pferde und dankt Gott in Thränen. — Dieser Sieg fesselte viel Erfolge an seine Fahne, Breisach ergibt sich ihm, er durchzieht ganz Lothringen und bringt die Grafen und Großen, die zu Giselbert und dem König von Frankreich gehalten hatten, wieder unter seine Botmäßigkeit. — Heinrich, sein Bruder, war nach Frankreich geflohen, wiederum verzeiht ihm der König und belehnt ihn selbst mit dem Herzogthum Lothringen; Graf Konrad von Worms, dem die Zeitgenossen den ehrenden Beinamen des Weisen gaben, und der an dem Siege bei Andernach wesentlichen Antheil gehabt, erhält Eberhard's Herzogthum Rheinfranken.

Die nächste Zeit wußte Otto für Ruhe und Wohlstand im Reiche Sorge zu tragen, er zog von einer Kaiserstadt zur andern, Klagen wurden abgestellt, das Recht sah sich mit Kraft geschützt, neue Niederlassungen und Städte mit schönen Vorrechten und Privilegien ausgestattet. Gleich dem Vater, trug Otto zu den jungen Städten große Liebe, er sah in ihnen kräftige Hemmnisse der Einfälle der heidnischen und wilden Völkerschaften, Trägerinnen des Handels und der Bildung und auch schon ein Gegengewicht gegen den Trotz der lehnspflichtigen großen Herren, der so oft die deutschen Könige an Vielem gehindert hat, was zum Besten und zur Ehre des Reiches gedient haben würde.

Die nächsten Jahre nahmen den König dann wieder Kriegshändel in Anspruch, Lothringen war von dem Könige von Frankreich Ludwig, der sich mit Giselbert's Wittwe Gerberg, einer Schwester Otto's, vermählt hatte, wieder mit Heeresmacht überzogen, sein Bruder Heinrich, der vielleicht sich in den Sinn der Lothringer wenig hatte schicken können, wohl auch durch seine Hoffahrt Manchen beleidigt hatte, war verdrängt worden, Otto vertrieb die Truppen des französischen Königs aus Lothringen; als indessen König Ludwig im eigenen Lande von seinen Vasallen schwer bedrängt und die königliche Würde ein Spiel seiner Feinde geworden war, zog Otto, gern die Unbill vergessend, die er, stets friedlich gestimmt, von dem Nachbar erfahren hatte, ihm zu Hülfe, brachte seine aufrührischen Vasallen wieder zum Gehorsam und schloß mit ihm, nachdem er auf Lothringen feierlich Verzicht geleistet hatte ein Freundschaftsbündniß. — An Heinrichs Stelle vertraute der deutsche König dem Grafen Otto von Verdün Lothringen an.

Heinrich, tief gekränkt, daß ihn der Bruder nicht wieder als Herzog über die Lothringer gesetzt, an seine Stelle lieber einen dort Gebornen, mit dem Sinne jenes wankelmüthigen Volkes Vertrauten gewählt hatte, sann, durch die Großmuth, die Otto schon in so hohem Maaße an ihm geübt noch immer nicht entwaffnet, indessen wieder auf Verrath und Aufruhr. Die Gelegenheit schien ihm günstig, das Heer, das unter Markgraf Gero den Slaven gegenüber gestanden, hatte nach deren Besiegung in den Vesten und in steter Beobachtung der zwar unterworfenen aber noch immer gefährlichen Feinde einen gar schweren Dienst; es glaubte sich vom Könige vernachlässigt, glaubte, sein Führer Gero wende ihm nicht genug von dem Zinse zu, welchen die Slaven entrichten sollten; unter den Vornehmsten im Heere hatte Gero, den König Otto um seiner bewährten Treue und Einsicht willen sehr hoch hielt, der Neider und heimlichen Feinde gar viele; Heinrich wußte den Unmuth der Krieger, die Tücke einiger Führer zu nutzen. Geheime Verbindungungen wurden

angeknüpft, Geld und wohl mehr noch Versprechungen wurden nicht gespart, am Osterfeste 941 sollte die Verschwörung zum Ausbruche kommen, nicht mehr sollten sich die Schwerter der Empörer mit den Waffen der dem Könige Getreuen, in offenem Kampfe messen, Heinrich schreckte nicht mehr vor dem Gedanken an Brudermord zurück. Otto ward durch einen Treuen gewarnt, er sammelte seine Freunde, den Schwabenherzog Hermann und die Besieger Eberhard's, Konrad den Weisen und den Grafen Udo um sich, sie beschließen, man solle scheinbar ganz harmlos die Osterfeier zu Quedlinburg begehen. Und so geschieht es, Otto zeigt sich oft dem Volke aber in der Stille wacht über ihm eine getreue Schaar und keiner der Verschworenen kann sich an ihn herandrängen; wie das Fest vorüber, werden die Häupter des treulosen Anschlags plötzlich gefangen, verdientes und strenges Gericht ergeht über sie. Viele büßen mit dem Leben, Andere werden ihrer Würden beraubt und in die Verbannung geschickt. — Heinrich entzieht sich dem so bitter beleidigten König durch eilige Flucht; unstät, von Allen gemieden, schweift er im Süden des Reiches, schweift er in Lothringen umher, das Vertrauen zu seines Bruders so oft, so arg mißbrauchter Großmuth treibt ihn zu ihm zurück; barfuß, gleich einem Büßenden eilt er an Otto's Hoflager und wirft sich, Verzeihung erflehend, vor dem Könige nieder. Und wiederum wird ihm Gnade, doch mag ihn Otto nicht vor Augen sehen, er verbannt ihn in seinen Palast zu Ingelheim am Rhein, und strenge Huth soll ihn hindern neue Frevel zu verüben; später will er ein Gericht der Fürsten und der Edelsten des Reiches versammeln und diesem, nicht seiner eigenen Entschließung, soll die Zukunft des Aufrührers überlassen bleiben. — Als darauf im folgenden Jahre König Otto in Frankfurt am Main zum Weihnachtsfeste verweilte, tritt ihm, da er zur Frühmesse in die Kirche eilt, ein Mann im Bußgewande entgegen und umfaßt flehend seine Knie, es war sein Bruder Heinrich, der König schließt ihn mild in seine Arme und verzeiht ihm vollständig. Seitdem ist Heinrich seinem Bruder getreu geblieben.

Friedliche Jahre, welche folgten, wendete Otto daran, sein Reich zu festigen, Wohlstand zu verbreiten und rohe Seelen für Glauben und Bildung zu gewinnen. Otto war ein frommer Mann im besten Sinne des Wortes, ein rührendes Gottvertrauen verließ ihn nie, und wie er mit kräftiger Hand den Scepter des Reiches hielt, so beugte er sich in Demuth vor dem Höchsten und brauchte seine Kraft nur, dem Guten Bahn zu brechen, nicht seinen Herrscherlaunen Befriedigung zu gewähren. So war er auch der Geistlichkeit gewogen, sie sollte in seinem Reiche ein Säemann des Guten sein durch Beispiel, Lehre und Ermahnung; strenge Gesetze gegen die Unsittlichkeit und Geldgier einzelner Priester erlassend, hob er das gesammte Kirchenwesen durch die stete Sorge, die er ihm erwies in der Liebe und Beachtung der Deutschen; besonders waren es auch die Schulen, denen er, dem Beispiele seines ersten großen Vorgängers, des ersten fränkischen Kaisers folgend, seine besondere Aufmerksamkeit widmete. — In den, dem deutschen Reiche jetzt erworbenen Landen, wo slavische Völker saßen, betrieb er, von seinem Markgrafen Gero hierin treulichst unterstützt, die Errichtung von Kirchen, Klöstern und Klosterschulen mit besonderm Eifer, daß ein geläuterter Glaube an die Stelle des dort waltenden greulichen Götzendienstes trete. Otto hat in norddeutschen Landen die Bisthümer Oldenburg, Havelberg und Brandenburg gestiftet.

Otto war, ohne daß ihm die Geschichte eigentlich Herrschsucht vorwerfen darf, unablässig für die Ausdehnung und Erweiterung seiner königlichen Gewalt bemüht, er kannte die Vergangenheit des Vaterlandes, er wußte, wie die einzelnen Herzoge und Grafen ihre Macht mißbraucht, in innern Kriegen muthwillig Blut vergossen, und die königliche Würde zu einem Schatten hatten herabsinken lassen. Hatten ja doch selbst gegen ihn, den eben feierlich erkorenen König, die Bairnherzoge sich gleich aufgelehnt; deßhalb führte er den Plan strenge durch, die deutschen Herzogthümer nur an getreue Diener oder ihm nahe Verbundene zu geben. So belehnte er seinen treuen Freund Konrad mit Lothringen, nach dem Tode

des Grafen Otto von Verdún, sein Bruder Heinrich ward auf die Fürbitte der Mutter mit Baiern belehnt; des Königs Sohn Ludolph, ward, ein achtjähriger Knabe, mit Ida, der einzigen Tochter des Herzogs von Schwaben verlobt und ihm fiel in der Folge dieses Herzogthum zu. — Kaiser Maximilian klagte viele Jahrhunderte später, er wäre ein König der Könige, denn wenn er gleich von seinen Fürsten etwas begehrte, so thäten sie es nur, wenn's ihnen so gefiele*). Die deutschen Völker aber haben wahrlich nicht darunter gelitten, daß ihr König die Herzoge und Grafen sich unterzuordnen wußte, zu seiner Zeit herrschte Wohlstand, keine Klage über Bedrückung ward laut, der Geringste sah sich in seinem Rechte geschützt gleich dem Vornehmsten, und spätere Schriftsteller nennen mit einem, dem Alterthume entlehnten Bilde, die Jahre, wo Otto herrschte, das goldene Zeitalter des deutschen Reiches, Otto selbst, gleich dem römischen Kaiser Titus, die Wonne der Welt.

Im Jahre 946 ward Otto wiederum von dem französischen Könige, dem seine Vasallen fast allen Besitz geraubt hatten, zu Hülfe gerufen; er mochte sie dem Bedrängten, ihm auch jetzt als Schwager nahe stehenden Manne, nicht versagen, so wenig dieser sie auch, durch eine Reihe von Treulosigkeiten und Aufhetzereien, die er sich gegen Lehensleute Otto's, namentlich in Lohringen hatte zu Schulden kommen lassen,

*) Luther erzählt in seinen Tischreden Cap. 37: Kaiser Maximilian soll auf eine Zeit gesagt haben, da er ein Bündniß mit den Venedigern aufgerichtet hatte: es wären drei Könige in der Welt, er sei Kaiser, der König in Frankreich und der König in England. Er wäre ein König der Könige, denn wenn er gleich seinen Fürsten etwas auflegte da es jenen gefiele, so thäten sie es, wo nicht, so ließen sie es, zeigte damit an, daß ihm die Fürsten niemals gehorsam gewesen wären, sondern thäten was und wie sie wollten. Der König von Frankreich aber wäre ein König der Esel, denn Alles, was er die Seinen hieße, das müßten sie thun wie der Esel, dem müßten seine Fürsten gehorsam sein. Der König von England aber wäre ein König der Leute denn was er ihnen auflegte, das thäten sie gern und hätten, ihren Herrn lieb wie gehorsame Unterthanen.

um ihn verdiente. Er verschafft dem Könige das verlorene Ansehen, zum Theil auch den verlorenen Besitz wieder und kehrt darauf nach Deutschland zurück. Im folgenden Jahre verlor Otto seine Gemahlin Editha, mit der er in sehr glücklicher Ehe gelebt hatte, sie war eine sanfte milde Frau; ihre sterblichen Reste ruhen im Dome zu Magdeburg, welche Stadt sie besonders liebgewonnen, weil deren Lage an der Elbe sie an das heimische London erinnert hatte.

Die Dänen waren wiederum in die durch Heinrich's Kraft dem deutschen Reiche gewonnene Markgrafschaft Schleswig eingebrochen, in Dänemark selbst hatte das Heidenthum wieder alle Macht gewonnen, Harald hatte seinen christlich gesinnten Bruder Kanut erschlagen und sich die Herrschaft angemaßt. Harald nun überzog die Markgrafschaft Schleswig mit einem großen Heere, das blühende Land weit und breit durch Mord und Brand in eine Einöde verkehrend. Otto aber sammelt in Eile seine sächsischen Schaaren, treibt die Dänen zurück und durchzieht nun Jütland bis an das Gestade des Meeres; dort warf er seinen Speer in die schäumenden Wellen, und noch heute heißt der Meerbusen, der Otto's Speer empfing, der Ottosund. Harald selbst wird dann, gleich seinen vorausgesandten Schaaren auf's Haupt geschlagen und muß um Frieden bitten, er unterwirft sich der Oberhoheit des deutschen Königs, nimmt von diesem sein Land zu Lehn, und verläßt, was Otto's frommem Sinn sehr am Herzen lag, das Heidenthum, um sich mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zum christlichen Glauben zu bekehren; Otto aber errichtete in jenen Gegenden die Bisthümer Schleswig, Aarhus, Ripen, Aldenburg. — Die Sage, von dem fleißigen Mönch Wittekind von Corvey niedergeschrieben, will, ein Wunder habe König Harald dem Christenthume zugeführt; bei einem Gelage nämlich hätten seine Feldherrn und Großen ihrer heimischen Götter Macht gerühmt, wohl sei auch Christus ein Gott, aber ihre Götter wirkten größere Wunder als jener; ein christlicher Priester, Poppo war sein Name und er hat sich später bis zum Bischof aufgeschwungen,

widersprach ihnen unerschrockenen Muthes, der Christenglaube sey der wahre, ihrer Götter Macht nur das Werk des Teufels und böser Geister. Harald hatte dem Streite schweigend zugehört, dann fragt er den Priester, ob er für seinen Glauben Zeugniß abzulegen bereit sey. Poppo erklärt sich dazu willig, und nun muß er mit bloßen Händen eine Stange glühenden Eisens tragen, er thut es und bleibt unverletzt, der heidnische König erkennt nun seine Götter für besiegt und wendet sich von ihnen zum reinern Glauben.

Auch Boleslaw, der Böhmenfürst, bekehrte sich, nachdem er noch einmal gefühlt hatte, daß es Thorheit sein würde, sich ferner gegen König Otto's Macht zu stemmen, zum christlichen Glauben, und suchte durch eine Reihe frommer Werke den an seinem Bruder Wenzel begangenen Mord zu sühnen.

In Oberitalien übten zu jener Zeit Markgraf Berengar und seine Gemahlin Willa, die früher von einem übermüthigen Herrscher vertrieben, an Otto's Hoflager freundlichste Aufnahme gefunden hatten, eine unerträgliche Tyrannei; Bischöfe, Lehnspflichtige, alles Volk seufzte unter dem harten Drucke, und selbst die Wittwe des Königs der Lombardei, Lothars, die Königin Adelheid, mußte ihre Schändlichkeit erfahren. Sie wollten sie zwingen ihrem Sohne Adalbert ihre Hand zu reichen, und ihm damit ein Königreich zur Morgengabe zu bringen, nahmen sie, als sie sich dessen weigerte, gefangen, und hielten sie auf einem festen Schlosse am Gardasee in strenger Haft. Dennoch gelang es ihr zu fliehen, unter vielen Gefahren rettete sie sich zu einem treuen Manne, Adalbert Azzo, auf dessen Schloß Canossa. Berengar erfährt indessen der Königin Flucht, ihren neuen Aufenthalt, er rückt mit Heeresmacht vor Canossa und schließt es eng ein, die starke Veste, die er nicht mit stürmender Hand nehmen kann, durch Hunger zu gewinnen. Da beschloß Adelheid, den deutschen König, dessen Name berühmt war in ganz Europa, um Hülfe wider Berengar anzuflehen, ihm trug sie ihre Hand und ihr Reich an und sandte mit dieser Botschaft einen Vertrauten über die Alpen, der gleichzeitig ein Schreiben des

Pabstes Agapets II. überbrachte, worin der König gleichfalls beschworen wurde, den Missethaten Berengars ein Ziel zu setzen.

Otto entschloß sich, seine bisher stets siegreichen Waffen nach Italien zu tragen, wohl rührte ihn das Schicksal der mißhandelten Königin, welche das Gerücht als die schönste Frau ihrer Zeit pries; doch trieb ihn auch Sorge um sein Reich zu dem Zuge. Noch gab es viel Ehrgeizige in Deutschland, viele nach Beute Lüsterne, glücklich waren alle innern Kämpfe geendigt, aber stets konnten wieder neue ausbrechen; jetzt war die Gelegenheit geboten, manchen Ehrgeizigen Raum zu gönnen; ward dem deutschen Könige das Lombardenreich zu Theil, so konnte er auch durch Belehnungen Habgierige und Unzufriedene befriedigen. So trat er denn mit einem schönen Heere den Zug an, mit ihm waren sein Sohn Ludolf, sein Bruder Heinrich und sein Schwiegersohn Konrad. — Im Spätherbste 951 überschritt er die Alpen, und sandte alsbald in die noch immer hart bedrängte Veste Canossa Eilboten, der Königin sein baldiges Erscheinen zu verkünden. Berengar aber konnte nicht einmal den Versuch wagen, sich dem deutschen Könige zu widersetzen. Alle lombardischen Städte sandten dem Manne, dem der Ruf großer Einsicht, Herrschertugend und Milde vorausging, die Schlüssel ihrer Städte, und in einer feierlichen Versammlung zu Pavia entsetzten die Fürsten und Prälaten des Reiches Berengar, um der von ihm verübten Frevel willen und huldigten Otto als König von Italien. Die Königin Adelheid begrüßte ihren Erretter zu Pavia und ward ihm am Weihnachtsfeste als seine Gemahlin vermählt.

Weiter wollte nun Otto seine glänzende Fahrt durch Italien fortsetzen, er rüstete sich nach Rom zu ziehen und die Kaiserkrone, die Karl der Große getragen, auf sein Haupt zu setzen, so der Welt zu beweisen, daß das deutsche Reich, das er beherrsche, das größte der Erde und würdig sei, die Herrschaft der alten Imperatoren wiederum fortzusetzen. Da verwundete ihn noch einmal Verrath, er hatte den Bruder nach seinem Leben trachten sehen, jetzt kehrte der einzige

Sohn die Waffen wider ihn. Otto hatte ihn so sehr geliebt, da die Gattin Editha ihm gestorben, hatte er alle Zärtlichkeit an den Jüngling verschwendet; er sollte das Reich beherrschen nach ihm, so war schon beschlossen und von den mächtigsten Fürsten bestimmt. Otto's Bruder, Heinrich, aber haßte Ludolph, er hat sich, wie es scheint, zwischen Vater und Sohn gedrängt, Unfrieden und Mißmuth ausgesäet, nun gab der Vater dem selbst schon vermählten Sohne eine Stiefmutter, Ludolph wähnte sich dem Herzen des Vaters entfremdet, wähnte sich zurückgesetzt — er griff, wie des schwachen und nicht von edlerem Sinne beherrschten Menschen wohl eigen ist, in seinem Unmuthe zu dem Aeußersten, er verließ das Heer seines Vaters und wandte sich mit mehren unzufriedenen, weil wohl ihrer Ansicht nach nicht reich genug belohnten, Führern nach Deutschland zurück. Er warb Anhänger und war geneigt, das Vaterland wieder in Bürgerkrieg zu stürzen. — Otto durfte, so scheint es, jetzt nicht mehr jenseits der Alpen weilen, er ließ seinen Schwiegersohn, Herzog Konrad von Lothringen, mit einem ansehnlichen Theile seines Heeres in Italien zurück, er selber aber eilte mit seiner jugendlichen Gemahlin in die Heimath. — Aber auch Herzog Konrad wandte sich bald gegen ihn, der König hatte einen Vertrag, den jener mit dem abgesetzten Berengar geschlossen, nicht gut geheißen, dadurch erbittert, schloß sich der Herzog an Ludolph an. Heinrich dagegen, des Königs Bruder, erfreute sich seiner stets wachsenden Gunst, sein Herzogthum Baiern wurde mit oberitalischen Landschaften sehr vergrößert, als Otto dann doch dem Berengar verzieh und ihn unter seine Oberherrlichkeit mit dem Reiche der Lombarden belehnte, und reichte nun vom Herzen Deutschlands bis an dessen äußerste Marken.

Im Jahre 953 brach der Aufruhr Ludolphs und Konrads offen aus; Königin Adelheid hatte einen Sohn geboren, der nach dem Städtegründer Heinrich genannt wurde; Ludolph argwöhnte, dieser solle dem Vater im Reiche folgen, er gänzlich hintangesetzt werden. Doch fielen den Empörern nicht so viel Herren und Grafen zu, als sie wohl erwartet;

sie zogen sich nach Mainz, dessen Erzbischof Friedrich, ein ränkevoller, unfriedlicher Mann, gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht hatte. Otto belagerte Mainz, sechzig Tage lang schreckte er die Stadt mit unaufhörlichen Angriffen; dann trat ein Waffenstillstand ein. Otto, der bisher nichts unversucht gelassen hatte, Sohn und Eidam zu ihrer Pflicht zurückzuführen, versuchte noch einmal den Weg der Unterhandlungen; Ludolph und Konrad begehrten für alle Lehnspflichtige des Königs, die an ihrem Aufruhr Theil genommen hatten, völlige Verzeihung; dieß schlug der König ab. Heinrich scheint auch hier wieder, jeden Frieden hemmend, zwischen Vater und Sohn getreten zu seyn; die Unterhandlungen wurden abgebrochen und der Kampf entbrannte auf's Neue. Ludolph und Konrad verließen Mainz; viele Vasallen Heinrichs, ein Sohn des verstorbenen Baiernherzogs, der Pfalzgraf Arnulf, ein Mann von großer Tapferkeit und Kriegserfahrung, traten zu ihnen über, und der Königssohn hat die Freude, den verhaßten Oheim tief zu demüthigen, er vertreibt dessen Gattin und Kinder aus Regensburg, raubt seine Schatzkammer und zieht alles Unheil des Krieges in das friedliche und blühende Baierland. Otto, der bisher noch vor Mainz gestanden, hebt die Belagerung dieser Festung auf und eilt vor Regensburg; drei Monate lang schließt er diese Stadt ein, endlich zieht er nach Sachsen, wo Anhänger des Sohnes, gleichfalls Aufruhr brütend, seine Gegenwart höchst nöthig gemacht hatten. Indessen hatte ihm das Glück gegen die Empörer geholfen; in Baiern drängten die dem Herzoge Heinrich Treuen die Feinde, Herzog Konrad fand in Lothringen Gegner — lieber wollte Ludolph die schlimmsten Feinde gegen Deutschland wenden, als Friede mit dem Vater schließen, um der Welt nicht das Schauspiel des reuigen Sohnes zu geben, ward er zum Vaterlandsverräther. Er rief die Ungarn zu seiner Hülfe auf, und diese ließen sich nicht lange zu einem Raubzuge bitten; im Frühjahr 954 brachen sie in Deutschland ein, von Ludolph und Konrad wie Freunde empfangen. Sie verwüsteten den ganzen Süden

Deutschlands, warfen sich indessen, wohl der Niederlagen eingedenk, die sie bei'm Anfange der Regierung Otto's in Sachsen erlitten hatten, nicht nach dem Norden, schonten die Anhänger der beiden Fürsten wenig, schreckten aber ihre Feinde und kehrten, in Blut gebadet und mit Raub reich beladen, in ihre Wohnsitze zurück. — Otto erbittert, eilte indessen mit einem starken Heere getreuer Sachsen seinem Sohne entgegen. Zwei Monate lang belagerte er Regensburg; als die Belagerten sich fast ohne Rettung verloren sahen, baten sie um einen Waffenstillstand, der ihnen bewilligt wurde. Am 15. Juni 954 wird zu Zenn (dem heutigen Städtchen Langenzenn, in der Nähe von Nürnberg) eine Reichsversammlung gehalten; hier sollten sich Ludolph und Konrad einfinden. Sie kamen; Angesichts der Fürsten, weltlicher und geistlicher und vieler Grafen und Herren klagt König Otto den Sohn bitter an. „Träfe der Zorn meines Sohnes und deren, die mit ihm sind," so sprach er, „mich allein, und würde nicht die gesammte Christenheit mit Schrecken erfüllt, ich würde es mit Gelassenheit dulden; ich würde es ertragen, daß sie nach Art der Räuber in meine Städte eingefallen sind, daß sie Landschaften meinem Besitz zu entreißen gestrebt haben, aber es dürstete sie auch nach dem Blute der Meinigen, und der mir theuersten Grafen. Ein kinderloser Mann sitze ich da, denn der Sohn hat sich mir in den wildesten Feind verkehrt, der Sohn, den ich am Meisten geliebt, den ich zur höchsten Stelle, zu den höchsten Ehren erhoben habe. Auch dieses noch müßte ertragen werden, hätten sie nicht die Feinde Gottes und der Menschen in unsern Streit gezogen. So haben denn diese mein Reich verwüstet, das Volk gemordet, oder in die Gefangenschaft geführt, Städte zerstört, Kirchen verbrannt, Priester erwürgt. Noch triefen die Straßen von Blut, und Gold und Silber, welches ich meinem Sohne und meinem Eidam gespendet, haben die Feinde Christi auf ihre heimathlichen Sitze schleppen dürfen. Was nach diesem noch Schändlicheres, noch Treuloseres übrig sei, vermag ich nicht zu ermessen." — Ludolph vertheidigte sich kurz und

trotzig, er habe die Ungarn nicht in's Reich gerufen, mit Golde habe er sie bestochen, dieß sei wahr, aber es sei nur geschehen, um von sich und seinen Untergebenen den größten Schaden abzuwenden. Friedrich, Erzbischof von Mainz, der den Empörern seine Stadt geliefert hatte, Konrad auch, unterwarfen sich dem Könige, nur Ludolph wollte dem Vater sich nicht in Reue zuwenden; er verließ den Reichstag und eilte wieder nach Regensburg, der König zog ihm nach und auf's Neue begann die Belagerung. Hunger trieb endlich die Belagerten aus der Stadt; Otto führte das Heer zu ihrer Verfolgung, bei Diffen an der Iller standen sich Vater und Sohn zur Schlacht gerüstet gegenüber, da stifteten endlich die Bischöfe Udalrich von Augsburg und Hartpert von Chur Frieden zwischen ihnen. Otto verstattet dem Sohne noch eine Frist, er soll sich auf einem Reichstage zu Fritzlar stellen, dort sein weitres Schicksal und die Gestaltung seiner Zukunft erfahren. Otto zieht darauf gen Thüringen, sich in den schönen Herbsttagen an der Jagd zu vergnügen, da wirft sich ihm in einem Walde, wie ehedem der Bruder Heinrich an der Kirchenpforte, sein Sohn Ludolph zu Füßen und fleht den schwergekränkten Vater um Vergebung an. Es ward ihm verziehen, und feierlich nahm dann Otto den Sohn vor allem Volke wieder in seine Gnade auf.

Die Ungaren, welche ihren jüngsten Raubzug durch den Süden Deutschlands so ungestraft vollführt hatten, brachen im Jahre 955 verrätherischer Weise, nachdem sie kurz zuvor an den deutschen König Gesandte geschickt hatten, mit ihm ein Friedens- und Freundschaftsbündniß aufzurichten, wieder in Baiern ein und hausten gräulich im Lande. Herzog Heinrich, zu Regensburg krank darnieder liegend, sandte Eilboten um dringende Hülfe an den königlichen Bruder. Otto entbrannte in gerechtem Zorn über die wortbrüchigen Räuber; er zog ein Sachsenheer zusammen, zu den Sachsen stieß eine Baiernschaar und ein starkes Frankenheer unter Herzog Konrad, dessen Erscheinen bei'm Heerbanne seines Königs so wegen des nun gründlich wiederhergestellten innern Friedens im Reiche, der daraus hervorging, wie wegen der anerkannten Feldherrngaben des Herzogs allgemeine Freude erregte. Dann hatten sich starke schwäbische Heerhaufen und tausend böhmische Reiter zu Otto's Macht gesellt. Die Ungarn hatten, nachdem das offene Land weit und breit von ihnen zu einer Einöde gemacht, nachdem unter ihren Säbeln Tausende gefallen, und namentlich Geistliche und Mönche das besondre Ziel ihrer Blutgier geworden waren, sich vor Augsburg gelagert, wo sie reiche Beute hoffen durften. Ein St. Gallner Mönch, Hepidanus, der eine Chronik verfaßt hat, gibt ihre Zahl auf hunderttausend an, und diese mag schon deßhalb nicht übertrieben seyn, weil der König der Deutschen ihren Einfall für eine gemeinsame Reichsgefahr erachtet und an alle Herzoge Forderungen gestellt hatte, mit ihren Heerhaufen zu ihm zu ziehen. Prahlend sprachen auch die Ungarn, im Hinblick auf ihre Uebermacht, stürze nicht der Himmel auf sie hernieder, und öffne die Erde nicht ihre Abgründe, sie zu verschlingen, der Deutschen Heer werde sie nimmer besiegen. Die Besatzung von Augsburg aber, verstärkt durch viele Edle und Männer, die das offne Land fliehend, hier Schutz gesucht hatten, vertheidigte sich tapfer, und der Bischof von Augsburg, Udalrich, und sein Bruder, Graf Theobald von Dillingen, leiteten mit unerschütterlichem Sinne die Vertheidigung der so hart bedrängten Stadt. König Otto zog ihr in raschen Märschen zu Hülfe. Auf dem Lechfelde unweit Augsburg, am linken Ufer des Lechs, wo eine weite, lang ausgedehnte Ebne einem Heere günstigen Spielraum zu seinen Bewegungen gibt, lagerten sich die Deutschen; die Ungarn ließen nun von der Belagerung Augsburgs ab und aus der Stadt stieß eine zahlreiche Schaar von Bürgern, geführt von einem der Ihrigen, Syboth Stolzehirsch, zu den Befreiern. Auch der tapfre Bischof Udalrich und sein Bruder Theobald fanden sich in des Königs Lager ein. — Am 10. August trafen beide Heere auf einander. In acht Abtheilungen ordnete Otto sein Heer; die drei ersten bilden die Baiern, dann folgt die vierte unter

Herzog Konrad, die fünfte die Sachsen, sie führt König Otto selbst, eine aus den Tapfersten gewählte Leibwache umgibt ihn, vor ihm her wird ein wehendes Banner getragen, mit dem Bilde des Erzengels Michael, des Siegreichen, die sechste und siebente Abtheilung führt Herzog Burkhardt, es sind die Schwaben, die achte Abtheilung, tausend böhmische Reiter, soll die Nachhut bilden und das Gepäck bewachen. Schon am Tage zuvor hatte ein Gefecht mit den Ungarn statt gefunden, die den Lechfluß überschritten hatten und das deutsche Heer umschwärmten, doch hatte Herzog Konrad sie zurückgedrängt, die Deutschen hatten die Ungarn zur Flucht sich wenden sehen und stolze Siegeshoffnungen belebten das Heer. Mit Fasten und Beten war vor dem Schlachttage Schutz des Vaterlandes vom Himmel erfleht worden; Otto hatte in begeisterter Rede das Heer ermahnt: „Der Ungarn Schild," rief er, „ist ihr Trotz allein, der unsre ist das Vertrauen auf Gott und seinen Schutz. Ihr, die Ihr Herren fast des ganzen Europa's seid, müßtet Ihr Euch nicht schämen, Feinden Euch zu unterwerfen? Und besser, meine Krieger, sterben wir rühmlich, dafern unser Ende nahet, als daß wir von Jenen bezwungen ein knechtisches Leben führen, oder wie wilde Thiere durch den Strang enden. Ich würde noch weiter zu Euch reden, meine Krieger, wüßte ich, daß durch meine Worte in Eurem Gemüthe Kühnheit und Tapferkeit gemehrt werden könnte. Lasset uns denn mit Schwertern besser als mit Worten reden." Damit schwang der König sein Schwert und sprengte auf die Feinde ein, zugleich, so rühmt Wittekind von Corvey, die Pflicht des tapfersten Soldaten und des erfahrnen Feldherrn erfüllend. Zuerst erlangten die Ungarn einige Vortheile; sie stürzten sich, das deutsche Heer in weiten Kreisen umschwärmend, auf die Nachhut und warfen die böhmischen Reiter, dann greifen sie mit großer Heftigkeit die Schwaben an, Konrad aber rannte mit großer Gewalt und in eng geschlossenen Schaaren mit seinen Franken die Ungarn an; wo die Gefahr am größten, wo die Schwärme der Feinde am dichtesten,

da wehte das Reichsbanner, da mäht Otto's Schwert. Die Ungarn werden umzingelt, nirgends vermögen sie den geordneten Schaaren der Deutschen mehr Widerstand zu leisten; was dem Schwerte entrinnt, wendet sich in wilder Flucht zum Flusse, am jenseitigen Ufer Sicherheit zu suchen, aber viele, die dem Schwerte entflohen sind, finden, als sie mit den müden Pferden das steile Lechufer hinabfliehen, ihren Tod, Andere retten sich in die benachbarten Dörfer, aber die Sieger zünden diese an und die Flüchtigen kommen in den Flammen um. Auch die Deutschen hatten indessen schwere Verluste erlitten; viel tapfres Blut tränkte den Boden des Schlachtfeldes, und vor Allem beklagten sie den Tod Herzog Konrads; als er ermüdet von der blutigen Arbeit seinen Panzer gelüftet hatte, war er von einem Pfeile tödlich verwundet worden. Er starb, durch seinen Tod die Schuld glänzend sühnend, die er durch Aufruhr gegen seinen König auf sich geladen hatte. Auch der tapfre Vertheidiger von Augsburg, Theobald Graf von Dillingen, war unter den Opfern dieses Tages. — Otto gönnte indessen seinem Heere nur kurze Ruhe, dann ward zu weiterer Verfolgung der Ungarn aufgebrochen; wie früher in Sachsen, so stand jetzt auch in Baiern das Landvolk wider seine Peiniger auf, eine allgemeine Jagd auf sie begann und nur sieben Ungarn sollen, so erzählen selbst ihre Geschichtsbücher, mit abgeschnittenen Ohren entkommen seyn und die Kunde der furchtbaren Niederlage in die Heimath gebracht haben. Gleich dem Vater hatte jetzt Otto die Ungarn gezüchtigt, zitternd sprachen sie jetzt den Namen Deutschland aus; auch aus dem Oestreichischen, wo sie lange gehaust hatten, wurden sie vertrieben, und der König richtete dort zum Schutz der Grenzen ein Markgrafenthum auf. Nie haben die Ungarn seit ihrer Niederlage auf dem Lechfelde wieder Raubzüge auf deutschem Boden gewagt, und jetzt war auch der Süden des Reiches, wie schon früher der Norden, vor ihren Ueberfällen sicher.

Otto zog im Glanze eines Sieges, wie noch kein Anderer seine Herrschaft geschmückt, nach Sachsen zurück; slavische

Fürsten hatten an den Nordgränzen auf's Neue Unruhen erregt, diese wurden aber schnell wieder gestillt. Die Slaven bekehrten sich nach und nach zum Christenthum und lebten friedlich unter den Deutschen.

Neue Unruhen in Italien, neue Bedrückungen, welche sich dort Berengar, gegen den sich doch Otto so mild gezeigt, erlaubt hatte, veranlaßten den deutschen König zu einer zweiten Heerfahrt in dieses Land. Zuerst hatte er seinen Sohn Ludolph mit einem Heere, nachdem er ihm einen Eid, ihm treu zu seyn, hatte leisten müssen, über die Alpen gesandt; Ludolph sollte an Berengars Stelle fortan die Lombardei beherrschen. Doch riß ihn, ehe er Zeit gefunden, durch glänzende Thaten seinen Frevel gegen den Vater zu sühnen, ein jäher Tod hin; der tückische Berengar soll, so berichten auch italienische Geschichtschreiber, ihn durch Gift ermordet haben. Er stand erst im siebenundzwanzigsten Jahre seines Lebens. — Kurz zuvor, im Jahre 955, war Otto's Bruder, Heinrich, gestorben; er hinterließ kein rühmliches Andenken, er hatte sich erst gegen den Bruder aufgelehnt, dann hatte er in Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn Oel in die Glut gegossen, er war ein eitler, harter Mann, Züge von Grausamkeit haben die alten Chronikenschreiber von ihm aufbewahrt, aber sie wissen keiner edlen That von ihm zu gedenken.

Im Jahre 961 war es, als Otto dann die Alpen überschritt, zuvor hatte er seinen jüngsten, ihm von der Königin Adelheid (954) gebornen Sohn, Otto, den Einzigen, der ihm von drei Söhnen geblieben war, zu Worms von den deutschen Fürsten zum König nach ihm wählen und dann in Achen krönen lassen. Ohne ernstlichen Widerstand zu finden, durchzog Otto mit dem deutschen Heere Oberitalien und setzte sich die altberühmte eiserne Krone als König und Herrscher des Lombardenreiches auf's Haupt. Zu Anfang des Jahres 962 zog er dann, vom Papst Johann XII. und dem römischen Volke mit den größten Ehren empfangen, in Rom ein. Jetzt nun schmückte auch die römische Kaiserkrone sein

Haupt, und die höchste Würde, die das Jahrhundert kannte, war ihm zu Theil geworden.

Nach seiner Krönung kehrte er nach Oberitalien zurück, um hier Berengars Macht gänzlich zu vernichten. Dann riefen ihn wieder wichtige Vorfälle nach Rom zurück; Pabst Johann XII. hatte einen so anstößigen Lebenswandel geführt, daß es unmöglich schien, ihn länger auf St. Peters Stuhle zu dulden; in einer feierlichen Versammlung der höchsten Würdenträger der Kirche, unter Otto's Vorsitz, ward er abgesetzt und an seine Stelle ein anerkannt Würdiger, Leo VIII., gewählt. Die Römer indessen empören sich bald nach der Wahl Leo's; Otto hatte einen Theil seines Heeres von sich entfernt, um Anhänger Berengars, die noch in Waffen standen, gänzlich zu bezwingen. Am 8. Januar 964 bricht der Aufruhr aus; auf nichts Geringeres war es abgesehen, als den Kaiser und den neuen Pabst zu ermorden. Doch ward Otto gewarnt, und als die Römer losbrachen, fanden sie die deutschen Schaaren nicht überrascht und vereinzelt, sondern bewaffnet und des Angriffes gewärtig. In kurzer Zeit ist der Kampf entschieden; wie Habichte unter der kleinen Vögel Menge, sagt ein alter Schriftsteller, so stürzen sich die Deutschen auf die Römer; diese halten bald nirgend mehr Stand; ein furchtbares Gemetzel beginnt und nur mit Mühe vermag Otto endlich die gerechte Erbitterung der Seinen zu zügeln. Aber, obgleich die Römer jetzt auf's Demüthigste Treue und Gehorsam gelobten, so ergaben sich doch bald wieder neue Verwicklungen; denn kaum hatte Otto die Stadt verlassen, um gegen Adalbert, Berengars Sohn, zu ziehen, der den Krieg um die verlorne Krone der Lombardei noch immer fortsetzte, so ward Pabst Leo verjagt, und der abgesetzte Pabst Johann XII. setzte sich wieder auf St. Peters Stuhl. Doch wurde er, der die höchste kirchliche Würde durch die ärgsten Frevel und Ausschweifungen entehrt hatte, schon nach wenig Wochen von einem Römer ermordet, dessen Frau er hatte verführen wollen. Die Römer wählten an seine Stelle den Kardinal-Diacon Benedict, der als Benedict V.

in der Geschichte genannt wird. Otto wollte indessen so argen Aufruhr, so arge Verletzung der versprochenen Treue nicht ungeahndet hingehen lassen; der vertriebene Pabst Leo hatte bei ihm Zuflucht gefunden; von ihm begleitet, brach er nach Rom auf und belagert die Stadt; lange halten sich die Römer, endlich aber sind alle Lebensmittel aufgezehrt, jede Zuflucht ist abgeschnitten und in der Stadt wüthet große Hungersnoth. Sie müssen sich der Gnade Otto's ergeben und dieser setzt Pabst Leo wieder ein; der Gegenpabst Benedict wird in die Verbannung gesendet. Leo muß darauf ein Dekret abfassen, durch welches dem Kaiser und all' seinen Nachfolgern das Recht zugesprochen wird, den Pabst zu wählen und die Erzbischöfe und Bischöfe einzusetzen. Die Wahl eines Pabstes, die ohne Billigung des Kaisers erfolgt wäre, solle ungültig seyn. Dieses Gesetz ist in späteren Zeiten Anlaß zu den heftigsten Streitigkeiten zwischen den Kaisern und den Päbsten, zwischen der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Macht, oder, wie ein späterer Dichter sehr bezeichnend sagt, zwischen der Platte und der Krone, geworden.

Berengars Anhang in Italien wurde darauf noch vollständig geschlagen und das Land beruhigt, und im Jahre 965 zog Otto nach Deutschland zurück und verweilte lange in dem schön aufblühenden Köln. Hier in Köln, wo sein Bruder Bruno, der jüngste von Heinrichs Söhnen, ein Mann, dessen redliches Gemüth, dessen Eifer im Glauben, dessen Gelehrsamkeit von den Zeitgenossen sehr gerühmt wird, Bischof war, begrüßte auch ihren mit der Kaiserkrone geschmückten Sohn die ehrwürdige Königin Mathilde; dann waren hier seine Schwester Gerberga, viele andere Verwandte und viele Fürsten versammelt. In großer Pracht ward das Osterfest zu Köln begangen und der Kaiser freute sich der hochbetagten Mutter, die durch den Tod ihres Lieblings, des Herzogs Heinrich, tiefgebeugt, in frommem Glauben wieder Trost und Beruhigung gefunden hatte. Unter den alten, bis zur Dürftigkeit einfachen Geschichtsbüchern, die wir aus jener Zeit besitzen, ist eines der schönsten die Lebensbeschreibung dieser edlen Frau.

Ihr ganzes Leben war ein im edelsten und wahrhaft menschlichen Sinne heiliges; mildernd, begütigend stand sie in treuster Liebe dem Gatten zur Seite; da er gestorben, ergab sie sich nicht trostloser Trauer; durch eine Reihe edler Handlungen, durch Wohlthaten, durch eine freiwillige Abgeschiedenheit von der Welt war sie beeifert, sein Angedenken hochzuhalten. Otto zog darauf von Köln mit der Mutter und den Seinen nach Magdeburg, wo er längere Zeit verweilte und eine Zeit lang friedlichen Regierungsgeschäften oblag; wohl durfte sich sein Sinn dieser Gegenden freuen; Wohlstand blühte im Sachsenlande; das Volk fühlte sich frei und glücklich im Ruhme des Kaisers, den der Sachsenstamm erzeugt; wie ein Paradies habe Sachsen dazumal geblüht, rühmt der alte Wittekind.

Schwere Verluste mahnten jetzt den Kaiser allmählig, daß auch seines Lebens Herbst gekommen sey; er verlor seinen jüngsten Bruder Bruno, dann Gero, den treuen Markgrafen, vor dessen Schwert so oft die Slaven sich zur Flucht gewendet hatten.

Im Sommer 966 ward des Kaisers einzige Tochter, nach der Großmutter Mathilde geheißen, ein elfjähriges Kind, unter großen Feierlichkeiten zur Aebtissin des berühmten Stiftes Quedlinburg geweiht. Die Königin Mathilde war zu dieser Feier gekommen; sie geleitete der Sohn nach ihrem Wohnsitze Nordhausen zurück. Dort blieb er mit der Mutter eine Woche lang zusammen; mit großem Schmerze entließ sie dann wieder zu seinen Sorgen und Mühen den kaiserlichen Sohn, den einzigen, der ihr von drei Söhnen noch geblieben war. Als er sich endlich ihren Umarmungen entwunden und sein Roß bestiegen hatte, eilte sie in die Kirche zurück, wo der Sohn zuvor mit ihr die Messe gehört; an der Stelle, wo Otto gestanden, warf sie sich nieder und küßte die Fußstapfen des Geliebten. Da eilten, dieses sehend, Krieger Otto's dem Kaiser nach; er kehrte noch einmal zurück und fand die Mutter noch in heißen Thränen in der Kirche. Sie umarmte ihn wieder, als wolle sie ihn nimmer von sich

lassen; dann endlich faßte sie sich, segnete ihn und hieß ihn mit Gott ziehen. „Mein Antlitz," sagte sie, von ihm scheidend, „wirst Du in sterblicher Hülle nicht wiedersehen." — Und so geschah es; kurz nach dem Abschiede von ihrem Sohne ist Königin Mathilde in hohem Alter gestorben, und ein Tod voll Hoffnung und Vertrauen in eine bessere Welt, hat sanft und schmerzlos das edle Leben geendet.

Neue Händel in Rom riefen den Kaiser zum dritten Male über die Alpen; Pabst Leo VIII. war gestorben und den mit Otto's Bewilligung an seine Statt gesetzten Otto Johann XIII. versagten die wankelmüthigen Römer den Gehorsam und hatten ihn in enge Haft gebracht. Die Römer unterwarfen sich dem heranziehenden Kaiser, seine Milde aber ist endlich erschöpft und er straft die Häupter der Empörung am Leben; andere minder Schuldige werden in die Verbannung geschickt. Nachdem Rom beruhigt, sein Sohn Otto, als Otto II. zum römischen Kaiser nach ihm gekrönt worden war, gedachte der Kaiser auch die Länder Unteritaliens, die vordem Karls des Großen Oberherrschaft gehuldigt hatten, jetzt aber von dem in Konstantinopel herrschenden griechischen Kaiser als sein Besitz in Anspruch genommen waren, wieder an die römische Krone zurückzubringen. Saracenen verwüsteten beständig diese Länder, schleppten die Einwohner in härteste Gefangenschaft und verübten ungestraft Gräuel aller Art. Der griechische Kaiser Nicephorus Phocas sandte indessen eine friedliche Gesandtschaft an Otto, bot ihm Frieden und Freundschaft an, und schlug ein Ehebündniß zwischen Otto's Sohn und Erben und seiner Stieftochter, Theophania, vor. — Otto rückte indessen, nachdem er auf kurze Zeit nach Deutschland zurückgekehrt war, wo er Alles in Ruhe und bei gesichertem Frieden fand, nach Unteritalien vor, schlug die Saracenen in einem großen Treffen und befreite die armen Einwohner, wenigstens für einige Zeit, von den unaufhörlichen Raubzügen dieses wilden Volkes. — Später landeten griechische Heerhaufen in Unteritalien, mußten jedoch, nach einer Reihe von Gefechten wieder ihre Schiffe suchen. Im Jahre 969

ward indessen der griechische Kaiser Nicephorus ermordet; sein Nachfolger, Johannes Tzimisces, beeilte sich, Freundschaft mit dem mächtigen Kaiser des Abendlandes zu schließen, und ihm auf's Neue die Hand der Prinzessin Theophania für seinen Otto zuzusagen. Im Frühling 972 kam denn auch Theophania an der italienischen Küste an; mit großen Feierlichkeiten ward sie nach Rom geleitet, wo, unter allgemeinem Jubel des Heeres und Volkes, ihre Vermählung mit Otto II. gefeiert ward. Sechs Jahre hatte dieser letzte Zug des Kaisers nach Italien gedauert und er sehnte sich zurück in das Land seiner Väter; Italien, vom Fuße der Alpen an bis zu seinen äußersten Grenzen gehorchte ihm, er hatte sich bemüht, diese Landschaften durch gute Gesetze an sich und an sein Reich zu fesseln. Nun führte er die Seinen, seine Gemahlin Adelheid, den Sohn Otto und seine Schwiegertochter Theophania wiederum nach Deutschland. Zu Ingelheim, in seinem großen Palaste, sammelte sich um den so ruhmvoll Heimgekehrten eine glänzende Schaar von Bischöfen, Fürsten, Grafen; er hörte Bericht über Ereignisse während seiner Abwesenheit, schlichtete streitige Fälle und durfte sich überzeugen, daß im Reiche Friede und eine festgegründete Ordnung bestehe.

Im Frühling des Jahres 973 fand eine zweite Versammlung der Edlen des Reiches in Quedlinburg statt; dann zog der Kaiser nach Memleben in Thüringen. Hier hatte Heinrich, der Städtegründer, das Ziel seines Lebens gefunden; hier sollte auch der Sohn sterben. Nachdem er, es war am 7. Mai, in der Kirche zur Vesper gewesen war, überfielen ihn Schweiß und Mattigkeit; bei voller Besinnung, ohne Schmerz, ohne ein krampfhaftes Ringen des Körpers mit dem Tode, entschlief er im einundsechszigsten Jahre seines Alters, im siebenunddreißigsten seiner Regierung. Er wurde in der St. Morizkirche seiner geliebten Stadt Magdeburg, neben seiner ersten Gemahlin Editha, begraben.

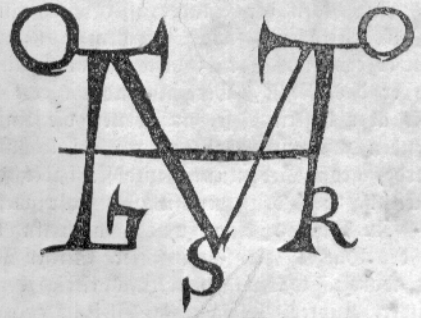
Otto den Ersten, den seine Völker wohlverdient den Großen genannt haben, der der Große in allen Geschichtsbüchern heißt, schildert der schon mehrfach erwähnte Geschichts-

schreiber Wittekind von Corvey also: „Der König war vorzüglich ob seiner Frömmigkeit strahlend, in seinem Beginnen standhafter als alle Menschen, außer dem Ernst seines königlichen Amtes stets heiter; er war freigebig, er schlief wenig und im Schlafe redete er oft so, daß er schier immer zu wachen schien; seinen Freunden weigerte er nichts und er war der redlichste der Menschen. Denn, so sind wir berichtet worden, bei Angeklagten und der Schuld Ueberwiesenen machte er selbst den Anwalt und Fürsprecher und wollte nicht leicht an ihr Verbrechen glauben; hernach aber pflegte er sie so zu behandeln, als ob sie sich nie gegen ihn vergangen hätten. Er besaß einen bewundernswerthen Geist; denn er, der vorher die Buchstaben nicht gekannt hatte, lernte nach dem Tode der Königin Editha noch lesen, so daß er Bücher vollkommen lesen und verstehen konnte. Außerdem wußte er die römische und slavische Sprache zu reden, aber es war selten, daß er sie seines Gebrauches würdigte. Der Jagd lag er häufig ob, das Brettspiel liebte er; in ritterlichen Spielen übte er sich bisweilen mit königlicher Würde und königlichem Anstande.“ — Auch sein Aeußeres, erzählt der Chronist weiter, habe etwas Würdiges und Königliches verkündet: „sein Haupt war grau und nur spärlich mit Haaren bedeckt, seine Augen glänzend und wie dem Blitze gleich, häufige Strahlen schießend; sein Gesicht war röthlich, sein Bart rollte, gegen die Sitte der Vorfahren, lang auf die Brust herab. Sein Wesen war ernst, seine Kleidung nach vaterländischer Weise und nie trug er sich nach ausländischer Sitte. Es wird als wahr berichtet, daß er, so oft er die Krone tragen mußte, sich durch Fasten dazu vorbereitete.“

So weit der alte Wittekind; die älteste auf uns gekommene Abbildung befindet sich auf einem Siegel unter einer Schenkungsurkunde, in welcher der König der Kirche zu Magdeburg ein Dorf überweist. Es wäre nicht recht gewesen, an diesem alten Bilde des großen Mannes zu ändern, und so mag es hier in seiner ursprünglichen Einfachheit stehen.



Unter derselben Urkunde steht auch die Unterschrift, das sogenannte Handzeichen Otto's. *)



Mit Wittekinds Schilderung von Otto's Charakter, von

*) Beide Zeichnungen sind aus J. C. Dreyfuß's Beschreibung des Saalkreises, Halle 1742, entnommen.

seinem edlen Sinne stimmen alle Geschichtsschreiber jener Zeiten überein; er schützte und schirmte die Geistlichkeit, weil er in ihr die Trägerin milderer Sitte verehrte, weil er dem deutschen Volke höhere Lebensanschauungen wünschte; er selbst war wahrhaft fromm; überall in der Gefahr sehen wir ihn im inbrünstigen Gebete die Hülfe des Himmels anflehen, er gab nie schlechten Leidenschaften Raum; wohl gestattete er seinen Feldherren Manches gegen die Slaven, aber sie waren ihm Heiden, die zu ihrem eigenen Besten dem Christenthum zugeführt werden mußten; er hat darin im Irrthume vieler Menschen, die sich gern für Rüstzeuge der höchsten Macht ausgeben, gehandelt und gefehlt, aber selbst bei diesen Gewaltsamkeiten hat ihn nicht roher Uebermuth, sondern ein an und für sich edler Wille auf Abwege geführt. Oft von Denen gekränkt, die ihm am nächsten standen, von seinen Brüdern, von dem eignen Sohne bekämpft, hat er nie Begierde, sich zu rächen, gezeigt; er war vielmehr unerschöpflich im Vergeben und Vergessen. Tapfer und kriegserfahren hat er doch nicht den Krieg um des Krieges, um nutzloser Eroberungen willen geliebt, sondern nur ihn als ein Mittel, Frieden zu erringen, betrachtet.

Für das Aufblühen der Städte, für Sicherheit und Bequemlichkeit der Straßen, für Belebung des Handels und Verkehrs hat er ernstlich gesorgt; vielen Städten und Bischofssitzen verlieh er das Recht, Messen und Märkte zu halten; für jene Zeit aber hatten diese, auf denen die Kaufleute aus fernen Gegenden zusammen kamen, wo ein lebhafter Handel getrieben wurde, große Bedeutung, und sie haben die gewerbliche Entwickelung des deutschen Volkes sehr wesentlich gefördert. — Zu Otto's Zeiten wurde auch in den reichen Bergwerken des Harzes, die schon unter seinem Vater Heinrich entdeckt worden waren, der Bau eifrig betrieben; sie lieferten Silber, Kupfer, Eisen und Blei in großen Massen und sind für das alte Sachsenland von großer Wichtigkeit geworden.

Otto ist vielfach getadelt worden, daß er Heerzüge nach

Italien unternommen, sich thätig in die Angelegenheiten jenes Landes gemischt habe. Aber dieser Tadel scheint ungerecht; es mußte dem Könige des mächtigsten Landes in Europa, denn dieses war der deutsche König, von wesentlicher Bedeutung sein, mit dem geistlichen Haupte des gesammten Europa's in enger Verbindung zu stehen. Das deutsche Schwert muß den Stuhl des heiligen Vaters schützen, das war der Gedanke, der in jener Zeit lebte. Die Heerzüge nach Italien scheinen aber auch, wie schon angedeutet ist, der Ruhe Deutschland's sehr förderlich gewesen zu seyn, da sie einer großen Menge kriegslustiger Männer eine ehrenvolle Beschäftigung gaben, die sonst wahrscheinlich ein beständiges Hemmniß eines rechten Friedens innerhalb der deutschen Grenzen gewesen wären; es erhellt wenigstens aus allen Geschichtsbüchern, daß in Deutschland, während Otto mit den italischen Angelegenheiten beschäftigt war, Ruhe geherrscht habe, daß die deutschen Länder in Wohlstand fortschritten: so hat also Otto nicht auf Kosten des Glückes seines Vaterlandes, sondern offenbar diesem zum Ruhme in Italien Schwert und Scepter, die Macht der Waffen und die Macht der Unterhandlungen gebraucht. Und der größte Gewinn für Deutschland ist durch die Heereszüge nach Italien dadurch entstanden, daß die Deutschen von der feinern Art der Italiener lernten, an der Erbschaft des Alterthumes Theil nahmen; sie sahen dort eifrige Pflege der Wissenschaften, sie sahen ein in vielen Städten kräftig aufblühendes Leben, und die Macht, die sich aus dem Gewerbfleiße der Bürger entwickelt. Mancher gute Vorsatz, manche neue Anschauung wanderten so mit den deutschen Fahnen über die Alpen zurück, und fanden in der Heimath fruchtbaren Boden. — Daß Otto selbst den günstigen Einfluß der italienischen Bildung gern anerkannte, dafür zeugt, daß er italienische Gelehrte an den Hof zog, unter diesen ist vor Allen Luitprand zu nennen, ein Geistlicher von tiefen Kenntnissen und edlem Wesen, der dem Kaiser, von dem er nach Verdienst zu hoher kirchlicher Würde erhoben war, eine edle Treue widmete; er hat in

der Geschichte jener Zeiten, die er schrieb, der Nachwelt ein unschätzbares Geschenk hinterlassen.

Die höchste Ehre des Vaterlandes, nennt ein schlichter Vers den Kaiser Otto, und dieß ist nicht die Sprache der Schmeichelei; was der große Vater, der Städtegründer, der Ungarnbezwinger, begonnen, das hat der Sohn rüstig und edlen Muthes fortgesetzt, er hat das deutsche Reich blühend, in Frieden, und von allen übrigen Völkern geachtet, hinterlassen.

Des Grabes Verklärung.

Von Karl Buchner.

Im deutschen Land
Ragt still ein Grab an hohem Mauerrand:
Bald Blumenduft, bald Schnee, und bald auch Sturm,
Bald Glockenläuten von dem nahen Thurm,
Sein Kleid, sein Mantel, wundersam gewebt; —
Wer drinnen liegt, fürwahr, der hat gelebt; —
Im deutschen Land ein Grab.

Für sich allein,
Fast nur im Schatten, kaum im Sonnenschein:
Von Epheu etwas, ein Cypressenstamm,
Der abgebrochnen Säule zack'ger Kamm,
Drauf wenig Worte, wie der Schmerz sie spricht,
„Clotilde" auch; — sie, die du kanntest nicht,
Für sich allein im Grab.

Er hat gebaut,
Der Wittwer, weinend, was dein Auge schaut:
Den Epheu drückt' er an den Mauerstein,
Den Trauerbaum senkt' er zum Sarg hinein,
Das Wort der Säule stammelte sein Mund, —
Ach, sie war krank, nun todt; er stand gesund;
Er hat gebaut das Grab.

Du kanntest nicht
Die holde Frau, ihr süßes Augenlicht,
Der Stimme Klang, so rein, so voll und warm,
Vereinzelt stand sie, wie ihr Grab, im Schwarm;
War sie auch stolz? Vielleicht! Der Erdgeist greift
Nach allem hin; wer ist, den er nicht streift?
Du kanntest nicht das Grab.

Clotilde sank —
Ach, früh vom Mehlthau war die Rose krank!
Nicht hatte sie dem Mann geschenkt ein Kind,
Eh' sie's gekonnt, ward sie geknickt vom Wind,
Vom scharfen Wind, der um den Garten fegt,
Selbst Kaiserkronen rasch zur Erde legt,
Clotilde sank in's Grab.

Er schied vom Ort;
In neue, ferne Heimath zog er fort;
O hilf ihm wacker, milder Sonnenschein,
Daß Baum und Frucht ihm wundersam gedeih'n!
Streu', Regenwolke, mit der dunkeln Hand,
Dem Sämann gleich, dein Naß hin auf sein Land!
Er schied vom Ort, vom Grab.

Doch nicht vergaß
Der brave Mann, wo er mit ihr einst saß,
Mit ihr gescherzt, gelacht, um sie geweint; —
Auch als der neuen Gattin er geeint,
Die, ländlich selbst, der nahen Flur entsproß,
An der sein Glück auf's Neue sich erschloß,
Vergaß er nicht das Grab.

Hoch schwebt ihr Bild,
Der Todten Bild, so freundlich und so mild,
Das Haar gelockt, wie sonst im blauen Kleid,
Und unberühret von dem Gang der Zeit,
Hoch schwebt ihr Bild im Rahmen an der Wand.
Noch manchen Blick hat er ihr zugewandt, —
Hoch schwebt ihr Bild vom Grab.

Gar hold und still
Die zweite Frau ihm das nicht wehren will;
War Liebe wo, setzt sich auch Liebe fort,
Treu = erste Lieb' ist zweiter Liebe Hort;
Der zweiten Frau spricht dann die erste zu:
„Was ich nicht konnte, das vollende du!"
Gar hold und still vom Grab. —

Im schönen Mai
Da schenkt dem Mann, (o süßer Sproß, gedeih'!)
Da schenkt dem Mann die zweite Frau ein Kind;
Ihr erstes Wort — sie lispelt's leis und lind,
Sie hat es halb gejauchzt und halb geweint:
„Clotilde heiß' es!" und verklärt erscheint
Im schönen Mai das Grab.

Eine sprachliche Bemerkung.*)

Von J. Venedey.

„Sprich und ich sage Dir wer Du bist!“ Ein Wort genügt wenn dieß Wort eines der Lebenselemente des Volksgeistes andeutet. Die Romanen, die Germanen, und die Slaven sind heute die Hauptstämme Europa's. Der Gedanke, Gott ist eines der Urelemente des geistigen Lebens der Menschen und der Völker. Bei diesem Worte aber könnte man den Geist der Völker beschwören und würde ihn erkennen, die romanische, die französische Sprache antwortet Dieu, und denkt dabei Ruhm, Glanz, Genuß, (Dieu, *Διος*, Deus. Sanskrit, Dios was glänzt und erquickt,) die Sprache der Slaven antwortet Bog, und denkt an Glück und Reichthum, (Bog, Gott und Reichthum; Indisch Bhagas, (Glück, Geschick,) die der Deutschen endlich sagt Gott, und denkt an Alles was Gut und Rein ist. (Gott — Gut. Sanskrit: Cuddhas. Rein, Tugendhaft.)

Nutzen der Vögel für den Ackerbau.

In Amerika weiß man den Nutzen, welchen die meisten Vögel dem Ackerbau gewähren, besser zu schätzen, als dieß in Europa im Allgemeinen der Fall ist. Ein amerikanischer Naturforscher, Herr Barton, hebt in seiner Naturgeschichte von Pensylvanien die Vortheile hervor, welche dem Landmanne die meisten Arten von Singvögel, und selbst der Raubvogel, durch Vertilgung der Raupen und des Ungeziefers gewähren, und führt viele Beispiele dafür an. Eigentlich schädlich sind den Feldern nur Raben und Tauben; doch kann man ja die Zahl der Tauben leicht auf eine bestimmte Zahl in allen Dörfern und Ortschaften beschränken, und selbst die Tauben, die freilich den Saaten besonders gefährlich sind, fressen auch viel Samen von Unkraut und reinigen so doch auch die Aecker mit, die sie sonst nur zu oft arg verwüsten. Auch der Eisvogel, der den Bienen besonders feind ist, ihnen nachstellt und sie verschlingt, wenn sie mit

*) Aus dem trefflichen Buche dieses ehrenwerthen Mannes: die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprichwörter. Heidelberg 1842.

ihrer süßen Beute reich beladen in ihren Stock zurückkehren wollen, wird mit Recht als ein Feind des Ackerbaus betrachtet. Was aber alle andern Vögel betrifft, so haben die genausten Beobachtungen dargethan, daß selbst diejenigen Arten, die man sonst für unbedingt schädlich hielt, Nutzen stiften und Schonung verdienen. So verbietet im Staate Virginien, in Nordamerika, ein besonderes Gesetz, Geier zu tödten, weil es erwiesen ist, daß diese Raubvögel wesentlich zur Reinhaltung der Luft beitragen, indem sie die todten Thiere in den Waldungen zu ihrem Fraß nehmen, ehe sie in Verwesung übergehen. — Wir sind wirklich nicht gerecht gegen die Vögel, sagt Herr Barton an einer andern Stelle seines Buches; wie mancher Vogel scheint, wenn wir ihn von ferne betrachten, die Getraidekörner aus der Aehre zu picken, während er doch nur mit unermüdlichem Eifer aus der Aehre die Würmer und Maden klaubt, die dort nisten, und so gilt er gerade in dem Augenblicke, wo er den Feldern wahrhaft nützt, für einen Feind und Beeinträchtiger der Ernte.

Den Singvögeln und Sperlingen sagt man eine allzugroße Liebe zu den Kirschen nach; das ist nicht ganz unwahr, aber sie vertilgen auch die Spinnen und Würmer, die den Kirschen weit mehr schaden als sie. Die Rothkehlchen sind die geborenen Vögte in Weinbergen, sie vertilgen alle Raupen und Würmer darin.

Alle Vögel, die zur Gattung der Sperlinge gehören, sind sehr eifrig in der Vertilgung der Insekten, viele von ihnen fressen freilich auch in den Feldern vom Getraide, aber der Schaden, den sie anrichten, ist doch nur geringfügig, und steht in keinem Verhältniß zu dem Nutzen, den sie durch ihren ewigen Krieg mit den Insekten gewähren.

Einer der nützlichsten Vögel aber ist der Zaunkönig, der freundliche Kumpan des Menschen, der ihre Nähe sucht und gern bei ihren Dörfern seine Nester baut. In einigen Gegenden Nordamerika's kennt man auch den Nutzen, den der Zaunkönig dem Ackerbau gewährt, so gut, daß man ihn

an sich zu ziehen sucht, und in den Dörfern sieht man oft hölzerne Schachteln an Bäumen befestigt, in denen dann die Zaunkönige sich ihre Nester bereiten. Sobald nur in einem solchen Neste die Jungen ausgebrütet sind, fliegen die Alten aus und holen Insekten zur Aetzung für ihre Brut. Ein aufmerksamer Beobachter hat solcher Ausflüge, die ein Paar Zaunkönige machten, in einer Stunde fünfzig gezählt. Und sie fliegen so den ganzen Tag, ohne Unterlaß, aus, und fast nie kommen sie, ohne ein Insekt im Schnabel, wieder zurück. Gemüsefelder, Aecker, Gärten werden so von einer Unzahl von Ungeziefer befreit, und diese Jagden dauern, so lange die Zaunkönige ihre Jungen aufzufüttern haben. Naschen sie dann auch nebenher das Jahr über einige Erdbeeren, ein Paar Kirschen, der vernünftige Landmann wird ihnen wohl ihren bescheidenen Antheil an den süßen Früchten gönnen, die ihr Eifer gegen die schädlichsten Insekten ihm mit bewahren half.

Ueber das Rauchen.

Von Berthold Auerbach.*)

Ich will Niemandem den Genuß des Rauchens verkümmern, ich weiß selber, wie angenehm es manchmal ist, wenn man still sein Pfeifchen schmaucht und dabei seinen Gedanken Audienz gibt; aber das ist doch gewiß vom Uebel, wenn Viele fast gar nicht leben können ohne ihre Pfeife, allein oder mit Anderen, im Freien oder zu Hause, immer strömen Rauchwolken aus ihrem Munde.

*) Dieser kleine Abschnitt ist einer wahrhaft empfehlenswerthen und gediegenen Arbeit entnommen, welche unter dem Titel „der gebildete Bürger, Buch für den denkenden Mittelstand, herausgegeben von Berthold Auerbach“ (Karlsruhe, Verlag von A. Bielefeld) unlängst erschienen ist. Jeder, der sich mit diesem Buche bekannt macht, wird ihm ernste Anregung und Aufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens verdanken; über Menschenwürde, über sittliche und über staatliche Freiheit enthält es goldene Worte.

Je weniger Bedürfnisse ein Mensch hat, um so reicher und unabhängiger ist er, und schon aus diesem Grunde sollte man sich dem Rauchen nicht so überlassen, daß es zum Bedürfniß wird. Es ist mir aber besonders oft aufgefallen, wie Menschen, die mit der Hand arbeiten, oft den ganzen Tag die Pfeife dabei haben; ich habe viele Schreiner, Steinmetzen, Schiffer, Fuhrleute ꝛc. gesehen, die fast nie die reine frische Luft, sondern stets die mit Tabakdünsten angefüllte einathmen. Ich habe einmal die Reisebeschreibung eines Engländers gelesen, der mit einem deutschen Fuhrmann durch Tyrol reiste (Fremde bemerken leichter die äußerlichen Fehler und Eigenthümlichkeiten anderer Nationen), der Engländer macht nun die lustigsten Bemerkungen darüber, wie sein deutscher Fuhrmann immer etwas zu thun hatte, wie er neben sich und seinen Pferden noch ein anderes anspruchsvolles Wesen zu versorgen hatte, nämlich seine Pfeife, und wie ihm dadurch viel Zeit und Lust benommen wurde, auf so manches Nützliche und Schöne um ihn her zu achten.

Man wird mir erwiedern: „das Rauchen hindert bei der Arbeit gar nicht.“ Ich will das in vielen Fällen gern glauben, obgleich eine vollkommen gesammelte Thätigkeit dadurch gewiß nicht gefördert, sondern meist behindert wird; aber derjenige, der den ganzen Tag und bei der Arbeit raucht, beraubt sich eines großen Vergnügens, nämlich dessen: an seinem Feierabende mit Lust ein Pfeifchen zu schmauchen. Dahin, in die Feierstunden, gehört das Rauchen für den, der daran gewöhnt ist; besser aber ist es immer, man gewöhnt sich nicht daran. Es ist daher eine lächerliche und verderbliche Nachahmungssucht der jungen Leute, auf dem Lande wie in der Stadt, daß sie sich für groß erachten, sobald sie eine Pfeife oder eine Zigarre im Munde haben. Eltern und Lehrer sollten mit aller Macht diesem entgegenwirken.

Nur Völker, die durch mancherlei Verhältnisse viel still und allein zu leben gewöhnt wurden, haben sich dem Rauchen ergeben, und merkwürdiger Weise sind die Orientalen und

Deutschen die Hauptraucher. Engländer und Franzosen, die gesellschaftlicher leben, und ihre gemeinsamen Angelegenheiten gemeinsam besprechen, gaben sich diesem Zeitvertreib nie so hin; es lassen sich oft wiederkehrende Volksversammlungen von Rauchern nicht denken, die Engländer (die das unveräußerliche, erhabene Recht der freien Vereine besitzen) halten oft wöchentlich große Volksversammlungen zu allerlei gemeinnützigen Zwecken. Je weiter unser deutsches öffentliches Leben gedeihen wird, um so mehr muß auch das Rauchen abnehmen; denn so klein es auch seyn mag, es bildet doch ein Hinderniß, und es ist doppelte Pflicht, sich selber und das nachkommende Geschlecht möglichst davon zu entwöhnen.

Der Buchhändler Palm.

Napoleon, auf der Höhe seiner Siegerlaufbahn, hatte einst stolz gesprochen: mit meiner Rechten will ich den deutschen Kaiser demüthigen, mit der Linken England bändigen. England, durch seine Lage begünstigt, mehr noch aber Dank dem kräftigen, freien Volksgeist der sich dort seit Jahrhunderten ungehemmt hatte entfalten können, widerstand dem Mächtigen; Deutschland aber, seit dem dreißigjährigen Kriege zerfetzt und zerrissen, seine Bevölkerungen ihrer uralten Rechte und der einst so hoch gehaltenen Freiheit freier Männer beraubt und zu Heerden willenloser Steuerpflichtigen herabgesunken, seine Fürsten und Großen stets unter einander uneins, viele von ihnen mit dem Auslande buhlend, dieses Deutschland war dem mächtigen Geiste Napoleons eine leichte Beute. Nach dem Preßburger Frieden, den 1805 Oesterreich mit großen Demüthigungen hatte erkaufen müssen, riß Napoleon, jenes stolzen Wortes eingedenk, die schönen Länder des deutschen Südens von dem Reiche ab; am 12. Juli 1806 unterschrieben die vor Kurzem durch des französischen Kaisers Huld mit Kronen begnadigten Könige von Baiern und von Würtemberg, die Kurfürsten von Regensburg und von Baden (die nachherigen Großherzoge von Frankfurt und von Baden) der Herzog von Cleve und Berg, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, die Herzoge von Nassau und noch viele kleinere Fürsten zu Paris einen Vertrag, kraft dessen ihre Staaten auf immer von dem Gebiete des deutschen Reiches getrennt, und unter sich durch ein besonderes Bündniß, und unter dem Namen verbündete Staaten des Rheins, vereinigt seyn sollten. Beschützer dieses Bundes wurde der Kaiser Napoleon, und ihm mußten die deutschen Fürsten zu jedem Kriege ihre Truppen stellen. — Das Reich Karls des Großen ging zu Ende, die Krone des heiligen römischen Reiches, die zuerst Karls hohes Haupt geschmückt, legte Kaiser Franz II, nicht ohne Würde, nieder. In einer an die zu Regensburg versammelten Gesandten der deutschen Fürsten gerichteten Erklärung, sagte sich Franz II von allen Pflichten los, welche mit der Kaiserwürde verknüpft waren, und verzichtete auf alle aus ihr entsprungenen Rechte. Durch die Trennung vorzüglicher Stände vom Reiche, und durch ihre Vereinigung in ein besonderes Bündniß, so hieß es in der Erklärung, sei jede Erwartung unter den schwierigsten Verhältnissen das Reich zu erhalten, vereitelt. Und da der Kaiser einsehe, wie es ihm so unmöglich sei, die schweren Pflichten seines kaiserlichen Amtes zu erfüllen, so sei er es seinen Grundsätzen wie seiner Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth für ihn gehabt habe, als er den damit verbundenen Pflichten habe Genüge leisten können. — Diese Erklärung war am 6. August 1806 zu Wien unterzeichnet, und in ihrem Eingange, wo der ganze alterthümliche Titel der alten Kaiser prangt, steht wie ein bitterer Spott noch das stolze: zu allen Zeiten Mehrer des Reiches! — Eintausend und sechs Jahre hatte das Reich bestanden, seine Krone hatten oft die getragen, welche wahrhaft die edelsten und größten Männer ihrer Zeit waren; oft hatten die deutschen Kaiser die Geschicke der Welt geleitet; die Nation hatte, freilich in Jahrhunderten, die lange verflossen, in der Einheit des Rei-

ches, welche kräftige Kaiser zu erstreben gewußt, eines Wohlstandes und einer Freiheit genossen, die den verarmten und gedrückten Enkeln fast wie Träume eines Dichters klangen; oft auch hatten am kaiserlichen Throne, in Zeiten wilder Leidenschaft, das Unglück Schutz, die rohe Gewalt Strafe und das Recht eine sichere Zuflucht gefunden. —

Und da ihr Reich unterging, hatten die deutschen Völker kaum ein Wort der Klage; sie waren todmüde, so viel junge Leben hatten die Schlachtfelder verbluten sehen, längst war alle Kraft und alle Selbstständigkeit aus dem Bürgerstande gewichen, für die Beamten galten alle Hoflaunen als Gesetze, die Bauern erlagen unter den nimmer endenden Kriegslasten. Dumpf und willenlos lebten die Deutschen ihre Tage hin. Viele, und auch der Bessern manche verfielen dieser Täuschung, sahen in Napoleon einen Mann der Freiheit, sie hofften von ihm Sonnenschein nach den Stürmen, die verwüstend über die Länder gegangen waren, sie hofften von ihm Recht, gute Gesetze, neu erwachenden Wohlstand. Als ob einem Volke Recht, Freiheit, Wohlstand aus fremder Hand geschenkt werden könnten, als ob die Faust, die Eure Brüder fällte, je sich für Euch zu milder Spende öffnen kann! Deutsche Gelehrte nur, die deutschen Dichter, die deutschen Denker versenkten sich, Trost und Hoffnung für die Gegenwart zu suchen, in die vaterländische Vergangenheit, sie wollten dem Volke Spiegel dessen vorhalten, was es einst gewesen, sie, und kleine Häuflein erprobter Kriegsmänner haben in den trübsten Jahren, die der Auflösung des deutschen Reiches gefolgt sind, von Gefahren aller Art umringt, nie an des Vaterlandes Zukunft verzweifelt, sie haben unter den Leiden der Zerstörung Bausteine gesucht für eine Erneuerung in besseren Zeiten.

Wenig Wochen nach Stiftung des Rheinbundes, nach Auflösung des deutschen Reiches, hallten Schüsse durch Deutschland, sie verkündeten dem bangen Volke, wie jetzt der Wille Napoleons alleiniges Gesetz sei, wie mit dem alten Reiche jeder Rechtsschutz vernichtet, jede Schranke gefallen sei, die

vordem Leben, Eigenthum, Ehre des Bürgers gegen Gewalt geschützt hatte.

Es war eine Flugschrift erschienen, in welcher der Haß gegen Napoleon in der stärksten Weise ausgesprochen war, ohne höheren Werth sonst, lag in der Glut des Zornes, mit der sie niedergeschrieben war, etwas Ergreifendes, und namentlich die Schilderung der Leiden, welche die deutschen Länder durch Napoleon erlitten, war wohl geeignet, den gerechtesten Haß zu wecken. Der Verfasser dieser Schrift, welche den Titel führte „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ hatte sich nicht genannt, auch war kein Name eines Verlegers und Druckers angegeben. In Heimlichkeit verbreitet, wurde diese Schrift mit Begierde gelesen; die französischen Machthaber erhielten Kenntniß von ihr, besonders einige Stellen, über die Zügellosigkeit, mit welcher französische Truppen in dem doch angeblich befreundeten Baiern hausten, reizten ihren Unwillen, und Napoleon beschloß, gegen den Verfasser oder gegen den Verleger und die Verbreiter dieser Flugschrift, mit rücksichtslosester Strenge zu verfahren.

Johann Philipp Palm, im Jahre 1766 in Schorndorf geboren, war Besitzer der Stein'schen Buchhandlung, in der damals noch reichsfreien Stadt Nürnberg. Er hatte Reisen gemacht, war lange in einer der bedeutendsten Buchhandlungen Göttingen's als Gehülfe gewesen, und genoß des Rufes eines sehr redlichen und gebildeten Geschäftsmannes. Durch seine Verheirathung mit der Tochter des Buchhändlers Stein hatte er dessen Handlung erworben, und war bemüht, in der traurigen Kriegszeit — in der, wie jedes Geschäft, das nicht die ersten und unabweisbarsten Bedürfnisse der Menschen befriedigte, so auch der Buchhandel darnieder lag — seine Familie redlich zu ernähren, und sich nach und nach von den Schulden zu befreien, die er bei Uebernahme seiner Handlung hatte machen müssen. — Zuerst war den Franzosen das Daseyn der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ durch ein Exemplar bekannt geworden, welches die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg verkauft

hatte; die überaus schlaue geheime Polizei Napoleons, welche über alle Länder des europäischen Festlandes verbreitet war, und besonders in Deutschland ihre gewandtesten Spürer hatte, und die alle der Macht nur irgend Verdächtige überwachte, ward aufgeboten, und hatte bald entdeckt, daß jene Flugschrift von der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg an Stage in Augsburg versendet worden sei. In dem Journal de Paris wurde in einem Artikel über die aufrührerischen Bewegungen in Deutschland, wie man jedes schmerzliche Zucken der Besiegten zu nennen liebte, die Stein'sche Buchhandlung in Nürnberg zuerst als der Verbreitung der verpönten Flugschrift schuldig genannt. Palm war zur Messe nach München gegangen, von dort zurückgekehrt, erfuhr er von weiteren Maaßregeln, die Verbreiter der Flugschrift zur Verantwortung zu ziehen, er hielt sich in der von Franzosen besetzten Reichsstadt, die ihre Bürger nicht mehr schützen konnte, nicht für sicher, und begab sich nach der nahen, damals noch preußischen Stadt Erlangen. Nach Verlauf einiger Tage kehrte indessen der besorgte Familienvater, der in den unruhigen Zeiten die Seinen nicht schutzlos lassen wollte, wieder zurück. Er hatte schon früher die mit der Aufsicht über die Buchhandlungen beauftragte städtische Behörde, welche allein ein Recht hatte, ihn zur Verantwortung zu ziehen, gebeten, eine Untersuchung gegen ihn, den man der Verbreitung der den Franzosen so mißliebigen Schrift beschuldigte, zu veranlassen. Seine Bitte war indessen ohne Berücksichtigung geblieben. In Nürnberg ließ sich Palm eine Zeit lang so wenig als möglich sehen, er hoffte, die ganze Sache würde wohl bald in Vergessenheit gerathen, und man werde von weiterer Verfolgung gegen ihn ablassen. Da kam eines Tages ein ärmlich gekleideter Knabe in den Buchladen, er brachte ein Zeugniß mehrer angesehener Männer zu Gunsten seiner Mutter, einer armen Soldatenwittwe, mit, und bestand darauf, den Herrn des Buchladens selbst zu sprechen. Der Kommis trug das Zeugniß, welches der Knabe abgegeben hatte, in Palm's Zimmer, dieser beschied den Bitten-

den zu sich, und gab ihm, höchst gutmüthig wie er war, ein Almosen. — Der böse Bube hatte nur sehen sollen, ob Palm wirklich in Nürnberg sei, kaum hatte er das Haus verlassen, so drangen zwei französische Gendarmen ein, und forderten ihn auf, ihnen augenblicklich zu dem französischen General Frére zu folgen, der in Nürnberg befehligte. Der General wollte wissen, woher Palm die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" habe, ob er von ihrem Verfasser wisse. Der Buchhändler antwortete, sie sei ihm, wie das im deutschen Buchhandel wohl üblich, von unbekannter Hand zugesendet worden. Zuerst ward nun Palm, von dem General entlassen, in seinem Hause gefangen gehalten, dann wurde er auf das Rathhaus gebracht und folgenden Tages nach Ansbach geführt, wo Marschall Bernadotte (der jetzige König von Schweden) sein Hauptquartier hatte. Von dort ging es in eiligster Fahrt nach der österreichischen Festung Braunau am Ill, welche die Franzosen, obwohl mit Oesterreich schon lange Frieden geschlossen war, doch noch mit einer starken Kriegsmacht besetzt hielten.

Am 22. August kam Palm in Braunau an, dort war ein außerordentliches Kriegsgericht niedergesetzt, um ihn, den Nürnberger Bürger, fern von seiner Heimath, nach Gesetzen, denen er nicht unterworfen war, durch Fremde und durch Feinde seines Vaterlandes richten zu lassen! Sieben französische Obersten bildeten das, auf Befehl des Kriegsministers Marschall Berthier, Fürsten von Neufchatel, der wiederum hierzu von Napoleon selbst angewiesen war, niedergesetzte Kriegsgericht, die Stelle des öffentlichen Anklägers bei demselben versah ein höherer Generalstaabsoffizier Binot. Mit Palm waren angeklagt: J. Schoderer, Kaufmann aus Donauwörth; N. Merkel, Gastwirth zu Neckarsulm; J. F. Jenisch, Buchhalter in der Stage'schen Buchhandlung zu Augsburg; N. Kupfer und N. Eurich, österreichische Buchhändler; auf allen lastete die gemeinsame Anklage, Schriften, die zum Haß und zur Empörung gegen den Kaiser Napoleon

und gegen seine Heere aufreizten, und die Einwohner des südlichen Deutschlands zur Meuterei, zu Aufstand und Mord gegen die französischen Truppen zu verführen suchten, verbreitet zu haben. Für alle, welche, außer Palm, der Bürger einer freien Reichsstadt, Unterthanen deutscher Fürsten waren, war dieß Gericht gleich unrechtmäßig; ein französisches Kriegsgericht gegen Deutsche, die nur ihren bürgerlichen Gerichten unterthan, konnte keine Urtheilssprüche fällen, es konnte nur Mordbefehle erlassen. Außer Palm war nur Schoderer verhaftet, die übrigen Angeklagten hatten sich den Nachforschungen der französischen Spürer zu entziehen gewußt. Schoderer und Palm wurden nur zwei Mal verhört. Schoderer hatte einen Vertheidiger, Palm nicht. Er blieb bei seiner schon in Nürnberg gemachten Aussage, daß ihm das Paket mit den verhängnißvollen Schriften von unbekannter Hand zugekommen sei. Die französischen Offiziere durften indessen auf seine Vertheidigung nicht hören; es war von Napoleon beschlossen worden, den deutschen Schriftstellern, den deutschen Buchhändlern und Druckern, die noch den Muth hatten, Worte der Mahnung an die alte Ehre, an das Volk zu richten, eine blutige Warnung vorzuführen. Das ganze Kriegsgericht, so unrechtmäßig es auch an und für sich war, war demnach nur eine leere Form, ein Spiel, welches man trieb, um irgend einen Urtheilsspruch zu haben und mit gerichtlicher Ahndung drohen zu können. Palm's Tod war beschlossen, als ihn der Bettelbube aus seinem Verstecke locken mußte, es war Napoleon um ein blutiges Beispiel zu thun, und sein Kriegsminister Berthier betrieb mit dem ganzen Eifer eines Mannes, der gewohnt ist, den Befehlen seines Herrn gegenüber, Recht und Menschlichkeit für leere Worte zu halten, Alles was dienen konnte, den Mord zu beschleunigen. — Nachdem, nach dem zweiten Verhöre, die Beklagten abgetreten waren, ward ihr Todesurtheil einstimmig ausgesprochen, wie es den Beisitzern des Kriegsgerichtes schon zuvor befohlen war. Ein französischer Kapitän, der im Pfarrhause zu Braunau im Quartier lag, hatte seinen

Wirthen schon früher erzählt, in acht oder zehn Tagen sollte ein Buchhändler aus Nürnberg in der Stadt erschossen werden.

Am Morgen des 26. August, früh gegen elf Uhr, wurde Palm in den Hof seines Gefängnisses geführt, der arme Mann glaubte fest, beim Mangel aller Beweise gegen ihn, müsse selbst das feindliche Kriegsgericht ihn freisprechen, und man werde ihn zu seiner Familie entlassen. Er war in dieser festen Ueberzeugung heiter aufgestanden, hatte Pläne für seine Rückkehr entworfen, und sich im Geiste schon zu den Seinen versetzt, an denen er mit rührender Zärtlichkeit hing. — Statt der Freiheit, die er erwartete, mußte er sein Todesurtheil hören! Ein Mitglied der städtischen Behörde von Braunau las es ihm vor, so war der Befehl der Gewalthaber; des Mannes Stimme zitterte, als er, der Deutsche, einem Deutschen den Tod durch Mörderhand verkünden mußte. — Palm war im ersten Augenblicke auf's Heftigste erschüttert, bald jedoch faßte er sich, und bat, man möchte ihm Geistliche senden, die ihn zum Tode vorbereiten sollten.

Zwei würdigen katholischen Geistlichen, ihre Namen sind Thomas Pöschl und Michael Gropp, war es vergönnt, die letzten Stunden mit Palm in frommen Betrachtungen zu verleben. Sie wußten, er war nicht ihres Glaubens, er war nicht Katholik, aber mit jener milden Weisheit, die alles eitle Eifern um Glaubensunterschiede so sehr beschämt, redeten sie mit dem, der diese Welt verlassen mußte, von der ewigen Gnade des Herrn, dessen Barmherzigkeit Allen dieselbe ist, wie seine Sonne Allen scheint. Ruhig und gottergeben nahm Palm den Zuspruch der Geistlichen hin, Todesfurcht war schnell von ihm gewichen, tief nur bekümmerte ihn, daß er von Weib und Kind ohne Abschied scheiden, daß er sie einer trüben Zukunft voll Sorgen und Noth überlassen mußte. Bitten der beiden Geistlichen bei dem Kommandanten, um Aufschub der Hinrichtung um wenigstens einen Tag, blieben unberücksichtigt, drei Stunden nachdem dem Verurtheilten das sogenannte Urtheil des Kriegsgerichtes verlesen worden, sollte die Vollstreckung desselben

erfolgen. Frauen und Kinder eilten auch zu dem Gouverneur, General St. Hilaire, der sonst das Lob eines gutgesinnten und menschlichen Mannes hatte, um Gnade für Palm zu erflehen, oder wenigstens einen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken. Er empfing sie milde, erklärte aber die Erfüllung der Bitte, selbst einen Aufschub der Hinrichtung, für unmöglich, das Todesurtheil über den deutschen Buchhändler habe der Kaiser selbst gewollt, und er habe den strengsten Befehl, es alsbald vollziehen zu lassen.

Da Palm so die Gewißheit hatte, daß er binnen drei Stunden sterben müsse, schrieb er fast unmittelbar noch vor seiner Hinrichtung seiner Frau diesen Brief, der ein schönes Zeugniß seines Muthes und seiner gottergebenen Fassung ist.

Herzens-Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte, und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte: ich sagte was ich wußte, daß höchstens nur durch Spedition zufälliger Weise dergleichen könnte versandt worden seyn, aber nicht mit meinem Willen und Wissen. Auf dieses richtete man mich vom Leben zum Tode, ohne Defensor. Ich erbat mir dazu **, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir, Herzensfrau, sage ich tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott, und vergiß mich nicht.

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

Empfiehl mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!*)

*) Dieser Brief, so wie die Umstände, Palm's Hinrichtung betreffend, sind einer Schrift über den Ermordeten entlehnt, welche der als Theaterdichter bekannte Graf Julius Soden nach glücklich erfolgter Vertreibung der Franzosen aus Deutschland auf den Wunsch der Wittwe Palms herausgab. Sie enthält außer diesem Briefe und außer Auszügen aus der Schrift, um derentwillen Palm den Tod der Missethäter erleiden mußte, noch drei ausführliche Zuschriften der edlen Geistlichen an seine Wittwe. Was Graf Soden sonst noch, namentlich an eigenen Betrachtungen hinzuthat, ist von geringer Bedeutung. Der Name des Anwaltes, der nach Palm's Meinung aus elender Feigheit sich seiner Pflicht der Vertheidigung des Angeklagten weigerte, ist in Graf Soden's Schrift weggelassen worden, und war auch sonst nicht zu erfahren. Der Priester Pöschl sagt in einem Briefe über den Anwalt: „er erschien nicht, aus welcher Ursache, ist nicht bekannt. Vielleicht war er verreist, oder die Zeit zu kurz. Denn Tags darauf, als er hingerichtet war, kam ein Herr zu mir in die Schule, wo ich eben Unterricht gab, und erkundigte sich ganz ängstlich, ob Palm wirklich schon hingerichtet sei, und wann, und dergleichen. Ich sah in ihm die innigste Theilnahme." — Ließe sich vielleicht nicht noch jetzt ermitteln, wer jener Anwalt gewesen, ob er aus Menschenfurcht seine Pflicht, einen Angeklagten, zumal einen auf Tod und Leben Angeklagten zu vertheidigen, nicht erfüllt habe, oder ob er durch zufällige Umstände verhindert gewesen sei, ihr Genüge zu leisten?

Ausführlicher mußte der Geistliche Pöschl der Wittwe über die letzten Stunden Palm's schreiben, ihm übergab er auch, was er noch an Geld besaß, zwei Ringe, seine silberne Uhr, zum Andenken für seinen ältesten Sohn, seine Pfeife und sein Tuch.

Um halb zwei Uhr Nachmittags, führten sie ihn zum Tode, sein Gefängniß füllte sich mit französischen Soldaten. Jede, auch die leiseste Hoffnung auf Begnadigung, oder nur auf Aufschub der Hinrichtung, war vernichtet; „wenn eben ich," sprach Palm gefaßten Geistes, „wenn eben ich zum Schlachtopfer und Beispiel für Andere bestimmt bin, so will ich auch ein Beispiel der Großmuth seyn, ich will willig sterben!" Es war Befehl, Palm sollte gebunden zur Richtstatt gefahren werden, die beiden Geistlichen eilten zu dem Platzmajor Güß, der mit der Leitung der Hinrichtung beauftragt war, und baten ihn, Palm nicht wie einen gemeinen Verbrecher auf die Richtstatt zu führen, sondern ihn ungebunden und zu Fuße zum Orte seines Todes gehen zu lassen. Der Offizier zuckte mitleidig die Achseln, es sei höherer Befehl, über die Art, wie die Hinrichtung vorgenommen werden solle, gegeben, und von diesem höheren Befehle dürfe er nicht abweichen. Der deutsche Gefangenwärter zögerte, den Unglücklichen zu binden, da trat ein

französischer Soldat herzu, lehnte sein Gewehr an die Wand und schnürte Palm's Hände mit den Stricken fest auf den Rücken zusammen. Die Geistlichen legten, von dem rohen Kriegsknecht nicht beachtet, ihre Hände zwischen die Stricke und Palm's Hände, und machten ihm dadurch seine Bande erträglicher. — „Und wie weise," schreibt der Eine der Geistlichen, „fügte Gott nicht auch dieses! Nur damit Niemand sagen könne, daß auch nur Ein Deutscher an dieses unschuldige Blut Hand angelegt habe, sondern daß Alles, was zu seiner Mißhandlung beitrug und grausam zu nennen ist, lediglich durch die Hände der Franzosen vollbracht worden sei!"

Vor dem Gefängnißthore stand ein Leiterwagen mit zwei Ochsen bespannt, Palm und die beiden Männer, die ihm in wenig Stunden Freunde geworden waren, bestiegen ihn. Stumm und in dumpfem Schmerze, drängte sich die deutsche Bevölkerung in den Straßen, durch welche sie den unschuldigen Mann schleppten. Die ganze Besatzung von Braunau, 3000 Mann aller Waffengattungen, war unter den Waffen; auf den Wällen standen die Artilleristen mit brennenden Lunten, neben ihren gegen die Stadt gerichteten Geschützen. Die französischen Machthaber fürchteten, das Volk würde aufstehen, seinen deutschen Mitbruder zu befreien, oder seinen Tod zu rächen. Noch aber fehlte dem unglücklichen Volke alle Kraft!

Auf dem Glacis vor dem Thore der Festung, das auf die Straße nach Salzburg führt, war das französische Fußvolk in einem Viereck aufmarschirt, dessen vierte Seite, der Stadt gegenüber, offen geblieben war. Hierhin brachten sie Palm, sie verbanden ihm die Augen, die Geistlichen umarmten ihn, er kniete nieder, noch riefen ihm die Geistlichen Trostesworte zu, wenige Schritte hatten sie sich entfernt, da knallten sechs Schüsse. — Es waren zu mitleidige Soldaten zu der Henkersarbeit gewählt, ihre Hände hatten gezittert, Palm war nur schwer getroffen und ächzte noch laut. Sechs andere Soldaten traten vor, und auch sie schossen zitternd und trafen schlecht, da traten noch andere herzu, setzten ihm

die Flinten an den Kopf, und von ihren Kugeln zersprang die Hirnschaale in Stücke. — Viele Gebete für Palm stiegen zum Herrn des Himmels empor. Deutsche Augen mußten die ärgste Wuth fremder Tyrannei sehen! Aber auch der Franzosen viele zeigten sich ob dieses Mordes unwillig, der Oberst, welcher die Artillerie zu Braunau befehligte, Ardant hieß der redliche Mann, hatte sich krank gestellt, um nicht an dem schmählichen Spiel des Kriegsgerichtes Theil nehmen zu dürfen. Der Hauptmann, von dessen Kompagnie die Soldaten die Hinrichtung hatten vollziehen müssen, war wüthend, daß die Qualen des Unglücklichen noch vermehrt seien, er erklärte laut, er wolle lieber die Uniform ausziehen, als sich noch einmal zu einem solchen Auftrage gebrauchen lassen. Auch die Soldaten waren bestürzt, und murrten über den Tod des Mannes, der in seinem Wesen wahrlich nichts von einem Verbrecher hatte. Der Platzmajor Güß, der sich seines schlimmen Auftrages so milde als möglich entledigte, fragte den Geistlichen, auf dem Rückwege von der Mordstätte auf deutsch: Dieser Mann war wohl recht standhaft. — Palm's Leiche sollte, den Befehlen der Franzosen nach, auf der Stelle, wo er erschossen war, eingescharrt werden, der Magistrat von Braunau aber ließ, während die Truppen in die Stadt zurückkehrten, sie auf dem katholischen Friedhofe bestatten.

Schoderer, gleich Palm, zum Tode verurtheilt, wurde, auf Verwendung seines Königs, begnadigt; nur eine Stunde zuvor, ehe man auch ihn morden wollte, traf ein Kourrier von München ein, der die von Napoleon selbst vollzogene Begnadigung überbrachte.

Das Urtheil des Kriegsgerichtes gegen Palm wurde in 60,000 Exemplaren abgedruckt, an den Rathhaus- und Kirchenthüren, in Städten und Dörfern in allen Ländern des sogenannten Rheinbundes angeschlagen, und die verbreitetsten Zeitungen mußten es zur Kunde ihrer Leser bringen. Schrecken und Furcht vor der Macht des Kaisers der Franzosen sollte sich aller Gemüther bemächtigen, dieß war die

Absicht. Wo kein Richter Schuld finden konnte da sollte Mord die Lehre predigen, daß Niemand dem Sohne der Revolution widerstehen dürfe, der, seine Mutter erstickend, eine seit den Zeiten der ausgearteten Römer in Europa unerhörte Tyrannei übte.

Im Norden von Deutschland, den damals Napoleon's Arm noch nicht so sehr als den Süden darnieder hielt, wurden viele Stimmen zu Gunsten der unglücklichen Familie laut; nachdem die Berliner Zeitung eine Erzählung von dem an Palm verübten Morde gebracht hatte, erließ der als Schriftsteller vielfach bekannte Kriegsrath von Kölln, ein Mann von großer Energie, diese Aufforderung, die seinem Muthe zur Ehre gereicht:

In der Berliner Zeitung stand die Nachricht, bei der jedem Deutschen das Herz bluten muß: daß der Buchhändler Palm in Nürnberg, wegen des Verlags des Buches „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ von den Franzosen erschossen worden sei, den Verfasser nicht verrathen, und eine arme Wittwe mit sechs hülflosen Kindern hinterlassen habe. — Diese arme Verlassene zu unterstützen liegt allen Schriftstellern und Buchhandlungen am nächsten, wer aber unter den Reichen in Deutschland noch Gefühl für deutsche Redlichkeit und Biedersinn hat, wird gern einen Beitrag für die Hinterlassenen geben, die der Hingerichtete seiner Rechtschaffenheit opferte.

Ebenso forderte der Buchhändler C. F. Richter in Leipzig seine sämmtliche Kollegen in Deutschland auf, die Wittwe des Ermordeten kräftig zu unterstützen. In Hamburg, in Dresden, dann selbst in London und in Petersburg wurden ebenfalls Sammlungen für die unglückliche Familie unternommen.

Ob Palm wirklich nicht wußte, von wem er die Exemplare der Schrift erhalten, welche den Unwillen der französischen Machthaber in so hohem Grade reizte? Palm war ein streng redlicher Mann, er wollte ein in ihn gesetztes Vertrauen nicht verrathen; an einem Hauptstapelplatze des deutschen Buchhandels wohnend, besorgte er für andere, von den Hauptstraßen ferner liegende, Buchhändler die Versendungen. Es ist fast gewiß, daß er wußte, welche Handlung ihm das

verhängnißvolle Paket zugesandt hatte, vielleicht kannte er selbst den Namen des Verfassers; aber, eingedenk seiner Pflichten gegen seine Geschäftsfreunde, zu stolz, die feige Rolle eines Angebers und Verräthers zu spielen, blieb er fest bei seiner Aussage, er kenne den Einsender jener Schrift nicht, und schrieb auch in diesem Sinne seiner Frau, daß sein Geheimniß mit ihm sterbe. Dem Kaiser Napoleon aber wird es zu ewiger Schmach gereichen, daß er auf der Höhe seiner Macht kein Recht mehr achtete, jener Mann war Bürger einer deutschen Stadt, Gericht über ihn hätte nur zu Nürnberg gehalten werden müssen; dort waren seine Richter, französische Offiziere konnten ihn nur morden lassen.

Der öffentliche Ankläger in jenem, Gericht genannten, blutigen Spiel Binot, der als hämischer Mensch geschildert wird, welcher an der Qual Anderer seine Freude hatte, fiel, von einer preußischen Kugel getroffen, im Feldzuge von 1806. Der Kriegsminister Berthier, der bei Palm's Hinrichtung sich so eifrig bewiesen, fand einen trübseligen Tod; im Jahre 1815 stürzte er sich, in einem Anfalle von Wahnsinn, aus einem Fenster des Schlosses zu Bamberg, als er russische Truppen vorüberziehen sah. Ein Sohn Palm's focht im Befreiungskriege unter den preußischen Freiwilligen.

Palm wird in der Geschichte dastehen als ein schlichter Mann, der in schlimmer Zeit rüstig strebte, die Seinen redlich zu ernähren, der den Gram um die Noth und Trübsal im Vaterlande still und ergeben trug. Da blieb ihm nur die Wahl, gegebenes Vertrauen zu verrathen, oder der härtesten Strafe gewärtig zu seyn; er gedachte nur der Ehre, nur seiner Verpflichtungen, und wie aller buchhändlerischer Verkehr nur auf Manneswort und auf Zuversicht in die Redlichkeit der Geschäftsgenossen begründet seyn kann, und hat den Tod muthig erduldet. Seinem Angedenken ewige Ehre! Möge es nie im Vaterlande an Männern fehlen, die, wie Palm, still und muthig ihr Leben an die Erfüllung ihrer Pflicht zu setzen wissen.

Der Mönch.

Es sitzt in seiner Zelle
Der Mönch so trüb und bleich,
Sein Herz ist arm und traurig,
Das sonst so froh und reich.

Sein Herz schlug sonst so feurig,
Jetzt klopft's mit mattem Schlag,
Der Mönch hatt' eine Geliebte,
Die ihm die Treue brach.

Drum nahm der Jüngling weinend
Das härne Mönchskleid,
Zum Herrn ist er geflohen,
Der Armen Ruhe beut.

Zum Herrn der Welt er betet
Zum Helfer in der Noth,
Er wünschet Allen Frieden
Und sich — nur sanften Tod.

Ein kleiner Zeisig wiegt sich
Auf seiner welken Hand,
Sie gab ihn in bessern Zeiten,
Die er einst sein genannt.

Es schaut der Mönch den Vogel
Mit bittrem Schmerze an:
Du falsche, böse Schlange
Was hast Du mir gethan!

Wie treu blieb mir der Vogel,
Wie hast Du mich betrübt,
Wie warst Du mir so Alles,
Wie hab' ich Dich geliebt.

So mag mein Fluch Dich treffen,
Den Gott der Ew'ge hört,
Verflucht Dein Kind und Gatte,
Und was Dir angehört!

Da schlägt vom nahen Thurme
Die Glocke zum Gebet,
Und ihre sanfte Stimme
Der bleiche Mönch versteht.

O Gott, verzeih dem Sünder
Der Fluch statt Segen spricht,
Wie ich ihr jetzt verzeihe
Verzeih mir im Gericht!

Ihr schenke Glück und Frieden
Mein Herr, mein Hort, mein Gott,
Mir aber sei beschieden
Recht bald — ein sanfter Tod.

Ueber

den Verfall des deutschen Universitätslebens

Von H. B. Oppenheim,

Docenten in Heidelberg.

Seit jeher hat sich der Geist der Reform in Deutschland auf den Universitäten gestählt und gehoben; von da aus wurden des Pabstes Bannstrahlen siegreich erwiedert, von da ging zum Theil die Begeisterung gegen Napoleon's zwingherrschaftliches Protektorat über Deutschland aus. Die Selbstherrschaft der Vernunft, wie das gesunde Erwachen des in Todeskrämpfen liegenden Volksthums verdanken wir also den freien Vereinen zu gemeinsamer Forschung.

Schon das Alterthum kannte eine Art von Universitäten. Pythagoras, im Kreise seiner Schüler, Plato und die lustwandelnden Philosophen bildeten solche freie Genossenschaften zur Erforschung der Weisheit. Philosophie war damals die Grundlage alles Wissens, das war aber kein bestimmter, nach außen abgegränzter Formelkram, wie viele Fächer unserer Gelehrsamkeit, die ein riesiges Gedächtniß zur Noth in Masse auswendig lernen kann; nein, Philosophie hieß den Griechen nur „Liebe zur Weisheit," es war also ein freies Streben, ohne Zwang und ohne Prüfung, außer der des Lebens, ähnlich den Dichterschulen alter und mittlerer Zeit!

Das Mittelalter hat der Universität nach seiner ganzen Richtung den Charakter der engen Genossenverbrüderung, der

Korporation aufgeprägt. — Waren auch das Studium des römischen Rechts (und die theologische Casuistik) die ersten Vereinigungspunkte, so kann man doch auch von diesen sagen, daß sie dem Geiste eine ziemlich freie Bewegung ließen, indem das römische Recht durch seine höhere Entwickelung der es begründenden Rechtssätze, als die Vernunft des Rechts erschien, das man kennen zu lernen sich sehnte, ehe es noch als ein positiv geltendes angenommen war. Für die Gottesgelahrtheit aber war die Disputation die Hauptsache.

Ueberhaupt waren die Universitäten immer ein Kampfplatz der Denker, wo die beste Ansicht durch Gründe siegte, nicht, wie draußen in der Welt, durch Aechtung und wüthende Verfolgung der Weisen vor dunkeln Gerichten, in lichtlosen Kerkern verborgen werden sollte!

Als die Universitäten erblühten, fand erst die Buchdruckerzunft das rechte Feld für ihre Wirksamkeit. Nun konnte das Sonnenlicht des Geistes nicht mehr in Säcke geschöpft und in's Meer geworfen werden, bald konnte nicht mehr ein Galilei vor Inquisitions-Tribunalen durch Foltern zur Abschwörung seiner Lehre gezwungen werden, und eine neue Erkenntniß starb nicht mehr mit ihrem Finder, sie lebte in Tausenden fort, begegnete den Schülern auf allen Bahnen wieder, und machte sich stets neuen Platz. — Wie jenes fabelhafte Thier, dem hinter jedem abgeschlagenen Kopf ein anderer erwächst, so müssen der Wahrheit Vorkämpfer auftreten, um dem Drang der Gewaltigen auf Erden zu entgehen, die für ihre Missethaten das Licht scheuen.

Aber es liegt in dem Wesen der Korporation, daß ihre Formen leicht versteinern, und auf neue Zustände nicht mehr passen. Wir haben das an allen gewerblichen Zünften, und den Privilegien einzelner bevorzugter Stände geschehen.

Die Korporation der Universitäten hatte eigene Statuten, besondere Gerichtsbarkeit, und ihre Glieder hatten viele Ehren- und andere Vorrechte; die Doctores juris standen, zum Beispiel, im Mittelalter den Adeligen gleich. — Leider haben wir von den Bevorrechteten immer am meisten Unheil erlit-

ten. Unsere kleinen Reichsfürsten haben das Reich zersplittert und endlich dem Erbfeind verkauft, unsere Geistlichkeit hat dreißigjährige Kriege hervorgerufen und die Fremden in's Land geschafft, unsere Gelehrten, die ihre lateinischen Redensarten nicht umsonst gelernt haben wollten, haben uns ein fremdes Recht aufgetrotzt, welches vom Volke nicht mehr verstanden ward. — Wir sehen, überall ist eine nicht durch Gesetze gezügelte und veredelte Herrschaft dem Gemeinwohle gefährlich, selbst die Herrschaft der Gelehrten!

Ein Volk, das seine besten und höchsten Güter, die freie Manneswürde, an einzelne Stände vergibt, verliert seinen eigenen Kern, wird dem Bewußtseyn seiner Kraft entfremdet, und geht schmählich zu Grunde, wenn nicht ein Gott es rettet!

So haben die Franzosen die Volksthümlichkeit ihrer Sprache und ihrer Poesie verloren, weil sie den verderbten Hof ihres siebzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, und eine pedantische Akademie unumschränkt über dieselben zu Gericht sitzen ließen!

Universitas heißt eine moralische Person, eine Gesammtheit — von Kenntnissen etwa! — Darum haben wir die vier Fakultäten; und kaum wird eine neue Wissenschaft entdeckt, so stellt man dafür einen Professor an.

Was ist aber unsere Universität heut zu Tage?

Wenn von einem Juristen die Rede ist, erwarten wir da ein tiefes Rechtsgefühl, schämen wir uns etwa einer ungerechten Handlung mehr vor unserem Rechtskonsulenten, als vor einem einfachen Bauer? — Nein, die Kenntniß der positiv geltenden Gesetze, und ihrer möglichen Schlupfwinkel (in den sogenannten Controversen ꝛc.) gilt für die Hauptsache.

Ist ein Doctor der Philosophie auch Weltweiser, der sich, wie ein Diogenes über die Eitelkeit der Welt hinwegsetzte, und den Hofrathstitel so leicht verschmähte, wie Jener die Gnade des größten Fürsten, Alexander's. Höchstens schimmert bei ihm die Eitelkeit nur durch die Löcher seines Mantels durch; man hat schon treffend gesagt: Nichts sei weiter

von einem Philosophen entfernt, als ein Doctor der Philosophie!

Woher kommt das? und woher kommt es, daß die Theologen nicht auch immer die Tugendhaftesten sind, daß sie im Lande Hannover, und vor Allem auf der Landesuniversität Göttingen, mit die Ersten waren, das beschworne Staatsgrundgesetz aufzugeben? Ist das Frömmigkeit, den unbedingten Gehorsam zu predigen, auch gegen eine Obrigkeit, die uns das Recht kränkt, das Ungerechte gebietet? Mit dieser Moral wären die alten vielbewunderten Märtyrer nicht auf Rom's und Byzanz's Märkten, gottpreisend, ruhig im Feuer gestorben, hätte sich der milde Geist des Christenthums nicht verbreitet, jede Erkenntniß wäre alsdann in der Wiege umgekommen. Aber unsere Gelehrtenschulen haben es zu Wege gebracht, daß man die sogenannten positiven und historischen Kenntnisse, d. h. den Bescheid über das, was in tausend alten Büchern steht, weit über das eigene Denken und Handeln stellt. Man nennt das auch wohl: Respekt vor der Theorie und dem Dogma!

Kein neuer Gedanke wird ohne Kampf gefunden oder durchgeführt; da nun das Gedeihen der allgemeinen Bildung von den Fortschritten der Wissenschaft abhängt, und von der allgemein verbreiteten Vernunft, die Freiheit des Volks, so kann ein Volk nicht mehr zu Glück und Ehren erstarken, ohne daß seine höheren Bildungsanstalten blühen, von denen dann auch der niedere oder sogenannte Volksunterricht abhängt, weil die Lehrer desselben dort ausgebildet werden müssen.

Umgekehrt aber ist, wie wir gesehen haben, der Fortschritt der Wissenschaft von der Freiheit und Kühnheit des Denkers bedingt. Diese Freiheit und Kühnheit sind um so nöthiger, als in allen Verhältnissen ein Kampf zwischen dem Bestehenden und den Anhängern des Fortschritts sich entwickelt. Selbst die Buchdruckerkunst und die Entdeckung Amerika's, sind ihrer Zeit als Teufelswerk von den privilegirten Ständen angefeindet worden.

Nun ist es leicht einzusehen, daß es ein verderblicher

Mißstand wäre, wenn gerade die Hochschulen sich gegen das Andrängen des Zeitgeistes und seine Forderungen abschlössen, und dem Bestehenden blindlings huldigten. Zunächst würden sie der Jugend, der natürlichen Vertreterin des Neuen, entfremdet, während sie dieselbe doch, für sich gewinnen müßten.

Die Regierungen aber sind im Besitz, und daher sehr häufig für das Bestehende, wo Neues mit ihren Interessen in Widerspruch gerathen könnte. Nun hat man in jüngster Zeit die — für die Wissenschaft allerdings höchst ehrenvolle — Erfahrung gemacht, daß selbst die abstraktesten Fächer, wie die Metaphysik (d. h. die Lehre vom letzten logischen Grunde aller Begriffe und Vorstellungen) ihre Anwendung auf die politische Gesinnung der Menschen finden; und so fürchtet man Alles, und zieht vor, die Fächer, welche zur Selbstständigkeit im Denken und Handeln anregen, lieber der Fäulniß und Versumpfung zu überlassen, als ihrer natürlichen, ungestörten Entwickelung. Die Regierungen aber stellen die oberen Leiter der Universitätsstudien an, und so viel überaus bedeutende Männer nun auch den Glanz der deutschen Hochschulen ausmachen, so sind doch gerade die Träger solcher Fortschritte unvermeidlich von denselben ausgeschlossen, solcher Fortschritte, sage ich, welche um so wichtiger sind, als sich über ihre unumstößliche Wahrheit und Heilsamkeit noch kein schließliches Urtheil sprechen läßt.

Geistige Bewegung aber ist heilsamer, fruchtbarer und dem ganzen Volke förderlicher, als ein Sumpf von Kenntnissen.

Wir leben in einer Zeit, wo das Talent, die geistigen Anlagen und die gemeinen Kenntnisse unendlich häufig sind, wenn sie auch noch mehr verdichtet werden können. Was uns aber Noth thut, und was selten ist, das ist der Charakter, der unantastbare Muth der Wahrheit, der „Männerstolz vor Königsthronen.“ — Solche Schätze werden nicht auf den Universitäten, nicht in den Schachten staubiger Bibliotheksweisheit gehütet, obgleich sie da gepflegt werden sollten, wo die Jugend erzogen und vorbereitet wird, den Staat zu

lenken oder zu verwalten, Recht sprechend, lehrend oder predigend auf die Geschicke der Nation weiter einzuwirken.

Wenn man aber die Wissenschaft fürchtet, so fürchtet man die Jugend noch mehr; ja, viele höhere Staatsbeamte haben Einfluß auf diese Verhältnisse geübt, welche die Jugend sogar entschieden haßten.

Wenn wir den Zustand, wie er seyn sollte, und den, wie er ist, vergleichend einander gegenüber stellen, so haben wir uns freilich dagegen zu verwahren, als wollen wir einzelne Anstalten der Personen verdächtigen, indem wir die Mängel des Ganzen hervorheben. — Im Gegentheil, es ist Gottlob! überall auf unseren Hochschulen noch genug zu achten und zu verehren, in den Einrichtungen sowohl, als unter den Lehrern; desto ärger aber ist es, desto beklagenswerther, daß so viel Trefflichkeit doch dem schlimmen Geiste drückender Bestimmungen nicht zur Genüge widerstehen kann, daß so viel Kenntnisse dem Sklavendienste des Beamtenstandes zur Beute werden! — Auch verwahren wir uns feierlichst dagegen, als schätzten wir die Wissenschaft, der wir ja selber dienen, gering, als klagten wir, wie J. J. Rousseau, die Bildung an, daß sie der Menschheit Freiheit versprochen und Unterjochung gebracht hätte! — Der Himmel bewahre vor solcher Lästerung! — Aber die Wissenschaft kann ihr Ziel nur würdig erreichen, wenn sie, sich selbst überlassen und ohne Nebenzwecken dienen zu müssen, die Anwendung auf die Gegenwart frei behält.

Der studirenden Jugend warf man große Fehler vor. — Schiller's Ausspruch: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt, wie des Messer's Schneide“ paßt gewiß nicht blos auf die jungen Deutschen oder auf die jungen Schüler des Philosophen Hegel, sondern auf die Jugend überhaupt, die, ihrer Natur nach, rasch aburtheilt und, in Wort und That, die schwierigsten Verwickelungen leicht auflösen zu können vermeint. Der Jüngling Alexander, der den Gordischen Knoten mit dem Schwerte durchhieb, war zum Glück eines Fürsten einziger Sohn. Wäre

er der Sohn eines Treuenbrietzener oder Badutzer Bürgers gewesen im neunzehnten Jahrhundert, gewiß wäre seine Lebenskraft in einer politischen Untersuchungshaft verraucht!

Aber da ist schwer zu helfen: denn, wenn Du einem Gebäude den Schornstein verbaust, so muß entweder der Heerd ganz unbenutzt bleiben, oder die Flamme schlägt zum Fenster hinaus! — Was schlimm ist.

Und: „Zorn ist der Rauch der Liebe,“ wie ein großer deutscher Schriftsteller sagte, der selbst sein Vaterland innig geliebt hat.

Aber, wird man uns entgegnen, gerade in den freiesten Staaten hat der Student vielleicht mehr Einschränkungen zu erdulden, als bei uns. Die englischen Universitäten ähneln in mancher Beziehung den russischen Studierkasernen, nur daß dort die Sitte alter Privilegien thut, was hier die Willkühr eines Einzelnen. Wirklich blühen auch in England nur die praktischen Fächer, es ist ein ander Volk, und hat andere Bedürfnisse!

Die Blüte der englischen Jugend wird nicht auf den Universitäten gepflegt, sondern auf Reisen, im Kampf mit den Elementen, dem Meere und der Dampfkraft. Diese großen Verhältnisse haben wir nicht, in welchen der Jüngling durch Freiheit und Kampf zur wahren Liebe und Verehrung der Staatsordnung erzogen wird. In England hört die Erziehung auch nicht mit dem Collegbören auf, weil kein Staatsexamen die jungen Bürger alsbald einer Beamtenkaste, wie wir sie bei uns haben, einverleibt. — Welche Schule ist ihr politisches Leben, das nicht blos im Streite der Parlaments-Parteiungen geübt wird, nein! auf jedem Marktplatze sich verjüngt, denn die Bürger Großbritanniens wissen es seit lange als ihr eigenstes Recht und ihrer Wohlfahrt äußerste Bedingung, ihre eigenen Angelegenheiten in Gemeinde und Staat selbst zu erwägen und auszuführen. Darum ist dort die Censur zur Unmöglichkeit geworden, und sogar der Bauer, der nicht lesen kann, würde die Preßfrei-

heit als ein wichtiges Gut mit seinem Blute schützen, weil durch sie auch seine Rechte fest stehen.

Aber unsere politische Bildung ist noch nicht so weit vorgeschritten, unser Leben ist nicht so frei und aufgeklärt, unsere Freiheitsbestrebungen sind noch mehr eine theoretische Aufgabe, darum muß die Universitätsfreiheit gewahrt und vertheidigt werden!

Allein, wenn jeder Gedanke vornweg der Scheere der Polizei als gefährlich vorgelegt wird, wenn selbst das Maaß des Glaubens befohlen wird, — wie ist bei solcher Bevormundung eine selbstständige Ausbildung zu hoffen, die doch wählen müßte zwischen Gut und Böse? — Denn die höhere Vernunft beruht auf der Sittlichkeit, und diese wird aufgehoben durch Zwang oder Einschränkung, weil ihr Wille dann Nichts mehr zu entscheiden hat. — Zunächst also müßten wir für das Aufblühen rühmlicher Bestrebungen mehr Oeffentlichkeit und eine freiere Presse verlangen! — Solche Güter kämen allerdings der ganzen Nation zu Gute. Das ist es eben, daß die Wissenschaft und das Volkswohl im neunzehnten Jahrhundert dermaßen unzertrennlich Hand in Hand gehen, daß sie mit einander stehen und fallen. — Darum hat der Volksgeist auch die Forderung gestellt, daß die Universitätsstudien seinen wahren Bedürfnissen näher gerückt werden.

Warum sollen, nach der Weise der mittelalterlichen Scholastik, die Spitzfindigkeiten der lateinischen und griechischen Grammatik, die Wurzellaute der aramäischen und syrischen Sprachen, oder die Feinheiten der ältesten römischen Steuerverfassung für wichtiger gelten, als die Fächer, auf denen der Wohlstand, die Größe und politische Bedeutung der Nationen beruht? — Es gilt für vornehm, das Unpraktische zu betreiben, das Praktische zu verachten. Wahrlich, es wäre an der Zeit, die höheren gewerbswissenschaftlichen, die polytechnischen Studien mit der Universität zu verbinden, und nicht blos in unseren Schulsystemen auf die Erziehung von Handwerkern oder von Gelehrten zu spekuliren, sondern auch auf tüchtige praktische Köpfe, Ingenieurs und Mechaniker, die ihr Fach so verstünden, daß sie selbstständig darin

vorwärts gehen könnten, dem Geist der Zeit gehorchend, und um zu leisten, was Noth thäte, auch verstünden, was an der Zeit ist. — Durch solche Männer ist England groß geworden. — Wenn aber die polytechnischen Fächer von den höheren Wissenschaften, der Mathematik und Naturkunde, getrennt sind, so können sie keine geflügelten Fortschritte machen; ihre Anhänger müssen sich begnügen, das Hergebrachte im alten Schlendrian weiter zu treiben, und sich ewig vom herrschsüchtigen Auslande zu spät belehren zu lassen, sowohl darüber, wie man's macht, als darüber, was man heut zu Tage zu machen hat! — Oder man müßte voraussetzen, daß unsere künftigen Ingenieurs und Mechaniker eine doppelte Lehrzeit und doppelte Kosten zu vergeuden hätten. Jedenfalls aber ist es falsch und verderblich, eine neu aufstrebende Richtung noch zu erschweren und zu vertheuern.

Das Einfachste wäre es, die bestehenden polytechnischen Schulen und, wo möglich auch, gewisse Forstlehranstalten und andere Oekonomieschulen mit den Universitäten zu verbinden, damit die alte Erbsünde Deutschland's, nämlich die Trennung von Theorie und Praxis, von Volksleben und Gelehrsamkeit, wenigstens da aufhöre, wo sie am meisten schadet, und damit diejenigen Beamten und Gewerbsleute, die mit den niederen Klassen am meisten in Berührung kommen, mindestens durch ihre eigene Rohheit und Tyrannei nicht zur Verwilderung derselben beitragen! — Ein vernünftiger Fabrikherr wirkt oft mehr auf eine Dorfgemeinde, als ein gelehrter Pfarrer.

Was eine solche wohlthätige Neuerung im ersten Augenblicke mehr kostete, ließe sich leicht ersparen durch die Aufhebung kleinerer Universitäten, deren Kräfte mit den größeren zu verbinden wären. Was nützen Universitäten, wie Greifswalde, Rostock, Erlangen oder Freiburg,*) neben Königs-

*) Gegen die Aufhebung Freiburg's ist aber doch einzuwenden, daß in der badischen Verfassung, deren Fortbestand verbrieft ist, und die Freisinnigen, welche wollen, daß die Verfassung eine Wahrheit sei, an der nicht beliebig herumexperimentirt werden dürfe, müssen das Recht Freiburg's achten. Anm. des Herausgebers.

berg, Berlin, München, Tübingen und Heidelberg? — Kosten die Stiftungen, aus denen die kleinen entstanden sind, den Staat nicht mehr Zuschuß, als sie ihm werth sind? Oft liegen sie ungünstig, die Stiftung ist vielleicht nicht an den Ort gebunden. — Dann werden oft die kleineren Universitäten dadurch mühselig bei Athem erhalten, daß man den sogenannten „Landeskindern“ des kleinen Bundesstaates, der eine Universität zu besitzen, das Unglück hat, den Besuch derselben auf längere Zeit zur Pflicht macht. Dieser Gewerbszwang ist aber, wie der Bier- oder Mühlenbann, ein ganz veraltetes, durchaus nicht zeitgemäßes, Monopol. Dadurch blüht doch keine Universität recht auf, das gibt nur ein Treibhausleben. — Dem Staat sollte mehr daran liegen, seine Bürger von den geistigen Kräften, größerer oder beglückterer Bundesmächte zehren und genießen zu sehen, als mit der kostbaren Zeit seiner auserwählten Jugend ein paar Dutzend Gelehrte zu Tode zu füttern, die vielleicht selbst auf eine andere Weise ihrem Vaterlande, und ihrer kleinen Heimath insbesondere, mehr nützen könnten. Das wird aber nicht anders werden, so lange jeder Bundesstaat nur für sich, und nicht für das ganze große Vaterland sorgt!

Das Heilsame am Universitätsleben ist, daß sich hier alle Fächer zusammenfinden; das läßt sich aber nicht auf zehn Quadratmeilen herstellen. Dazu gehört ein Horizont, wie ganz Deutschland; dazu gehört vaterländische Gesinnung, und der engere Verkehr mit dem Leben!

Gewiß ist es eine vortreffliche Einrichtung, daß der Knabe, der einst im Leben fest stehen soll, „in dem Sturm der Männerschlacht,“ herangebildet werde, an den klassischen Mustern eines Themistokles, Thrasybul, Aristides und Sokrates, daß er die Wahrheit eines Cato oder Tacitus, die Entschiedenheit des Brutus kennen lerne, und in den vollendeten Formen des Homer und Sophokles zur Bescheidenheit und zur Verachtung trostloser Mittelmäßigkeit gelange. Warum aber wird dieser Inhalt über der äußeren Form vernachlässigt? Warum soll der Knabe, in der Anschauung von Heldengrößen zum Stubenhocker zusammenschrumpfen? — Und warum endlich wird alles Schöne, jede Dichtung, was man lieben muß, aus der Fremde und dem Alterthum hergeholt? — Die deutsche Geschichte hat auch Großes; an der deutschen Poesie und Literatur wäre eine Jugend auch zu bilden und zeitgemäßer, als es bisher geschah. — Warum wird die Jugend nicht mit Herder's und Schiller's tiefer und edler Prosa, mit Schlosser's, Luden's, Wirth's und Anderer Geschichtswerken der Zeit wirklich zuerzogen, in der sie zu leben und zu wirken hat. Besonders auf den Universitäten ist diese Seite der Bildung hintangesetzt. Im Studium des Rechts, im Gebiete der Sprache, müßte das Vaterländische mehr hervorgehoben seyn. Nicht, als ob es an den Lehrern dazu fehlte! Nein, aber der Sinn dafür mangelt. Und warum?

Erstens, weil unsere allgemeine Bildung, von der doch die einzelnen Fächer abhängig sind, dieser vaterländischen und geschichtlichen Grundlage entbehrt, so daß unsere Gebildeten ihre Kräfte selten dem Vaterlande weihen, weil sie sie selten demselben zu verdanken haben. Darum stehen sie auch schwach und vereinzelt mit ihren Wünschen und Bestrebungen da, und kommen zu Nichts! Was sie wissen, ist äußerlich! — „An's Vaterland, an's theure schließ Dich an, da sind die rechten Wurzeln Deiner Kraft!“ — Aber die gerügte Verderbniß ist noch so arg, daß man sich französischer Sprachfehler schämt, die Wenigsten aber, in der deutschen Sprache sich edel auszudrücken lernen, daß man bei den akademischen Disputationen es noch wagen darf, die Geistesarmuth und Verlassenheit von neuen Gedanken hinter abgerundeten und „eleganten“ lateinischen Stylübungen zu verbergen.

Selbst für die wenigen Studirenden, welche eine höhere Sehnsucht zu den entbehrten Studien der heimischen Geschichte, Dichtung und Philosophie treibt, ist ein Riegel vorgeschoben durch eine Erfindung der neueren Zeit, welche durchaus den anderen Uebergriffen der Polizeigewalt in das ehedem freiere bürgerliche Leben beizuzählen ist. — Wir meinen

die Zwangscollegia und Staatsexamina. — Daß der Beamtenstaat, wie er nun einmal ist, den neu aufzunehmenden Beamten einer strengen Prüfung unterwirft, daß der Arzt nicht eher seine Kunst üben darf, ehe er eine Probe seiner Sicherheit und Erfahrung abgelegt hat, mag eine weise Vorsicht gegen den Andrang von Unwissenden und Untüchtigen gebieten. Wenn man aber die Leute prüft, wozu ihnen noch vorschreiben, auf welche Weise sie das Nöthige erlernt haben müssen, welche Vorlesungen von ihnen besucht worden seyn müssen? — Dieser Zwang wird rein zu einer Geldabgabe, weil die erzwungenen Vorlesungen vielfach nur „belegt," das heißt bezahlt werden, damit der Student sein Zeugniß in der Tasche habe. — Das muß dem Lehrer selbst unangenehm seyn. — Wenn man viel Kenntnisse verlangt, so möge auch die Prüfung schwer seyn; aber mehr, als das Praktische darf nicht gefragt werden; — und wenn die Prüfung überstanden ist, sollte der aufgenommene Beamte nur noch durch seine thatsächlichen Leistungen seine Fähigkeiten und Fortschritte zu erproben haben. — Bekanntlich beweist ein Examen doch nicht allzuviel, seine Strenge wird leicht umgangen, leicht durch persönliche Einflüsse gemildert. Daß nun der Studirte, in dreifachen Zwischenräumen, durch verschiedene Staatsprüfungen gleichsam Spießruthen laufen muß, kann offenbar nur den Zweck haben, den zum Beispiel auch die geheimen Conduitenlisten verfolgen, nämlich: den wissenschaftlich Gebildeten, der stets für gefährlich erachtet wird, mit der Nebelkappe auf dem Kopfe an dem langen Seile (der Controlle) flattern zu lassen, wie früher der Jäger seinen Falken, den er nur losließ, um ihn auf kleineres Geflügel zu hetzen.

Die Zwangsvorlesungen haben scheinbar, aber nur scheinbar, eine mildere Bedeutung; jedenfalls nehmen sie die Zeit ein, und rauben also die Muße für freiwillige Studien und Lieblingsarbeiten. Wenn man auch dadurch selbst philosophische oder historische Studien gebietet, wie das oft geschieht, z. B. in Baiern, wo selbst ein zweijähriges Studium der allgemeinen Fächer jedem Juristen oder Mediziner vorgeschrieben ist, so weiß doch jeder vernünftige Mensch, daß alles Edle frei ist und nicht befohlen werden kann. Man wecke den Geist dafür und lasse die Muße zu freieren Beschäftigungen! Aber man gebiete sie nicht, nur um gefährlichen Gedanken den Platz zu versperren. — Ferner darf man die Philosophie nicht verhaßt machen, dadurch, daß man Hofphilosophen beruft, deren Anhänger anstellt, ihre wissenschaftlichen Gegner absetzt und verfolgt, oder dadurch, daß man dem Denken den Glauben unterschiebt; — und man verdächtige die heimische Geschichte nicht dadurch, als servil, daß man die Schriftsteller dafür bezahlt, welche das Unfreie aller früheren Jahrhunderte zusammenkehren, um diesen Kehricht dem Volke unverschämter Weise als sein bestes Gericht vorzusetzen! — Wenn die, welche das Volk veredeln sollen, das Alles unterlassen, so wäre der große Schritt halb geschehen, zu dem wir vorhin dringend gerathen haben: — daß nämlich den höheren Wissenschaften ihre Blüte vergönnt werde, indem man ihnen die Anwendung auf die heutigen Verhältnisse erlaubt. — Kurz, gestattet dem Studenten die politische Gesinnung! Verbietet ihm nicht, wie noch kürzlich auf einer deutschen Universität geschah, den „Nationalismus," das heißt die Vaterlandsliebe. Erschreckt nicht gleich und ruft Zeter, wenn dieses heilige Gefühl einmal in jugendlich aufgeregter oder phantastischer Weise mannigfaltiger erscheint, als in Eurer armen Vorstellung; wenn die feurige Jugend sich in diesem heiligen Glauben zu einer Gemeinde sammelt, die innigen Formen ihrer eigenen Empfindung sich selber neu zu erschaffen, in unserer schwer bedrängten Zeit! — Und wenn auch einmal einige Glieder einer solchen Jüngerschaft (der allgemeinen deutschen Burschenschaft) eine gewaltsame Ausführung ihrer kühnen Vorbilder und Ideale geträumt haben, so sind Träume noch keine Verbrechen, ein Alpdrücken ist keine Krankheit. — Eine Jugend, die über solche Träume hinaus wäre, oder hinaus ist, taugt verdammt wenig! — Natürlich, wo gehauen wird, fallen Späne! — Ihr aber habt das Kind mit dem

Bade verschüttet! — Seitdem jene Vereine ausgerottet wurden, denen jeder strebende und hoffnungsvolle Student von 1806 bis 1833 angehört hatte, die wesentlich zur Befreiung des deutschen Bodens und des deutschen Geistes beigetragen haben, — seitdem sind Verbindungen aufgekommen, zwar nicht gestattete, aber gern geduldete, denen man stets durch die Finger sah, — Corporationen, welche es gering schätzen, ein Herz für das ganze Vaterland zu hegen, und welche in mittelalterlichen Formen und Namen die Vorliebe einzelner Stämme für ihr kleines Daheim, und den Haß der Provinzen unter einander mit der Flamme ewig neuer Zwietracht nähren!

Wahrlich! in diesem kindischen Spiel ist traurigen Ernstes genug! — Die deutsche Jugend vertobt jetzt das reine Feuer ihrer Begeisterung in dem Stolze, die weiteste Trinkerkehle zu haben, oder in Duellen ohne Grund, ohne Gefahr und ohne Zweck! — Gesinnungslosigkeit wird zur Norm. — Nicht die Jugend ist Schuld daran, die Jugend ist immer gut! — sondern die Männer klagen wir an, welche dem natürlichen Ehrgeiz der Jugend aus blinder Furcht und leerer Angst, jeden anderen Spielraum abgeschnitten haben. — Wir sind nicht da, um mit rosigen Farben zu malen, sondern, um auf das Bessere zu dringen. Der Staat, welcher der öffentlichen Meinung und der Thätigkeit seiner Bürger nur im Geringsten ihr Recht läßt, hat des Jünglings gutmüthige Schwärmerei nicht zu fürchten. Damit hängt Alles zusammen! Oder wollte wer behaupten, daß wir Deutsche, etwa nur in der Jugend, oder überhaupt, schlimmer sind, als andere Völker? — Haben wir Giftmischer oder Meuchler unter uns? — Sind wir ein Volk der Meuterei oder des Betrugs?

Also — die politische Gesinnung ist nicht auszuschließen von der Universität, aber auch die politischen Fächer nicht: und die praktischen Fächer eben so wenig. Wenn dann der Studirte und der Beamte in Zukunft einst wissen wird, um was es sich handelt, für den Wohlstand und die Nahrungsmittel des Volks, für seine Wünsche und Rechte, dann wird Alles besser stehen! — Wenn auf solche Vorschläge nicht eingegangen wird, wenn dem öffentlichen Geiste und der freien Verhandlung und Unterredung, dem ungehinderten Gedankenaustausche unter den Studirenden selbst, die bisherigen Schranken gezogen bleiben oder noch verengt werden, wenn die jüngeren Geister von dem Zutritt zu den Lehrstühlen abgesperrt bleiben, wenn ferner das Doctoreramen durch seine Kostspieligkeit für die Reicheren ein Privilegium der theoretischen Laufbahn (z. B. eines Dozenten und Professors) bildet, — so laufen die Universitäten Gefahr, überflüssig zu werden, denn, was zu lernen ist, kann man schon längst besser aus Büchern lernen, da große Gelehrte gewöhnlich all ihr Wissen drucken lassen, und meistens sorgfältiger, als es auf den Kathedern vorgetragen wird. — Am akademischen Leben aber wäre der wichtigste Vorzug *der*, daß die künftige Generation sich und ihre Bedürfnisse kennen lernt, daß Freundschaften geschlossen werden, die durch das Leben führen, weil sie auf gemeinsame Gesinnung gegründet sind; kurz, daß ein öffentlicher Geist die Pedanterie der Gelehrsamkeit überwinde, und das todte Wissen belebe, die brachliegenden Kräfte befruchte — zum Segen für Alle!

Wortspiele.

Welchen Fehler kann sich ein Neger nie angewöhnen? — Er kann nie *naseweiß* werden.

Welcher Schuh tanzt auf dem Rücken? — Der *Kantschuh*.

Wie kann ein Bürgerlicher ohne Staatserhöhung adlig werden? — Wenn er verrückt wird, denn dann ist er *von Sinnen*.

Was hassen Liebende und Beamte gleich sehr? — Den *Abschied*.

Wer muß fast immer auf dem Lande wohnen? — Die Wahrheit, denn sie findet selten *eine gute Statt* (Stadt).

Welcher Verwandte sieht immer gut genährt aus? — Ein *Vetter*.

Wer leidet in der Fremde leicht am Heimweh? — Der *Oheim* (O heim!)

Wo muß der Großherzog von Weimar hingehen, wenn er die Geduld verliert? — Auf die *Wartburg*.

In welchem Lande bekömmt man leicht einen Schnupfen? — In Nassau.

Warum ist Gastwirthen nie recht zu trauen? — Weil sie immer etwas im Schilde führen.

Was kauft auch der reichste Dummkopf nie? — Genie.

Woran leiden schlecht regierte Staaten und schlechtgedruckte Schriften? — An Druckfehlern.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen Sternkundigen und eitlen Hofleuten? — Sie suchen immer nach Sternen.

Warum muß man sich vor Schornsteinfegern hüten? — Weil sie Jeden, der ihnen zu nahe kommt, anschwärzen.

Der Maler in der Haide.

Ein Maler war beschäftigt, in der Lüneburger Haide eine schöne Baumgruppe in sein Skizzenbuch zu zeichnen. Neugierig umringten ihn Hirtenbuben, welche dort ihre Schaafe, die berühmten Heidschnucken weideten, und sahen dem Manne zu, dessen Arbeit ihnen lange unerklärlich war. „Et is nix," sagte endlich der Schlauste unter ihnen, „hei schreft man die Bôme af.*)

Das preußische Heerwesen vor hundert Jahren und jetzt.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Ernst Moriz Arndt.

Der dreißigjährige Krieg, er muß fast immer genannt werden, wo von dem Verfalle Deutschlands in den beiden letzten Jahrhunderten die Rede ist, hatte ein durch und durch verderbtes Geschlecht zurückgelassen; alle Kraft, alle Ehre war fast verloren gegangen, und in dem stumpf gewordenen Volke machte die unbeschränkte Fürstengewalt und die drückendste Schreiberherrschaft eben so leichte, als unwürdige Eroberungen. Von dem trübseligen Bilde, welches

*) Es ist nichts, er schreibt nur die Bäume ab.

Deutschland in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts vornämlich darbot, war nur ein von Natur ungünstig gelegenes, aber von einer kräftigen, durch die langen Kriegsleiden noch nicht ganz geschwächten Bevölkerung bewohntes Land auszunehmen, Churbrandenburg, das sich durch das Herzogthum Ostpreußen bis an die Grenzen des damaligen Polens ausgebreitet hatte. Es besaß in seinem Churfürsten Friedrich Wilhelm einen kräftigen und gerechten Herrscher, der das Schlimme der Zeit klar erkennend, so viel an ihm lag, sein Erbe vor der allgemeinen Erschlaffung bewahren wollte. Gegen Polen, Schweden und Franzosen kämpfend, rettete er die Selbstständigkeit seines Landes; unter ihm gewannen Brandenburg und Preußen schnell wieder einigen Wohlstand, und mit geringen Mitteln schuf er ein schönes Heer. Von ihm sagte sein Urenkel, Friedrich II., in seinen Schriften: „wie die Eichel die künftige majestätische Eiche hervorbringt, so verdankt das Haus Brandenburg sein Emporkommen jenem großen Fürsten."

Der Nachfolger des großen Churfürsten, Friedrich der Erste, ein Mann, der den Schein und die eitle Pracht eines glänzenden Hofstaates über Alles liebte, setzte sich die Königskrone auf, und nahm den Namen eines Königs von Preußen an. Kräftiger als dieser war der Sohn, König Friedrich Wilhelm I., ein eigenthümlicher, biederer, aber harter und roher Charakter. Er haßte die entsetzliche Liederlichkeit und den furchtbaren Leichtsinn, der sich von Ludwig's XIV. Hofe aus über die Welt verbreitet, und in den schwachen und eitlen deutschen Fürsten jener Zeit die bereitwilligsten, ob auch oft sehr geistlose, Nachahmer gefunden hatte. Er wollte sein Land vor dieser Pest einer alle Sitte verachtenden Leichtfertigkeit bewahren, er wollte in ihm ehrbare Zucht, ernsten Fleiß neu wecken, aber roh und ohne Bildung, wie er war, that er es durch rohe, gewaltthätige Mittel; eine edle geistige Herrschaft über die Seelen verschmähend, verbreitete er durch harte und strenge Maaßregeln Schrecken und Furcht, der Stock und das Zuchthaus, Galgen und Rad,

spielten in seiner Art zu herrschen, eine wichtige Rolle. Dem Heere war seine besondere Sorgfalt zugewendet, er hatte einsehen gelernt, daß, was der Großvater durch die Waffen gewonnen und erhalten, durch die Waffen behauptet werden müsse, aber auch hier verschmähte er alles Geistige; daß die Linien der Regimenter schnurgrade standen, daß seine Soldaten schöne, große Leute seien, dieß war ihm das Wichtigste, und bekannt ist die lächerliche Sammlung von Riesen, aus der seine Garde bestand.

Friedrich II. wußte Heer und Schatz, den ihm der königliche Vater hinterlassen, trefflich zu nutzen, um sich einen Namen in der Geschichte zu machen; Oesterreich war schwach, die alte Kraft des römisch-deutschen Kaiserreiches, bis auf den glänzenden Namen und Titel, fast dahin. Friedrich griff Oesterreich an, er eilte von Siegen zu Siegen, ward durch Niederlagen nicht geschreckt, und erhielt den besten Theil Schlesiens, das von Dichtern viel ob seiner Fruchtbarkeit und Schöne verherrlicht, einer der glänzendsten Edelsteine in der Krone der Habsburger gewesen war. Das Heer, welches ihm seine Siege erfochten, mit dem er oft die schwersten Niederlagen überdauert, hatte sich der König aus den Elementen, die ihm der Vater hinterlassen, ergänzt, erweitert, und in seinem Sinne ausgebildet. — Friedrich II. selbst war volksthümlich, in einer schlaffen Zeit, wo Handel und Gewerbe zum Krämerthume und zu ärmlicher Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse herabgesunken war, wo Alles den alten Tyrannen Gewohnheit und Schlendrian huldigte, wo weder in Wissenschaft, noch in Kirche, noch im Staatsleben ein freier Geist herrschte, wo im Ernste der Satz galt, der beste Unterthan sei, wer recht willig seine Steuern zahle, in einer so kranken und elenden Zeit mußte jede männliche That auf das Außerordentlichste wirken. Man freute sich, daß König Friedrich Krieg führe, daß die allgemeine und peinliche Langeweile durch das Klirren der Säbel, durch das Donnern der Geschütze unterbrochen werde, die Neugier fand Stoff, der Kannegießersinn der Wirthshauspolitiker fand Befriedigung — aber Liebe

und Haß bewegten die Gemüther nicht. Was auch hatte Oesterreich verschuldet, daß der Preußenkönig es mit allen Schrecken des Krieges heimsuchte, wo lag seine Berechtigung, dieses schöne Schlesien zu besitzen? Edlere Seelen wandten ihre Theilnahme, nicht geblendet von der großen und machtvollen Persönlichkeit Friedrichs, der Kaiserin zu, jener edlen Frau, die mit Beharrlichkeit und mit männlichem Muthe ihr Erbtheil vertheidigte, die den Namen Schlesien nicht mehr nennen hören konnte, ohne in Thränen auszubrechen — und die Männer, ach ihre Anzahl war damals nur allzugering! die über dem Elende der Gegenwart nicht ganz an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelten, sie fragten ängstlich, ob denn eine Wiedergeburt Deutschlands damit beginnen könne, daß zur Lust der Fremden Deutsche gegen Deutsche fechten, daß der Eine den Franzosen und Russen, der Andere den Engländer herbeirufe, die deutschen Ernten zu zerstören und die Hülfsquellen der Länder zu vernichten.

Das Volk, die große Masse der Nation, hatte nur Theilnahme, Behagen oder Unbehagen, an den Kriegen zwischen Oesterreich und Preußen, es pries jubelnd Friedrich, weil Allem, was er that, der Stempel des Außerordentlichen und Geistreichen aufgedrückt war; aber beim müssigen Jubel blieb es auch, der Bauer verließ sein Feld, der Bürger seine Werkstatt nicht für ihn die Waffen zu führen, dieß überließ man der — Soldateska.

Hatte schon der Name Soldaten den schlimmen Sinn, Leute, die für Geld ihr Leben wagen, die um Sold streiten, so bezeichnete jenes Wort Soldateska, mit seinem spöttischen Klang, recht eigentlich den Begriff, den man mit den Heeren der damaligen Zeit verband, „Gesindel, aus aller Herren Länder zusammen gelaufen, durch den Stock zusammen gehalten.“

Die Heere Friedrichs II, so wie die deutschen und fast alle europäischen Heere der damaligen Zeit, waren, so weit es ging, aus „Geworbenen“ zusammengesetzt; in den bedeutendsten Städten des deutschen Reiches hatten die verschiedenen Kriegs-

herren Werbeoffiziere; in Wirthshäusern war ihr Sitz, dort wurde ein lustiges Leben geführt, die Flaschen kreisten, Würfel klapperten, und Spiel und Trunk, und Alles, was zügellose Wünsche erfreuen kann, war dort an der Tagesordnung. Müßige Bürgerssöhne, Abenteurer, die nichts mehr zu verlieren hatten, junge Burschen, die ein schlechter oder toller Streich der Heimath entfremdet hatte, sammelten sich in diesen Werbhäusern, sie nahmen Theil an den Gelagen, bald war ihr Geld hin; das lustige Leben noch eine Weile fortzusetzen, nahmen sie Geld von dem Werbeoffizier, sogenanntes Handgeld, wofür sie sich zum Dienst verpflichteten — und plötzlich trat ein harter Wechsel ein, die mit ihnen gezecht und gespielt hatten, zeigten ihnen die ganze Strenge Vorgesetzter. War ein Trupp solch geworbener Leute beisammen, dann ging's auf den Marsch, und von kräftigen Unteroffizieren begleitet, auch wohl wie eine Heerde Vieh von Hunden umschwärmt, daß keiner entlaufe, kamen sie zu den Regimentern, wo das freudeloseste Leben, die härteste Zucht sie empfing. Der Trommel, oder wie man es ausdrückte „dem Kalbfell“ folgen, galt so ziemlich für die letzte Art, ein zerrüttetes und vergeudetes Leben zu fristen. Für die Werboffiziere war es Sache der „Ehre,“ möglichst viel und möglichst schöne und stattliche Leute an ihre Regimenter abliefern zu können. Wo Verführung und Ueberredung nicht ausreichten, ward oft auch Gewalt nicht gespart. Unter Friedrich Wilhelm I trieben die preussischen Werboffiziere eine wahre Menschenjagd, große Männer, die der König für seine Leibgarde brauchen konnte, waren in keinem Winkel Deutschlands vor ihnen sicher, und sie begingen ungescheut die ärgsten Gewaltthaten, sich ihrer zu bemächtigen. Aber auch unter Friedrich II kamen noch gräuliche Dinge der Art vor; so wird erzählt: in einer süddeutschen Reichsstadt lebte in glücklichen Verhältnissen ein Kandidat des Predigtamts, ein schöner, gutgewachsener und stattlicher Mann; er stach dem preußischen Werboffizier in die Augen, er gäbe einen vortrefflichen Flügelmann für eine Grenadierkompagnie meinte der, ihn mit Gutem zu bekommen, daran

war nicht zu denken, also Gewalt! Es ward ausgekundschaftet, der Kandidat lustwandle fast täglich an einer schönen, einsamen Stelle am Ufer des Flusses, der nahe an der Stadt vorüberfloß. Die Unteroffiziere des Werboffiziers mußten ihn hier packen, schnell ward er fest geknebelt und gebunden, in einen Kahn geschleppt und so rasch die Ruderer es vermochten glitt das leichte Fahrzeug stromabwärts, bis die Entführer nach einigen Stunden die Grenze des Stadtgebietes hinter sich hatten. Jetzt nahmen sie ihrem Gefangenen den Knebel ab — er blieb stumm, er war auf der langen Fahrt erstickt. — Der Werboffizier hatte indessen die Frechheit, in die Reichsstadt zurückzukehren, ihn traf bald der Verdacht, den jungen Gottesgelehrten entführt zu haben, dann trieb auch der Fluß die Leiche des Armen an's Ufer — man zog den Verbrecher gefänglich ein, nach dem Gesetz mußte ihm als Menschenräuber und Todschläger das Leben abgesprochen werden, aber der weise Rath der Stadt wagte es nicht, sich durch seine Hinrichtung mit der preußischen Macht zu verfeinden, und ließ ihn entfliehen! — Und solcher Werbgeschichten leben noch viele im Munde alter Leute — traurige Zeugnisse einer Zeit, die so tief gesunken war, daß nicht frischer Muth für das vaterländische Recht und die vaterländische Ehre zu den Waffen griff, sondern daß die Fürsten ihre Kriege, die freilich nicht Kriege um Recht und Freiheit und Ehre, sondern nur um Provinzen waren, nur mit dem Auswurf der Gesellschaft und mit Unglücklichen führten, die durch List oder Gewalt an die Fahnen gefesselt worden waren.

Da diese Geworbenen indessen bei Weitem nicht ausreichten, das preußische Heer vollzählig zu machen, so waren alle Dörfer und ein Theil der Städte in sogenannte Kantons eingetheilt, aus denen jeder eine Anzahl Rekruten stellen mußte, diese wurden jedoch den größten Theil des Jahres beurlaubt, und nur während der Kriegszeiten und bei Uebungen zu ihren Regimentern eingezogen. — Die Geworbenen und die Kantonisten, die so ungern ihr Dorf, ihre Heimath verließen, auch in der Gesellschaft jenes zusammengetriebenen Gesindels

wohl nicht eben besser wurden, in Zucht zu halten, waren die grausamsten Strafen festgesetzt. Der Offizier hatte über die Soldaten die unbeschränkteste Gewalt, die geringsten Vergehen, Exerzierfehler, wurden mit Stockprügeln, größere mit Spießruthenlaufen bestraft. Dieses Spießruthenlaufen gehört zu dem Aergsten und Widerwärtigsten was menschliche Grausamkeit jemals ersonnen. Durch zweihundert Mann wurde der zu dieser Strafe Verurtheilte geführt, jeder dieser Soldaten hatte eine Weidenruthe in der Hand und mußte auf seinen nackten Rücken hauen, und daß nicht Mitleid die Hand der Soldaten minder hart hauen ließ, liefen hinter ihnen Korporale auf und ab, und hieben mit ihren Stöcken auf die ein, die sich mitleidig erwiesen! Dem Gequälten selbst aber zwängte man eine Kugel in den Mund, daß er nicht schreien konnte, und sich in der Qual seines Schmerzes nicht die Zunge zerbiß! Sechsmal Spießruthen durch zweihundert Mann, war die gelindeste Art dieser furchtbaren Qual, sechsunddreißigmal die höchste, diese war auf Leben und Tod, sie wurde in drei Tagen nach einander vollzogen, und am letzten Tage ward, falls der Arme todt unter den Hieben niederstürzen sollte, sein Sarg gleich mit auf die Parade gebracht! In Kriegsartikeln, die Friedrich II erließ, kommt noch außerdem die Strafe des Nasen- und Ohrenabschneidens für bestimmte Verbrechen, namentlich für oft wiederholte Desertion und Fahnenflüchtigkeit, vor! Wer die Waffe gegen seinen Vorgesetzten erhob, ward erschossen, wer seinen Vorgesetzten erschlug, hatte die Strafe des Rades verwirkt. Mit lebendigem Feuertode ward denen gedroht, die in Kriegszeiten oder im Hause ihres Kommandeurs Feuer anlegten.

Alle höheren Stellen, fast alle Offizierstellen, waren damals in den Händen des Adels, Friedrich II theilte mit seinen Standesgenossen jener Zeit die Bevorzugung einer Klasse vor dem Volke; er, der mit so brennendem Witze Vorurtheile zu geißeln wußte, war ihnen doch in vielen und in den wichtigsten Dingen selbst unterworfen. Wie Furcht und Stock die Soldaten beherrschen sollte, so die adeligen Offiziere das Gefühl der Ehre. Seltsames, viel mißbrauchtes Wort diese Ehre! Heute Mitmenschen auf schauderhafte Weise mißhandeln, morgen dieselben Leute gegen eine feindliche Schanze führen, sie mit ihrem Blute gewinnen, das machte einem Offizier Ehre. Spielen, Schuldenmachen, Bürger und Bauern verhöhnen, beleidigen, aber von einem gleichfalls Adeligen kein Lächeln, kein unangenehmes Wort hinnehmen, ohne daß sich die Degen kreuzten, das war Ehre! — Nur in der Artillerie, da der älteste Adel denn doch einmal das Wissen des Emporkömmlinges nicht ersetzt, dann in den Freikorps und bei den Husaren, die sich durch ihre Kühnheit sehr auszeichneten, duldete Friedrich II bürgerliche Offiziere. Aber nach erfochtenem Frieden entließ er, namentlich von den Freikorps, die verdientesten Offiziere, und fast immer traf dies Loos Bürgerliche.

War die Behandlung der Soldaten hart, ward die Menschenwürde im Einzelnen mit Füßen getreten, so ward dagegen der Soldatenstand als solcher und im Ganzen hochgeehrt, glänzende Uniformen blendeten die Menge und lockten zum Dienste, vor den Fahnen seiner Regimenter entblößte der König selbst das Haupt und grüßte in ihnen seine Schaaren; für die Verwundeten und unfähig Gewordenen wurde gesorgt, auch Löhnung, Verpflegung und Kleidung der Truppen war gut, und wurde regelmäßig geleistet: „Der König von Preußen hat immer baar Geld," hieß es in den Liedern, welche die Soldaten dem Sieger in so viel Schlachten zu Ehren sangen. Aber die ehrsamen Bürger nannten das Soldatenwesen „ein glänzend Elend."

Friedrich II hat mit seinem Heere staunenswerthe Heldenthaten vollbracht; er war ein großer Mann, sein Adlerblick übersah Deutschland und die Welt mit Klarheit, was seinen Zwecken dienen konnte, entging ihm nicht; wie wußte er seine Heerführer zu wählen, wie die Gemüther an sich zu fesseln durch kluge Berechnung, durch Witzworte, durch Wohlwollen wie durch Strenge! Dieselben Soldaten, die oft durch Gewalt an ihn gefesselt waren, diese Kantonisten, eben erst

der Heimath entrissen und unter den gefürchteten Korporalstock gestellt, gingen jubelnd der feindlichen Uebermacht entgegen, wenn ein Wort von ihm sie ermuntert hatte. Wie der Mechaniker Kraft und Macht der Maschine erprobt hat, die er gebaut, so war Friedrich der Große Herr seines Heeres, aber dieses Heer war doch nur Kunstwerk, war doch nur Maschine. Hätte sich ihm eine Volkskraft entgegengestemmt, hätte unter seinen Gegnern ein Mann gestanden, großen Geistes wie er, starken Handelns wie er, hätte dieser es verachtet, ein kunstgerechtes Heer zu führen, hätte er den Ideen bloßer Eroberungen und der Abwehr solcher Eroberungen Ideen von Recht und Freiheit entgegengestellt, und durch den zauberischen Klang dieser Namen die faule Masse in kräftige Kriegerschaaren umzuwandeln gewußt, der König von Preußen wäre als Besiegter aus seinen Kämpfen geschieden. — Die Geschichtsschreiber, die er bis jetzt gefunden, haben seine Thaten nach Verdienst gepriesen, aber geschichtliche Freimüthigkeit ist eine Blume, die noch selten blüht, und das haben sie nicht angeführt, oder wollten es nicht anführen, daß er, wie er um zu erobern das Recht mißachtete, so auch es versäumte, in seinem Volke das Edlere zu wecken. Der Zustand seines Heeres beweist am meisten diese Versäumniß; statt die Masse des Kriegsvolkes zu veredeln, begnügte er sich, das Ehrgefühl oder richtiger das point d'honneur der Offiziere zuzuspitzen; unter seinen Augen, auf den Wachtparaden in Potsdam und Berlin, gingen die gräßlichsten Marterscenen vor, und selbst in seinen Kabinetsbefehlen an Generale kommt das „solche Kerls müssen Hiebe kriegen“ nicht selten vor.

Unter Friedrichs II Nachfolgern blieb das Heer die Maschine, aber der große Geist, der sie geleitet, fehlte; noch Jahre ruhte die Ehrfurcht vor Friedrichs Namen auf seinem Erbe — dann aber erhob sich eine Volkskraft, und dieser gegenüber konnte seine Schöpfung nicht bestehen. In Frankreich hatte das mißhandelte Volk endlich sein Joch gesprengt, Zerwürfnisse, Kriege folgten. In den Revolutionskriegen wichen die geübtesten preußischen Bataillone vor Haufen unbärtiger Freiwilligen; natürlich! hier herrschte der Stock, drüben galt es Vaterland, und den heiligen, wenn auch oft mißverstandenen, Gedanken der Freiheit.

In dem Kriege vom 1806 stand ein Gewaltherrscher, stand Napoleon den Preußen gegenüber; hatte er auch Vieles wieder vernichtet, was die Revolution geschaffen, so hatte er Vieles doch behalten, ausgebildet. Und am trefflichsten hatte der Kriegsfürst sein Heerwesen geordnet, hier war der Grundgedanke, der vom Marschall bis zum Tambour reichte, die Ehre. Diese Ehre war auch wohl in Vielem verzerrt, manche dieser französischen Generale erlaubten sich, ihrer Ehre völlig unbeschadet, Dinge, die in Friedenszeiten den Weg in's Zuchthaus führen konnten, aber jene Ehrbegriffe, mit ihren Auswüchsen und Verkehrtheiten, waren Eigenthum des gesammten Heeres. Nicht wie drüben bei Friedrichs II Schöpfung war die Ehre nur für die Offiziere, für die Unteroffiziere die Fuchtel, für die Soldaten Stock und Spießruthen. — Viele Offiziere im preußischen Heere von damals sahen schmerzlich alle üblen Folgen einer solchen Barbarei ein, von den Stuben und Schreibtischen der Gelehrten aus, von den großartigen Geistern Lessing, Herder, Kant, Schiller, waren edle Gedanken von Menschenwürde, Menschenrechte, sittlicher Freiheit in das Volk gedrungen, und hatten die blutigen Dinge, welche die französische Revolution entwürdigten, tiefen Abscheu in Deutschland erweckt, so war dagegen ihr schöner Anfang von allen edleren Geistern unsres Volkes mit Jubel begrüßt worden. Aber wie auch viele der Besten im Heere die barbarische Kriegszucht haßten, sie bestand und wurde mit aller Strenge geübt, dazu kam, daß seit den Siegen Friedrichs des Großen auch bei Denen, die von diesen Siegen nur hatten reden hören, ein Hochmuth erzeugt worden war, der mit der im eignen Heere üblichen Weise das Höchste in der Kriegskunst erreicht zu haben vermeinte. — Die Stellung des Heeres dem Volke gegenüber aber war schroff und hart, die adeligen Offiziere der Garden namentlich gefielen sich in einer wüsten und brutalen Art, die nothwendig Erbitterung wecken mußte.

Dieser Krieg, mit so schönen Hoffnungen vom preußischen Heere begonnen, endigte auf's Unglücklichste; bei Jena erfochten die Franzosen einen glänzenden Sieg, sie zogen in Berlin ein, die wichtigsten Festungen fielen in ihre Hände. Und nicht die Soldaten, die mißhandelten, waren es, die diese Niederlage verschuldeten, nicht sie lieferten die Festungen des Königreichs an die Feinde aus, Napoleon selbst hatte nur Worte des Lobes für die Tapferkeit des Fußvolkes bei Jena. Aber sie waren schlecht geführt, unter den Generalen herrschte keine Uebereinstimmung, die Kommandanten von Festungen benahmen sich feig, ja selbst verrätherisch. Eben von diesen Adeligen, die Friedrich und seine Nachfolger so begünstigten, haben sich Viele in der Stunde der Gefahr unentschlossen und elend benommen. Auf den Kommandanten von Magdeburg, Erfurt, Glogau, Spandau, Neisse, Hameln, ruht unauslöschliche Schmach, sie alle gehörten dem Adel an — eine ewige Warnung für Regenten, sich nicht auf eine Klasse der Bevölkerung ausschließlich zu stützen! Der ehrwürdige General von Courbière dagegen, Prinz Louis Ferdinand, der tapfere Blücher, Gneisenau, Schill, sie retteten auch in diesen Zeiten dem preußischen Namen Ehre.

Preußen mußte einen schimpflichen Frieden schließen, schöne Provinzen dem Feinde abtreten, in seine Festungen französische Truppen aufnehmen, eine fast unerschwingliche Kriegssteuer zahlen, sein Heer bis auf einige vierzigtausend Mann vermindern. — Unglück läutert und bessert nicht den Einzelnen allein, auch Staaten und Völker. Das Alterthum kannte eine Sage von dem riesigen Vogel Phönix, wenn er alt und schwach geworden war, häufte er einen Holzstoß auf und überlieferte seinen Leib den Flammen, aus der Asche aber stieg er dann jung und glänzend und mit neuer Kraft wieder auf. So auch Preußen, in den Brand, der es verzehrte, warf es schlechte und elende Einrichtungen, daß es neu und verjüngt ein neues Daseyn beginnen könne. Unter dem Drucke Frankreichs fast erliegend arbeitete Preußen in den Jahren von 1808—1812 rastlos an seiner innern Kräftigung. Stein

und Hardenberg, beide nach einander Minister, von einander getrennt durch trübselige Mißverständnisse, aber beide gleichsehr das todtmatte Vaterland liebend, schufen eine Reihe großartiger Gesetze; die letzten Reste der Leibeigenschaft und Hörigkeit wurden abgestellt, dem Landbau schwere Lasten abgenommen, den Städten wurde durch ein großartiges Gesetz Selbstständigkeit und Raum zu freierer Entwickelung gegeben, die Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege ward durchgeführt, die alte Bevorzugung des Adels beschränkt, sein Uebermuth gezügelt, trotz aller Ungunst der Zeit Handel und Gewerbe gepflegt, der Volksunterricht in allen seinen Zweigen verbessert, Zurücksetzungen, welche noch auf den Katholiken lasteten, aufgehoben, den Juden Bürgerrechte gegeben, überall im Staate dem großen Grundsatze Bahn gebrochen, daß alle Staatsangehörigen vor dem Gesetze gleich seyn sollen, gleich in allen ihren Rechten und in allen ihren Pflichten, daß Auszeichnungen nicht den abgeschmackten Ansprüchen der Geburt, sondern den wohlbegründeten des Verdienstes gezollt werden müßten.

Das Heer wurde ein ganz neues und besseres; feierlich wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß jeder Unterthan ohne Unterschied der Geburt zum Kriegsdienste verpflichtet sei, der alte Mißbrauch der Werbungen hörte gänzlich auf, die schauderhafte Strafe des Spießruthenlaufens wurde abgestellt, der Stock verschwand aus den Händen der Korporale; nur bei Soldaten, welche wegen unwürdigen Benehmens von einem Kriegsgerichte in die Strafklasse versetzt worden waren, sollte noch körperliche Züchtigung in streng durch das Gesetz beschränktem Maaße eintreten können. Jedem Soldaten, der sich durch Muth und ehrenhaftes Benehmen auszeichnete, sollte der Weg bis zu den höchsten kriegerischen Würden offen stehen. Um diese neue Gestaltung des Heeres erwarben sich im Vereine mit Stein und Hardenberg der General Scharnhorst und seine Freunde Gneisenau und Boyen unsterbliche Verdienste. — Der Friede, den Napoleon erzwungen hatte, konnte nicht von Dauer seyn; ein Volk, das nicht ganz ent-

artet ist, vermag nicht ohne Ehre zu leben; Preußen hatte schmachvolle Niederlagen zu rächen, hatte verlorne Provinzen wieder zu erringen, die Last fremder Truppen, die auf ihm lag, abzuschütteln, hundertfachen Bedrückungen, dem schrecklichsten Uebermuthe der Feinde ein Ende zu machen; jemehr es innerlich erstarkte, jemehr die Saat weiser Gesetze, die auf die Bildung guter, das Vaterland liebender Bürger berechnet waren, gedieh, um so unerträglicher mußte das fremde Joch werden. Nach der Schlacht bei Jena, als die Franzosen sich anschickten, in die Hauptstadt einzurücken, hatten die weisen Gouverneure Berlins verkünden lassen: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Jetzt sollte man einsehen, daß die erste Bürgerpflicht ist, die Ehre und Freiheit des Landes so hochzuhalten, wie die eigne Ehre und das eigne Leben.

Gott setzte dem Beginnen Napoleons auf eine auf Gewalt und Verachtung alles Rechts und aller Volksthümlichkeiten begründete Weltherrschaft ein Ziel; ihn bezwang die Wuth eines russischen Winters; da stand das preußische Volk auf, da war der Augenblick gekommen, das verhaßte Joch abzuschütteln. Noch war aber die Macht des französischen Kaisers mächtig genug, Preußen gänzlich zu zertrümmern, noch bestand der Rheinbund, so viele Staaten umfassend und ihm mit großer Heeresmacht dienstpflichtig, noch hielt er Belgien, Holland, Italien mit großen Hilfsquellen unter seiner Botmäßigkeit, noch konnte das große Frankreich neue Hunderttausende in's Feld stellen. Aber Krieg, Krieg gegen Frankreich! schallte es durch Preußen; der König anfangs scheu und zagend, daß, im Falle neuer Niederlagen sein Staat verschwinden werde aus der Reihe der Staaten, ward hingerissen durch den feurigen Muth der Seinen, ward durch das kräftige Vertrauen seiner Staatsmänner und Krieger auf den endlichen Sieg der Sache des Rechtes und der Freiheit überzeugt, daß der rechte Augenblick gekommen sei, die befleckten Fahnen durch neue Kämpfe zu reinigen.

Jene 42,000 Mann, welche Napoleon nach dem Frieden von Tilsit Preußen zu halten erlaubt hatte, hatte Scharnhorst

durch eine weise List weit um das Doppelte vermehrt; er kürzte nämlich die eigentliche Dienstzeit der Truppen ab, waren die Rekruten geübt, so wurden sie wieder beurlaubt und in ihre Heimath entlassen und andre traten wieder statt ihrer ein. Dann war an die Stelle der alten, steifen Weise, die Waffen zu handhaben, die Truppenkörper sich bewegen zu lassen, an die Stelle des berüchtigten Kamaschendienstes, an die Stelle aller kindischen, nur auf die Parade berechneten Spielereien, wodurch man den Soldaten nur zwecklos quälte, Einfacheres und Zweckmäßigeres eingeführt. Auch Scharnhorst und seine Freunde huldigten dem Grundsatze, den Erzherzog Karl von Oesterreich, gewiß einer der größten Heerführer der neueren Zeit, ausgesprochen hat: „die Bildung des Soldaten soll die Entwickelung seiner natürlichen Kräfte, die Erleichterung seiner Bewegungen und die Geschicklichkeit, die Waffen zu führen, zum Ziele haben. Dieses Ziel darf man nie aus den Augen verlieren und Alles, was solches weiter hinausrückt, oder schwieriger macht, ist verderblich.“ — Ebenso wurde für die Bildung eines wissenschaftlich tüchtigen Offiziercorps gewirkt, und, was die Franzosen so sehr auszeichnete, ein guter Generalstaab geschaffen, der elende Junkerübermuth, durch den sich früher besonders die Gardeoffiziere dem Bürgerstande verhaßt gemacht hatten, verschwand, das Heer fühlte sich mit dem Volke eins, mit ihm unzertrennlich verbunden für die große Zeit der Entscheidung. Der Tugendbund, geschlossen, um der Herrschaft Napoleons in Deutschland ein endliches Ziel zu setzen, zählte unter den höheren preußischen Offizieren sehr zahlreiche und eifrige Genossen.

Die Russen waren in Verfolgung der Franzosen in Ostpreußen eingerückt; es handelte sich darum, sich ihnen schnell anzuschließen, schnell als ihre Bundesgenossen mit nachdrücklicher Macht aufzutreten, um zu verhindern, daß sie, die seit Jahren lüsternen Auges nach den Grenzprovinzen sahen, nicht statt den Kampf mit Napoleon noch weiter fortzusetzen, sich begnügten, das russische Reich bis an die Weichsel auszudehnen. Stein, mit Kaiser Alexander eng verbunden, wußte

ihn lebhaft von der Gefahr, Napoleons jetzt erschütterte Macht sich wieder befestigen zu lassen, doppelt dadurch zu befestigen, wenn er Preußen jetzt unedel schwäche, zu überzeugen; er ließ sich zum Generalcommissär Rußlands in Ostpreußen ernennen und trat als solcher rasch handelnd auf. — Ostpreußen hatte sich vor den Uebergriffen der unumschränkten Fürstengewalt, wie sie das achtzehnte Jahrhundert gestattet hatte, eine, wenn auch sehr unvollkommene ständische Verfassung mit größeren Rechten, als sie die übrigen deutschen Schattenstände hatten, gerettet. Stein, im Vereine mit dem edlen Schön, damals Präsident der Regierung zu Gumbinnen, dann mit Graf Alexander Dohna und Landhofmeister von Auerswald beriefen diese ostpreußischen Stände nach Königsberg zusammen; ihnen wurde der Plan einer allgemeinen Landesbewaffnung, die das stehende Heer ergänzen und unterstützen sollte, vorgelegt. Oberst von Klausewitz, ein vertrauter Freund Scharnhorsts, hatte mit diesem Ideen und Ansichten ausgetauscht, wie die Wehrkraft Preußens zu verstärken sei; er arbeitete mit Dohna und dessen Brüdern einen Plan aus, nach welchem alle männlichen Einwohner von 18 — 45 Jahren — mit alleiniger Ausnahme von Kränklichen und Schwächlichen, von Geistlichen und Schullehrern — in so weit sie nicht schon im stehenden Heere Dienst leisteten, in Bataillone zusammengezogen und mit Waffen versehen werden sollten. Der König war weit von Ostpreußen, in Breslau; General York, der durch den berühmten Waffenstillstand, den er auf eigene Verantwortlichkeit mit den Russen schloß, den ersten Anlaß zur feindlichen Stellung Preußens zu Frankreich gegeben hatte, war, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, commandirender General in Ostpreußen, er billigte die Landesbewaffnung, die eifrigst betrieben wurde; Graf Alexander Dohna war es, der für sie den Namen Landwehr erfand. Ohne Zögerung wurde die Mannschaft ausgehoben, mit Waffen versehen; in einem Schreiben, das einen wahrhaft großartigen und vaterlandsliebenden Geist athmete, zeigte York die ohne sein Vorwissen erfolgte Bewaffnung des

Volkes in Ostpreußen dem Könige an; „in den großen Plänen der Vorsehung“, so schloß er dieses Schreiben, „kann die Vernichtung der Monarchie Ew. Majestät nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nothwendig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann, diese Unabhängigkeit, nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen.“

Der König billigte auf Scharnhorsts Rath nicht allein Alles, was in Ostpreußen angeordnet war, sondern er dehnte die Errichtung der Landwehr auf die ganze Monarchie aus, sie sollte neben dem Fußvolke auch aus Reiterei bestehen, ihre Offiziere bis zu den Stabsoffizieren selbst wählen, alle Rechte und alle Pflichten mit dem stehenden Heere vollständig theilen. So war diese herrliche Einrichtung nicht von einem Einzelnen erfunden, sondern aus dem Vereine von Patrioten hervorgegangen und zu ewigem Ruhme wird es der edlen Provinz Ostpreußen gereichen, daß sie die Mutter der Landwehr geworden ist.

Um das Heer noch weiter zu verstärken, wurden Freiwillige aufgerufen, die, unter alle Regimenter vertheilt, vorzüglich den Dienst der leichten Truppen versehen sollten; junge Männer aller Stände eilten zu diesen, jeder bewaffnete, jeder bekleidete sich selbst; Berlin allein stellte neuntausend dieser freiwilligen Jäger, daneben wurde noch der Landsturm zum Schutze der von Truppen entblößten Gegenden aufgeboten; wer nicht mit ausziehen konnte, gab Geld; die Frauen traten in Vereine zusammen, für die Verwundeten und Kranken zu sorgen. — Abschüttelung des unwürdigsten Joches war die allgemeine Losung.

So lange es ein Deutschland gibt, werden die heldenmüthigen Anstrengungen der preußischen Waffen im Befreiungskriege nicht vergessen werden; stehendes Heer, freiwillige Jäger, Landwehr wetteiferten in Tapferkeit und Ausdauer. Landwehren waren es, die bei Dennewitz die geübtesten französischen Truppen zurückschlugen, und so das schwer bedrohte

Berlin, die Monarchie vor dem Unglück bewahrten, noch einmal den Feind in der Hauptstadt zu sehen, und wohl durfte 1814 der König von seinen Kriegern rühmen: Ihr habt mein Vertrauen, des Vaterlands Erwartung nicht getäuscht; fünfzehn Hauptschlachten, beinahe tägliche Gefechte, viele mit Sturm genommene Städte, viele eroberte, feste Plätze in Deutschland, Holland, Frankreich bezeichnen Euern Weg von der Oder bis zur Seine." — Nicht minder groß, als in diesen ersten Feldzügen, war die preußische Tapferkeit in dem Feldzuge von 1816; Ligny und Waterloo zeugen davon.

Nach dem Frieden von 1816 wurde die Einrichtung des Heeres, welches sich in der Zeit der Noth so trefflich bewährt hatte im Wesentlichen beibehalten. Jeder Preuße ist persönlich dienstpflichtig, jenes Stellvertreter- oder Einsteherwesen, wie es in den andern deutschen Staaten noch besteht, so daß der Reichere, im schreiendsten Widerspruch zu der *Gleichheit vor dem Gesetze*, welche in so viel Verfassungen versprochen worden ist, die schwerste Pflicht für einige hundert Gulden auf einen Aermern hinüberwälzen, kann, findet in Preußen nicht mehr statt, die Dienstzeit im stehenden Heere beträgt *fünf* Jahre und wird mit dem zwanzigsten Jahre angetreten, doch bleiben im Frieden die Mannschaften der Infanterie nur zwei, die der Reiterei und Artillerie nur drei Jahre in wirklichem Dienste, die beiden übrigen Jahre sind sie beurlaubt und werden nur ausnahmsweise wieder eingezogen. Junge Männer welche sich einer Kunst, einer Wissenschaft, dem Schulfache oder höhern Gewerben widmen, dürfen ihre Dienstpflicht im stehenden Heere in *einem* Jahre ableisten, erhalten dann aber weder Gehalt noch Kleidung. Durch diese weise Einrichtung sind die Forderungen des Staates mit dem Aufwande an Zeit, welchen jene, die sich den Studien widmen, machen müssen, auf eine glückliche Weise in Einklang gebracht, und da die nur ein Jahr aber auf eigene Kosten Dienenden die Stadt wählen dürfen, wo sie ihre Dienstpflicht erfüllen wollen, so werden sie nur wenig in den Vorbereitungen zu ihrem Berufe gestört. Nach

vollendeter Dienstzeit tritt Jeder in die Landwehr des ersten Aufgebotes, der er bis zu seinem zwei und dreißigsten Jahre angehört. Als Landwehrmann ist er *Bürger*, nur zu kurzen Waffenübungen wird er alle zwei oder drei Jahre einberufen, für den Fall eines Krieges aber ist er Soldat, wie der Soldat des stehenden Heeres. Um die Landwehrmänner schnell in Truppenkörper vereinigen zu können, ist das ganze Land in Bezirke für Landwehrcompagnien, Landwehrbataillone und Landwehrbrigaden eingetheilt; Feldwebel und Adjudanten führen genaue Listen über alle der Landwehr Angehörigen, sie und die Majore der Landwehr, die zugleich für das stehende Heer die Aushebung der Rekruten zu besorgen haben, sind in beständigem Dienste. Alle andern Offiziere und Unteroffiziere der Landwehr sind, wie die Landwehrmänner, *Bürger*, die Offiziere für den niedersten Grad werden von ihren Standesgenossen *gewählt*, vom Könige bestätigt und rücken ganz wie die Offiziere des stehenden Heeres, nach ihrem Dienstalter u. s. w. vor. Jedes Landwehrbataillon hat eine Schwadron Reiterei und eine Abtheilung Artilleristen und Pioniere; sie gehören wie die Infanteristen stets dem bürgerlichen Leben an. Bei Uebungen und im Falle eines Krieges, werden die Reiter schnell beritten gemacht, für die Dauer der Uebungen werden für den Gebrauch der Pferde den Landwirthen, welche sie herleihen, angemessene Summen vergütet. Bewaffnung uud Kleidung ist für die Landwehren in hinreichendem Maaße vorhanden. — Sind die Landwehren im Dienste, so haben sie alle Rechte, alle Pflichten des stehenden Heeres, und Sold und Verpflegung gleich diesem.

Neben dem ersten Aufgebote der Landwehr besteht noch ein zweites, dem die Landwehrmänner vom vollendeten zweiunddreißigsten bis zum neununddreißigsten Jahre angehören, dieses zweite Aufgebot tritt indessen im Frieden niemals zusammen und soll im Falle eines Krieges nur zum Dienste in den Festungen u. s. w. verwendet werden.

Die ganze Einrichtung des preußischen Heeres ist musterhaft, stehendes Heer und Landwehr bilden *ein* großes Gan-

zes, der Gedanke daß Jeder dem Lande dienen muß, hebt das Selbstgefühl des Volkes; der Bauernbursch, der in Reih' und Glied neben dem Sohne des reichen Kaufmannes, des großen Gutsbesitzers steht, lernt von diesem; der Vornehmere der mit dem Armen die Mühen des Marsches, die Entbehrungen des Feldlagers theilen muß, weiß wie es thut, entbehren müssen; eine Gemeinsamkeit, das lebendige Gefühl der Unterordnung des Einzelnen unter ein großes Ganzes wird durch eine solche Kriegsverfassung lebendig erhalten und ein allgemeines Vertrauen auf die Volkskraft ist ihr schönstes Ergebniß. — In einem gerechten Kriege wird Preußen fortan unüberwindlich sein, weil die Blüthe des Landes, weil neben dem Jünglinge der Bürger kämpft, der Haus und Hof, Weib und Kind zu vertheidigen hat; einen ungerechten wird es nicht mehr unternehmen können, weil nicht für eitlen Ruhm und thörichte Zwistigkeiten die Blüthe des Landes zu den Waffen greifen wird, und endlich ist Preußen in seiner Heerverfassung die Bürgschaft gegeben, daß dem Lande auch jene heilig versprochenen Rechte zu Theil werden müssen, auf die ein gebildetes Volk die vollgültigsten Ansprüche hat. Man kann nicht auf die Dauer in einem Zweige des Staatswesens den großen Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz als Grundlage nehmen, und in andern Dingen weit hinter den gerechtesten Forderungen zurückbleiben, man kann nicht auf die Dauer hin Volkskraft wecken, und auf der andern Seite sagen: gehorcht blindlings! Preußen ist seiner ganzen Entwicklung nach ein kriegerischer Staat, so hat er jetzt sein belebendes Element, das Heerwesen musterhaft geordnet, hoffen wir daß es aber endlich diese Kriegsverfassung nicht allein stehen lasse, ein Denkmal aus der großen Zeit des Befreiungskrieges, daß es ihr vielmehr in weisen Gesetzen würdige Säulen an die Seite stelle, daß es endlich aufrichtig in die Reihe der Staaten trete welche das Glück einer Verfassung genießen und daß dieser Verfassung ein fester, für Alle gesicherter Rechtszustand entwachse. Preußen in aufrichtigem Bunde mit gesetzlicher Freiheit — und die

Welt hat keinen kräftigern, mächtigeren Staat als dieses Land.

So trefflich indessen die preußische Heerverfassung ist, so kleben ihr doch noch einige Mißstände an; der wesentlichste dieser Mißstände ist wohl die Garde. Bevorzugte Truppen sind immer eine Art Mißachtung für die übrige Armee, die Soldaten der Garde gehören dem Volke gerade so an, wie alle andern, warum sie nicht bei den Regimentern lassen zu denen sie, der Eintheilung der einzelnen Kreise nach gehören müssen? Die Garde soll die geheiligte Person des Monarchen bewachen; wozu dieses Bewachen? — Volksliebe erringe sich der König als Wache, und droht ihm Gefahr, dann werden ihn die Bataillone der Linie, der Landwehr mit ihrem Blute so ausdauernd zu schützen wissen, als seine schlanken Garden. Mit der Gleichheit vor dem Gesetze verträgt sich der Begriff privilegirter Truppen nicht, und es brauchen einzelne Regimenter nicht besondere Zufluchtsstätten für den Adel zu sein. — Ein zweiter Mißstand, der namentlich früher im Heere herrschte, war das Wiederüberhandnehmen des Kamaschendienstes, dieses alten Plageteufels der Soldaten, das russische Beispiel hatte in dieser Beziehung unvortheilhaft gewirkt; damit die Bataillone hübsch geschniegelt aussähen, wurden allerhand höchst unzweckmäßige und für die Gesundheit der Leute nachtheilige Einrichtungen eingeführt, so haben zum Beispiel die Tornisterriemen quer über die Brust manchen jungen Menschen siech gemacht, so haben die ungeheuren, oben breiten und unten entsetzlich engen Tschakos viele Augenkrankheiten erzeugt, die enge, knapp anliegende Uniform, welche die natürliche Bewegung allzusehr hemmte, hat Jahr aus Jahr ein viele Leute in's Spital gebracht. Doch hat dieser Kamaschendienst jetzt tüchtige Gegner gefunden, es ist der ernste Wille des Königs, daß der Soldat mehr für den Felddienst als für die Parade gebildet werde, seine Kleidung soll zweckmäßiger seyn, den knappen Frack, der keine Wärme gibt, soll ein kurzer bequemer und wärmender Oberrock ersetzen, an die Stelle des unförmlichen Tschakos ein leichter

Helm treten. — Dann ist für das Land die unendlich hohe Summe drückend, welche das Heerwesen kostet; im Jahr 1841 betrugen die Ausgaben dafür 23,721,000 Thaler, also fast die Hälfte der gesammten Staatseinnahmen, welche auf 55,867,000 Thaler berechnet wurden. Diese ungeheuren Ausgaben ließen sich, ohne der eigentlichen Kraft des Heeres Abbruch zu thun, wohl vermindern, wenn der Gehalt der höhern Offiziere, der sehr bedeutend ist, in billiger Weise herabgesetzt würde, wenn man die Zahl der Generalstellen beschränkte und vielleicht in der Reiterei Ersparungen an Pferden, wie sie im Frieden wohl eintreten können, vornehmen wollte. Doch muß man auch anerkennen, daß gegen frühere Zeiten jetzt im preußischen Heerwesen große Sparsamkeit herrscht, vor der neuen Organisation der Armee, nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, kostete sie jährlich an 24 Millionen Thaler, hatte 151 Generale und nur 238,000 Mann, jetzt zählt sie (ohne die Prinzen des königlichen Hauses) 134 Generale und 348,515 Mann, die bei ausbrechendem Kriege in wenigen Wochen bis auf 500,000 schlagfertige Soldaten gebracht werden können.

An der Spitze des preußischen Heerwesens steht als Kriegsminister jetzt wieder der edle Freund Scharnhorst's, Wilhelm von Boyen, ein wahrhaft freigesinnter Mann, er liebt diese Kriegsverfassung, würdig eines freien Volkes, er strebt sie in ihrer Reinheit zu erhalten, sie zu größerer Vollkommenheit nach und nach auszubilden und wie er sie liebt wünscht er die andern Staatseinrichtungen im Einklange mit der Heereseinrichtung, wünscht er sie freisinnig und eines gebildeten Volkes würdig. Jede Maaßregel des gesetzlichen Fortschrittes findet in Boyen einen warmen Fürsprecher; jenen Versuchen zum Rückschritte, zur Bevorzugung einzelner Klassen, welche eine einflußreiche Parthei offen und mit Anwendung aller Mittel betreibt, setzt der erfahrene Kriegsmann einen ernsten und entschiedenen Widerstand entgegen. Boyen ist ein Greis, aber wie in ihm lebt in vielen der Tüchtigsten aus dem Befreiungskriege der Geist einer männlichen Freiheitsliebe, dieser Geist hat mächtige Wurzeln in Heer und Landwehr und wie er sich gegen Feindesmacht glorreich bewährt hat, wie er den Nachbarn in Ost und West Ehrfurcht einflößt, so wird er auch mit dem gesammten Volke eine Verfassung, gediegene Staatseinrichtungen erstrebend, Preußen zu einem beneidenswerthen Staate zum Muster für Deutschland, für Europa machen.

Ein Paar.

Zwei Nachbarskinder haben sie gespielt,
Der Jugend Freud' zusammen nur gefühlt;
Für sie wand schon der Knabe jeden Kranz,
Sie küßt' verstohlen er beim Sonntagstanz.
Dann knüpften Beid' ein ernstes Liebesband,
Als seinem Weibe reicht' er ihr die Hand;
Sie liebten sich, wie selten wird geliebt,
Nicht Zorn, nicht Haß hat je ihr Glück getrübt.
Und milde lohnte ihre Liebe Gott,
Getrennt nicht, neu vereint hat sie der Tod. —
So ruhen sie der Mutter Erd' im Schooß,
Wär' Neid nicht Sünd', ich neidete ihr Loos.

Weg in Deutschland ins Ministerium zu kommen.

Von Karl Gutzkow.

Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist nicht selten dieser: Der junge Adelige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nr. III. Ankunft in Göttingen oder Bonn mit zwei großen Hunden. Examen. Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden, Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Brüderliche Zärtlichkeit.

Ich wollte meine beiden Schwestern darum geben, sagte Jemand, wenn ich den einen Bruder nicht hätte.

Von hoffnungsvollen jungen Leuten.

Ein junger, sehr redseliger Mensch saß eines Abends in Gesellschaft älterer Gelehrten; er bestritt die Kosten des Gespräches ganz allein und erzählte von seinen Studien, seinen Erfahrungen, seinen Entdeckungen auf den schwierigsten Gebieten der Wissenschaft und von seinen Reisen das Außerordentlichste — Der Professor E. stand endlich auf, es scheint schon spät zu seyn, sagte er, ich muß nach Hause gehen und er sah nach der Uhr; sie ging nicht mehr. Sehen Sie doch, wandte er sich an den unermüdlichen Erzähler, selbst meiner Uhr ist heute Abend der Verstand stehen geblieben.

Ich will jetzt Maler werden, erzählte ein junger Thunichtgut, wahrhaftig ich habe Talent und will auch recht fleißig seyn; sehen Sie, ich habe mir schon ein großes Stück Gummi gekauft.

Fuchs! leihe mir einen Kronenthaler, sagte ein alter Student zu einem jungen Ankömmling. — Ich würde es recht gern, aber ich habe nur einen kleinen Thaler bei mir. — Nun, gib nur her, so bleibst Du mir noch einen Gulden und zweiundzwanzig Kr. schuldig.

Er hat doch sein Brod.

Während der französischen Fremdherrschaft in Norddeutschland waren viele Beamte der früheren Regierungen bemüht, dem neuen Regimente sich sehr dienstfeifrig zu erweisen, und den Machthabern Mittel an die Hand zu geben, die Hülfsquellen der Länder recht methodisch zu erschöpfen und die Ehrenmänner zu verdächtigen, selbst in's Unglück zu stürzen, die der väterländischen Sache treu ergeben blieben. Und dieselben Leute wußten sich wieder später als getreue Unterthanen weiß zu brennen und trieben mit den zurückgekehrten Fürsten, die sie im Unglück verhöhnt und verlassen hatten, einen wahren Götzendienst. Einer dieses Gelichters wurde kurz nach dem Frieden zu einer sehr einträglichen Stelle befördert und erhielt den Titel als Hofrath. Da meinte ein Witzling: Herr N. N ist doch ein gescheuter Mann, er weiß immer sein Brod zu finden, erst lebte er vom Verrath, jetzt muß ihn der Hofrath ernähren.

Die Erscheinung.

Aus dem Tagebuche einer Frau.

Heute ist der Geburtstag und der Todestag meiner Mutter; wie freundliche und wehmüthige Gedanken knüpfen sich

an die Stunden dieses Tages! Nie hab' ich im Leben ein klareres Wesen gesehen, als meine Mutter war. Voll aufopfernder Liebe, sanft, anmuthig in Allem, was sie sprach und was sie that, so umsichtig in ihren Anordnungen, so fest und eifrig in der Erfüllung ihrer Pflichten! Der Vater starb, als sie eben einem Wochenbette entgegensah; er war der Mann ihrer Wahl gewesen, sie hatte ihn innig geliebt, aber dennoch wie ruhig, wie gottergeben trug sie den schwersten Verlust! Sie gebar ein kleines Mädchen, ein schwächliches, zartes Geschöpf. Ihren Kindern allein gehörte fortan ihr Leben; wir waren unserer drei Geschwister, ich, ein Bruder, um zwei Jahre jünger als ich, und die kleine Schwester, die erst nach des Vaters Tode geboren war. Sie machte der Mutter unendlich viel Sorge, ihre Glieder waren so zart und schwach, daß sie sie fast gar nicht gebrauchen konnte; die kleine Ernestine wurde zwei, drei Jahre alt und sie konnte nicht den Arm heben, die Füße versagten ihr den Dienst, die Zunge lallte nur schwache Laute. Geistig aber entwickelte sich das Kind sehr rasch, sie verstand die Mutter und uns Geschwister ganz gut, und ihre Lust war's, sich Geschichtchen erzählen zu lassen, deren Sinn sie vollkommen begriff. Mein Bruder verließ sehr jung noch unser stilles Haus, er wollte Seemann werden und war in dem nicht weit entfernten Hamburg, um sich auf der dortigen, so berühmten Navigationsschule für den gewählten Beruf vorzubereiten.

So waren wir beide Mädchen denn allein mit der Mutter in der kleinen Stadt, wo wir von dem sehr mäßigen Wittwengehalt leben mußten, den die Mutter erhielt. Unser Leben war äußerst einfach, die Mutter versah die Wirthschaft selbst, ich half ihr dabei, aber dieselbe Frau, die auch den engsten Sorgen einer kleinbürgerlichen Wirthschafterin sich nicht entziehen mochte, wie fein, wie gewandt bewegte sie sich in Gesellschaften. Es war in dem Städtchen, in dem wir lebten, der Sitz eines Gerichtshofes, mein Vater war ein sehr geachtetes Mitglied desselben gewesen, und die gesel-

ligen Verbindungen, welche er unterhalten hatte, wurden von seinen Freunden mit seiner Wittwe auf die zarteste und achtungsvollste Weise fortgesetzt. Wo meine Mutter erschien, sammelte sich um sie ein Kreis von Damen und Herren, ernste Gespräche entspannen sich, ihre würdevolle Art übte auf all' ihre Umgebungen einen schnellen Einfluß, ich glaube, es wäre Niemand im Stande gewesen, sich in ihrer Gegenwart widrig zu benehmen. Doch nur sehr selten, und wo sie es durchaus nicht ablehnen konnte, erschien die Mutter in Gesellschaft; ihr beständiger Platz war an dem Bette der armen, kleinen Ernestine, sie erschöpfte sich in Sorgen für das schwache Kind, sie spielte mit ihm, sie erzählte ihm Tage lang und hatte ihre wehmüthige Freude an der schnellen Fassungskraft des Kindes, die sich wunderbar entwickelte und an seiner Heiterkeit, die die Entbehrungen kaum zu ahnen schien, welche die tückische Krankheit ihm auferlegte. — Der Arzt gab indessen die besten Hoffnungen, mit den Jahren würde sich eine Kraft entwickeln, welche dem Kinde den Gebrauch aller seiner Glieder wiedergeben würde.

Ich war siebzehn Jahr alt, die kleine Ernestine vier, als die Mutter uns allein ließ; seit dem Tode des Vaters schon hatte Gram ihre ohnehin zarte Gesundheit untergraben, sie kränkelte lange, dann hatte sie sich scheinbar völlig wieder erholt, da warf sie ein heftiger Fieberanfall auf das Lager nieder. Sie fühlte, ihr Ende sei nahe, sie vermochte nur mit Anstrengung zu reden. Mich ließ sie nahe herzutreten: Marie, sagte sie flüsternd, auf meinem Sterbebette erbitte ich mir eins von Dir: sieh', Ernestine ist ein herrliches Kind, pflege sie, sei ihr Mutter, Deine Hand reiche ihr die Speise, Deine Hand ersetze ihre kraftlosen Glieder, bis der Himmel sie wieder erstarken läßt; vergiß ihrer nie, nie, an keinem Tage, zu keiner Stunde. Willst Du mir das versprechen, willst Du mir das schwören? Ich drückte ihr weinend die schon erkaltende Hand: ich schwöre es!

Eine Stunde darauf waren wir Waisen.

Ich hielt meinen Schwur, ich pflegte Ernestine treulichst

und das Kind hing mit großer Liebe an mir. Unser Bruder war als Seekadet in dänische Dienste getreten und wir hörten nur sehr selten von ihm. Noch nicht ein Jahr nach dem Tode der Mutter lernte ich einen liebenswürdigen Mann kennen, der Assessor an dem Gerichtshofe in unserm Städtchen war. Ich fühlte, wie er mich vor den andern Mädchen, den reichren, den vornehmern, auszeichnete; wie machte mich das stolz, wie fesselte mich sein einfaches, wahres Wesen, so verschieden von der gewöhnlichen Art der jungen Männer — ich mochte es mir nicht gestehen, aber ich liebte ihn.

Es war eine Landparthie angeordnet, ich wollte nicht Theil daran nehmen, aber ich hörte, auch Eduard N** werde dabei seyn, und nun war ich entschlossen, doch wollten wir bei guter Zeit zur Stadt zurückkehren. Als ich von Hause fortging, empfahl ich der Magd dringend die größte Sorge für Ernestine, sie schlief noch, da ich in früher Stunde das Haus verließ, ich drückte einen Kuß auf des Kindes anmuthige Züge und stieg in den bereiten Wagen. — Eduard hatte noch nie so offen sich um meine Gunst beworben, als an diesem Tage, nie hatte ich ihn so heiter, so freundlich gesehen, als heute. Als wir im Försterhause des schönen Waldes zu Mittag gespeist hatten, schickten sich viele der Gesellschaft zur Heimkehr an; lassen Sie uns noch nach Bernrode gehen, rief Einer aus der Gesellschaft, es liegt herrlich auf der Höhe und wir sehen dort die Sonne in vollster Pracht untergehen! — Der Vorschlag ward angenommen, nur einige ältere Damen und ich wollten zur Stadt zurück. — Wenn Sie mich lieben, sagte Eduard leise zu mir, so gehen Sie mit nach Bernrode — ich konnte nicht widerstehen. — Der Nachmittag war herrlich, ein schöner, frischer Waldweg führte hinan zu dem netten Dorfe. Wir blieben lange oben; als wir den Heimweg antraten, waren Eduard und ich die letzten; er sagte mir, er habe nicht eher um meine Hand anhalten wollen, bis sich seine Stellung im Staatsdienste so gestaltet habe, daß er eine Familie gründen könne, dieß sei jetzt der Fall, ob ich nun die Seine werden

wolle. Ich hatte keine Antwort, die Andern waren um eine Ecke des Waldes uns aus den Augen; da ich stumm und erröthend vor ihm stand, umfaßte er mich und glühende Küsse besiegelten den jungen Bund. Langsam gingen wir Hand in Hand einher, bis am Försterhause die angeschirrten Wagen an die endliche Rückkehr mahnten.

Spät Abends erst trat ich in unsere Wohnung, verstört kam mir die Magd entgegen: erschrecken Sie nicht, Mademoiselle Marie, die Kleine ist unwohl, ich war eben beim Arzt, er wird bald hier seyn.

Ich trat an ihr Bett; kommst du endlich, Marie, rief das Kind, Ihr habt mich lange allein gelassen, Du gingst fort und dann die Sophie, sie legte mir das Bibelbuch mit den vielen Bildern auf's Bett und dann ist sie auch fortgegangen. Ich war hungrig, ich war durstig und weinte lange, daß Ihr mir nichts brachtet. Weißt Du wer da kam, Marie? Die Mutter kam; sie setzte sich zu mir an's Bett und weg war mein Hunger. Sie hatte ihr schwarzes Kleid an, wie sonst, aber schöner, viel schöner war sie, wie sonst. Sie gab mir zu trinken aus einer goldenen Schaale. Ach, wie war das so süß! Und dann erzählte sie mir von dem lieben Gott und von den Engeln im Himmel, und wie ich den Vater bald sehen sollte, den ich doch noch nie gesehen.

Der Arzt kam, er schüttelte bedenklich den Kopf, das Kind ist sehr, sehr krank; er verschrieb schnell ein Mittel.

Aber Ernestine wollte nicht einnehmen; geht mir mit dem bittern Zeug, ich will von dem Trank trinken, den mir die Mutter gab; ach wie war der so süß!

Sie lag einige Stunden ganz still; es war tief in der Nacht, da richtete sie sich plötzlich im Bette auf und ihre Augen glänzten. Du winkst mir, Mutter, ich komme zu Dir, ich komme zu Deiner Herrlichkeit im Himmel! — Und kraftlos sank sie zurück, ihr Athem stockte, die Augen schlossen sich ... sie war todt.

Neben ihr lag noch die Bibel, deren Bilder sie besehen

hatte; grade die Stelle war aufgeschlagen, wo die zehn Gebote stehen: Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es Dir wohlergeht und Du lange lebest auf Erden! — Ich aber, ich hatte den Schwur gebrochen, den ich der sterbenden Mutter geleistet!

— — Ein Jahr nach dem Tode der kleinen Ernestine ward ich Eduards Frau; unsere Ehe war sehr glücklich. Ich kam mit einem hübschen Knaben nieder; in der Nacht nach seiner Geburt hatte ich einen schweren Traum. Zu Häupten meines Bettes stand meine Mutter, in dem schwarzen Kleide, das sie seit dem Tode des Vaters nicht mehr abgelegt hatte, ihre Miene war nicht zornig, nein unendlich wehmüthig. Wie hieltest Du Deinen Schwur, sagte sie, Du bist nicht werth, Mutter zu seyn. Und hin schritt sie festen, langsamen Schrittes zur Wiege; sie nahm meinen Knaben, sie drückte ihn in ihre Arme, und wehmüthig wieder lächelnd küßte sie ihn zwei Mal. Ich wollte aufspringen, ich wollte nach Hülfe rufen, neben mir schlief ja die Wärterin, aber wie Centnerlasten lag es auf mir, ich vermochte mich nicht zu regen, keinen Laut hervorzubringen.

Am andern Morgen lag mein holder Knabe todt in seiner Wiege; unsere Ehe ist seitdem kinderlos geblieben.

* * *

Ein Verwandter der nun auch lange verstorbenen Frau gab mir einen Pack Papiere, der über die Ereignisse in Norddeutschland während der letzten Kriege manches Interessante enthält; so fand ich auch dieses Blatt. — Hängt diese Welt mit einer höhern zusammen? Kehren Todte zurück, zu dieser Erde, wo noch ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, ihre Schmerzen leben? Wer vermag darauf zu antworten? Aber ist es nicht ein tröstlicher Gedanke, daß Liebe selbst die Pforten des Todes überwindet, daß eine Gerechtigkeit auch für die Vergehen geübt wird, die kein irdischer Richter strafen kann?

Der deutsche Advocat, wie er seyn soll.

Von Karl Buchner.

Es ist unstreitig besser, daß ein Staat gar keine Advocaten dulde, als daß er ihnen mit Verachtung begegne.
Justus Möser.

Das Amt der Fürsprecher hat in dem ewigen Rechte selbst und in der ewigen Ungleichheit menschlicher Anlagen und Kräfte seinen Grund. v. Feuerbach.

Aeltere Romanleser wissen von einem Buche, welches betitelt war: „Elisa, oder: das Weib, wie es seyn soll.“ Ich habe das Buch nie gesehen, aber ich glaube, daß es leichter ist, das Weib, wie es seyn soll, zu schildern, als den Advocaten, wie er seyn soll. Dem Weibe sind die liebenswürdigen Pflichten der Häuslichkeit, der Gatten- und Mutterliebe, des Fleißes, der Mildthätigkeit, der Sitte, als Aufgabe geworden, während der Advocat zunächst die Wahrung des Rechtes bedenken muß. Er muß einen Eiertanz zwischen schwierigen Fragen nicht nur mit äußerem Anstande, sondern auch mit innerer Würde vollführen, er muß seiner Ueberzeugung Opfer zu bringen wissen, größer, als der Staatsdiener, der seine Handlungen nach Instructionen, oder nach der Majorität des abstimmenden Collegs einrichtet. Der Advocat muß fleißig, achtsam, pünktlich, kenntnißreich und gewissenhaft seyn. Nicht genug, daß er als Hausvater die Pflichten der Pietät gegen seine Angehörigen übe, er muß sie auch achten lehren das Geschäft, was ihnen und ihm Brod gibt. Wenig würde gethan seyn, wenn er seinen Clienten blos ihre Prozesse führte und hierbei, wie man zu sagen pflegt, seine Schuldigkeit thue. Er muß ihnen auch die Wahrheit sagen, ihr Gedächtniß und selbst ihr Gewissen aufrütteln. Er muß sich sträuben, wie ein muthiges Roß, wenn sie ihm das Halfter gemeinen Eigennutzes überwerfen wollen; er muß ihnen durch That und Wort sagen, daß der Advocat nicht dafür da sei, unedeln Leidenschaften seiner Mitmenschen auf zweifelhafte Rechtsgrundsätze hin zu

dienen; ja, er muß ihnen sogar in geeigneten Fällen an's Herz legen, daß es edler und oft auch klüger sei, einen unzweifelhaften Rechtsgrundsatz nicht zu benutzen, sondern durch gütliche Mittel und durch Vergleich die Angelegenheit zu schlichten. Der Advocat muß die Gesetze ehren, aber doch auch sich hüten, sie einzig mit ihren Buchstaben in seiner Seele aufzunehmen; er muß der Behörde, vor der er handelt, seine Achtung bezeigen, aber er hat diese Achtung in den nothwendigen Schranken zu halten, damit sie nicht zur Unmännlichkeit oder gar zur Kriecherei herabsinke; er darf die Eigenschaft des Richters, den er vor sich hat, nicht vergessen, aber er muß auch muthig jeder unwürdigen Behandlung durch den Richter zu begegnen wissen. Dem Staate aber gegenüber! Den großen Bedürfnissen der Zeit gegenüber! Dem Streben gegenüber, was nach Freiheit ringt und so oft auf Unfreiheit stößt! Den Schmerzen gegenüber, an welchen die Menschheit leidet, wenn sie sich im Ergreifen frischer und löblicher Ziele aufgehalten sieht! Wahrhaftig, der Advocat müßte ganz seine höhere Aufgabe verkennen, wenn er hier nicht wüßte, welche Stelle einzunehmen ihm obliege.

Auch da läßt sich Erwägung und Lehre in wenige Worte zusammendrängen. „Thue Recht und scheue Niemand!“ heißen diese Worte. Als ich Advocat geworden war, belobte mich ein im Subalterndienste ergrauter Vetter darum. Er habe Respekt vor'm Stande, der keine Belohnung vom Staate wolle, der nicht dann auch etwas wolle, wenn er nichts verdient habe, der sich seine Arbeit ihrem Werthe nach und nicht mit mehr bezahlen lasse. Dieses Lob that mir damals sehr wohl. So schlägt die Brust des jungen Kriegers, wenn er in Reihe und Glied steht vor beginnender Schlacht, und der alte Brigadier spricht Worte zu ihm, welche, indem sie den Soldatenstand im Allgemeinen ehren, doch vielleicht mehr noch den Zweck haben, den jungen Mann selbst zur Erfüllung seiner Pflichten anzufeuern.

„Thue Recht und scheue Niemand!“ ist ein schö-

ner Spruch. Aber mit schönen Sprüchen allein ist es noch wenig gethan. Die Verhältnisse sind so vielfach in der Welt und der zeitliche Fortgang der Dinge bringt nicht nur so manche neue Erfahrungen, sondern auch so manche neue Bedürfnisse, daß es wohl sich verlohnen mag, zunächst die Aufgabe des deutschen Advocatenstandes in ihre Einzeltheile etwas mehr hier zu verfolgen.

„Wir erblicken in dem Advocatenstande," sagt K. Steinacker in seiner trefflichen Schrift: „die Aufgabe des Advocatenstandes in constitutionellen Staaten, Braunschweig, 1841," „den Wächter der ewigen Gerechtigkeit, wir werden ihn den kräftigsten Bürgschaften des Rechtszustandes beizählen müssen. Wichtig im höchsten Grade ist für jedes Volk die Freiheit und Unabhängigkeit des Richterspruchs, aber noch viel wichtiger ist ihm die unabhängige, kräftige Rechtsvertheidigung, durch welche allein die Selbstständigkeit der richterlichen Gewalt verbürgt wird, welche durch Verbreitung und Kräftigung des Rechtssinnes im Volke selbst der gesammten Justizverfassung eine sichere Grundlage bereitet und welche ihr natürliches Organ, ihre Schutzwehr nur in einem wohlgeordneten Advocatenstande findet." — „Der Advocat ist — oder soll seyn — der wahre Rechtsfreund seines Volkes in allen Verhältnissen, er soll das Bürgerthum, dem er selbst angehört, gegen jeden Angriff vertheidigen, woher solcher auch komme, und die Idee der Freiheit bei Allen dadurch bewahren und lebendig erhalten, daß er selbst die Freiheit seines Standes benutzt." Steinacker meint, dieß könne wenigstens der Advocatenstand leisten, und wie hindernd auch widrige Verhältnisse einwirken möchten, er sey, wenn er nur wolle, im Stande, sich selbst diese Bedeutung zu verschaffen.

Es ist ein anerkennenswerther Fortschritt der neueren Zeit, daß solche Ansichten, solche kräftige Blicke aus den Proceßbündeln heraus in die Welt und in den Staat, sich geltend machen. Noch ist es nicht sehr lange her, daß selbst

dem Advocatenstande Wohlwollende ihn vom eigentlichen öffentlichen Leben nach Kräften ferne halten wollten. Er sollte, wie andere Theile der Staatsheerde, in ihm und Andern bequemer Stallfütterung das Heu verzehren, was ihm in der Krippe nicht allzureichlich aufgesteckt worden. Gottlob, daß wir über diesen Punkt unserer staatsbürgerlichen Entwickelung doch so ziemlich hinaus sind! Denn wenn auch von der Einsicht noch ein weiter Weg ist zum Erreichen und ungeschmälerten Festhalten, so ist sie doch für das letztere die erste und nothwendigste Bedingung.

Es wäre zu wünschen, daß Staatsbehörden und Publikum von dem Werthe und der Bedeutsamkeit des Advocatenstandes eine richtigere und folgeweise eine günstigere Ansicht hätten, als regelmäßig der Fall ist. Das Mißkennen Seitens der Staatsbehörden wäre für den Advocatenstand noch am Ersten zu verschmerzen. Denn die Staatsbehörden sehen in ihm ihren Beaufsichtiger und Controleur. Der Mensch ist nun einmal so, daß er am Liebsten unbeengt handelt, und er hat durchschnittlich nicht genug Weisheit und nicht genug Gutmüthigkeit, zum Besten des Ganzen ihn beengende Verhältnisse zu ehren und die Träger dieser Verhältnisse es nicht entgelten zu lassen. Aber bedauerlich ist, daß auch das Publikum, oder wie ich es lieber nenne, das Volk, dem Advocatenstande nicht mit dem Vertrauen begegnet, welches, wie die Sonne der Frucht, die sie bescheint, ihm erst Ansehen und Kraft verleiht. „Im Allgemeinen," sagt Steinacker in der angeführten Schrift „gilt der Advocat für eigennützig, streitsüchtig, lauernd und unzuverlässig.

Leider geht diese Ansicht weiter, als zu der, auf alle Stände anwendbare Betrachtung, daß jede Beschäftigung in geistigem und körperlichem Verhalten ihre besonderen Folgen nach sich ziehe; der Advocat also z. B., in Folge seines regelmäßigen Stehens für eine Ansicht, entgegen einer andern (obgleich der Wechsel der Fälle doch da genug Veränderung bringen kann), zu einseitiger Auffassung und Darstellung der Sach- und Rechtsverhältnisse leicht hinneige.

Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß viele deutsche Advocaten zu der ungünstigen Meinung des Volkes vom Advocatenstande mannichfache Veranlassung gegeben. Ein Theil derselben ist in ihrem Fache, was eine brauchbare Köchin in dem ihrigen. Sie führen ihre Processe nach alten Recepten, geben Acht, daß die Suppe nicht überläuft, schäumen ab, legen Holz zu, bedecken ihre Brühen und greifen unter Umständen nach Pfeffer und Salz. Die Köchin geht doch auf den Markt, sie hat alle acht oder vierzehn Tage ihren Ausgehtag; aber diese Sorte Advocaten bleibt am Liebsten daheim in alten Gewohnheiten und Vorurtheilen; sie richtet selten oder nie das Auge frei auf Wissenschaft und Staat; sie scheut sich vor dem Luftzuge, der durch die Welt streift und sie für das Aufnehmen frischen, kräftigen Samens empfänglicher macht.

Wäre der Advocat immer noch so, dann verdiente er zwar den Namen eines Spießbürgers, eines Philisters, eines Handlangers am Tempelbau des Rechts, statt als Meister sich daran zu betheiligen, aber er bliebe doch frei von dem Vorwurfe groben Eigennutzes, widriger Chikanirsucht und leichten Entschlossenseyns zur Uebernahme ungerechter Sachen, — Vorwürfe, welche dem einzelnen Advocaten oft mit Recht und allerdings auch oft mit Unrecht gemacht werden. Denn es ist nicht zu übersehen, daß, wenn es zur Zahlung der Kosten kommt, Client und Gegner sie eher zu hoch, als zu gering finden, daß der deutsche Proceß nicht selten ebenso *viele* als *weitläuftige* juristische Gänge *nöthig* macht, und daß endlich bei den meisten wichtigeren Sachen, theils in Folge unrichtiger Angaben der Clienten, theils im Voraus in ihrem Erfolge nicht genügend zu ermessender Beweismittel, oder zweifelhafter vom in letzter Instanz urtheilenden Gerichte anders ausgelegter Rechtsbestimmungen, der Proceß ohne moralische oder juristische Schuld des Advocaten verloren gehen kann.

Dessenungeachtet bleibt noch genug an Vorwürfen übrig, welche nicht so leicht abzuwehren sind. Damit, daß der

Mensch überhaupt ein Sünder sei, reicht man hier nicht aus. Ebenso wenig damit, daß ähnliche Vorwürfe Jahrhunderte lang in unserm Deutschland gehört und häufig mit Recht gehört wurden. Vielmehr gibt uns dieser letztere Umstand gerade Anlaß, an der Hand der Geschichte nachzuforschen, ob nicht ein Theil der unlöblichen Eigenschaften des deutschen Advocatenstandes mit durch die ihn umgebenden öffentlichen Verhältnisse und ihre Folgen erzeugt worden sei. Legt sich dieß uns dar, nun so sind wir auch, wenigstens in der Erwägung, nicht so gar weit von den Mitteln entfernt, den deutschen Advocatenstand wieder zu dem Thore hereinzuführen, zu welchem jene ungünstigen, öffentlichen Verhältnisse ihn hinausgeführt haben.

Leider redet seit fast drei Jahrhunderten unsere Geschichte von Zuständen der Unfreiheit und geringer patriotischer Interessen. Je mehr gestiegene Bevölkerung und getheiltes Grundeigenthum den Anlaß zu Rechtsstreitigkeiten vermehrt, desto mehr bildete sich auch die Landesherrlichkeit der deutschen Fürsten und ihre Unabhängigkeit von Kaiser und Reich aus, desto mehr traten an die Stelle freisinniger, landständischer Verfassungen Willkührherrschaften der Fürsten und ihrer Räthe. Gaben *jene* Umstände dem deutschen Advocaten besonderen und häufigeren Anlaß zur Uebung seiner Wissenschaft, so bekam durch *diese* Umstände sie nur allzubald etwas Kleinliches, Eingeschränktes und Unfreies. Und um so mehr, als gleichzeitig die großen, wichtigen Grundsätze der Oeffentlichkeit, der Geschworenen und des Anklageprozesses mehr und mehr in Schatten traten.

Durch solche Veränderungen kamen die deutschen Advocaten ebenso sehr um ihren *staatsbürgerlichen* und *politischen* Werth, als um einen Theil ihres *moralischen* Werthes. Denn ungünstige öffentliche Zustände haben immer auch nachtheilig auf Willen und Tüchtigkeit der Staatsbürger gewirkt. Freiheit oder Freiheitsgefühl macht offen, wahr und opferungsfähig, Knechtschaft lügenhaft, feig und eigennützig. Und wenn dieß überhaupt von dem Staatsbürger

gilt, so muß es vorzugsweise von dem Advocaten gelten, welcher Kern und Stütze des Mittelstandes im Staate, von den öffentlichen Verhältnissen des Staates vorzugsweise ergriffen wird.

Gegen die moralischen Leiden des Advocatenstandes haben, wie die Doctoren gegen äußere Krankheiten, die Staatsbehörden allerhand äußere Mittel angewandt. Als heilsames Pflaster legte man neue Taxordnungen auf, als Bähung beschränkte man die Zahl der Advocaten, als Compresse schloß man den Advocaten theils von bestimmten Gegenständen oder Handlungen, theils von der Hülfeleistung an bestimmte Personen vor Gericht aus, prägte dem Benehmen gegen ihn den Stempel des Mißtrauens oder der Mißachtung auf, unterwarf ihn einer strengen Disciplinargewalt der Behörde und prüfte seine Deserviten- und Auslagerechnungen ohne die Möglichkeit des Recurses gegen etwaige „Striche.“ Durch diese äußere Mittel, von denen das beste noch die Abschaffung der sogenannten Amtsadvocaten und die Verweisung der Advocaten in die Hauptorte der Provinzen war, erreichte man aber nicht sehr den vorgesteckten Zweck. Vielmehr verschlimmerte sich das Uebel noch recht dadurch. Gerade so, wie sich das Uebel bei einem Kranken verschlimmern wird, dem man Pflaster und Compressen zum Zwecke seiner Genesung auflegt, während ihm die Schlagadern unterbunden sind, die frische Luft ihm abgeht, die Bewegung ihm mangelt. Hätte er frische Luft und Bewegung, so hätte er auch wohl Gesundheit und man brauchte nicht darauf zu denken, dasjenige zu beseitigen, was man in seinen Grundursachen selbst bei ihm hervorgebracht hat. Unterbindet dem Verhältnisse des Advocaten zum Volke die Schlagadern, laßt das Volk wenig oder nichts aus eigener Kenntniß und Anschauung von seinem Wirken für die Gerechtigkeit wissen, drückt ihn unter ein Joch, gegen das er nicht die öffentliche Meinung anzurufen im Stande ist, stellt ihn außerhalb des Bereichs dessen, wonach eben so sehr ein edler Ehrgeiz dürstet, als wovor die Neigung zum Bösen sich fürchtet, und wundert euch noch, wenn er etwas,

wenn er viel von den Untugenden annimmt, welche das traurige Eigenthum sclavisch oder unwürdig behandelter Völker und Menschen sind!

Es war, wie vorhin kurz bemerkt wurde, schon viel Günstiges und Freies in unserm Volke vorhanden. Ja, der Deutsche darf mit gerechtem Stolze sagen, daß, was an freisinnigen Staatseinrichtungen in der Welt sich findet, hauptsächlich aus seinen alten Eichenwäldern stammt. Nimmt man nun Jenes, mit den Erfahrungen anderer Völker bereichert, wieder auf, gestaltet man es, soweit nöthig, nach den nationellen Bedürfnissen, so hat man genug gethan. Es wird die Vollführung der Aufgabe, wie Steinacker sie kurz zusammenfaßt, angebahnt seyn, „die Stellung des Advocatenstandes und die äußeren Bedingungen seiner Wirksamkeit so einzurichten, daß ein redliches, gewissenhaftes Handeln für ihn regelmäßig auch das ehrenvollste und lohnendste wird.“

Sowohl in der Anschauung von Uebeln, als im Aufsuchen von Mitteln, sie zu heilen, kann man höhere oder tiefere Standpunkte einnehmen. Der tiefere Standpunkt bringt das einzelne Uebel und das einzelne Mittel der Abhülfe uns näher und unmittelbarer vor Augen; wir können leichter zugreifen; wir können eine schnellere Wirkung erreichen. Der höhere Standpunkt dagegen gewährt eine größere Uebersicht, so der Uebel, als der Mittel. Die Mittel sind schwerer herbeizuschaffen, aber dafür sind sie auch um so umfänglicher, und, in's Werk gesetzt, um so nachtheiliger. Es soll hier nun versucht werden — mit Rücksicht auf die Abhülfe der Uebel im deutschen Advocatenstande — höhere und tiefere Standpunkte mit einander zu verbinden.

Unter die Heilmittel, welche ein höherer Standpunkt uns zeigt, gehört in die erste Reihe: die Einführung neuer bürgerlicher und peinlicher Gesetzbücher. Denn unsere bisherigen sind ein Wust, ein Mischmasch, ein Thurm von Babel, die das Volk nicht kennt, nicht kennen kann, und die, insoweit es dieselben kennt, nicht geeignet erscheinen, ihnen seine Liebe zu verschaffen. Gerade damit

fehlt aber die Brücke des Vertrauens zu den genaueren Kennern und Uebern des Rechts, den Richtern und Advocaten. Erst in Folge solcher neuen Gesetzgebung hat der Rechtsgelehrte eine Wissenschaft, welche in Geist und Form als eine einige und in sich zusammenhängende zu betrachten ist, und wenn seine Mühe dadurch in die Breite abnimmt, so wird sie um so lohnender vorwärts sich entwickeln. — Der Wunsch einer gemeinsamen deutschen Gesetzgebung dürfte als erfolgreicher wohl kaum mit Vorstehendem zu verknüpfen seyn. Aber um so dringender ist dann der, daß, was in jener Beziehung in Deutschland geschieht, möglichst gleichartig geschehe.

Sodann gehört unter die Heilmittel, welche ein höherer Standpunkt uns zeigt: die Einführung einer öffentlichen und mündlichen Rechtspflege. Im Auffatze: deutsches Recht, welchen der Jahrgang 1842 des Buchs für Winterabende enthält, hat schon der Verfasser das Wünschenswerthe dieser wichtigen Einrichtungen erörtert. Er darf sich also wohl darauf beziehen und nur noch kurz bemerken, daß der Advocat erst durch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege von einer unwürdigen Beaufsichtigung durch den Richter befreit und angemessen selbstständig gemacht wird; daß Anerkennung seines Talents, seiner Ehrenhaftigkeit, seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Kenntnisse, durch Client und Publikum, erst nach Einführung jener Einrichtungen möglich sind; daß so erst sein Geschäft ihm zur Ehre und zur Freude wird; daß er so erst seine geistigen Glieder mit Lebhaftigkeit und Wärme rühren lernt.

Scheinbar weniger steht damit in Verbindung: die Einführung von Geschwornengerichten. Da aber die Einrichtung des Geschwornengerichts die Blüthe staatsbürgerlicher Freiheit im Bereiche des Gerichtswesens ist, und da das Gedeihen eines Standes, der zunächst auf dem Gedanken der Freiheit (freier Rechtsvertheidigung) beruht, sich nicht da vollkommen denken läßt, wo jener Gedanke eine immerhin noch beschränkte Ausführung erhalten, so wird der Advocat erst durch die Anwendung von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Fassung des Geschwornengerichts für bestimmte Vergehen, die rechte Stufe seiner besseren, staatsbürgerlichen Entwickelung besteigen. Durch Geschwornengerichte die lebhafteste Wirkung des Rechtserfolgs auf's Publikum; im Geschwornengerichte das interessante Band, was das Rechtswesen mit dem Volke verkörpert; mit dem Geschwornengerichte eine gleiche Betheiligung von Volk, Advocat und Richter an einem der wichtigsten Zwecke des Staats und folgeweise ein Sich-Durchdringen, ein Sich-Kennen, ein Sich-Achten derselben, wie Männer sich achten müssen, welche so Bedeutsames mit sich ergänzenden Kräften gemeinsam vollbringen.

Es ist ein noch höherer Standpunkt über den angegebenen höheren Standpunkten zu bezeichnen, ein Standpunkt, von welchem die Wahrscheinlichkeit und vielleicht selbst die Möglichkeit jener höheren Standpunkte abhängt. Nämlich der Standpunkt eines in Deutschland zur Anwendung kommenden freisinnigeren staatsrechtlichen System's. „Nicht die hohle Form ist es," sagt Mittermaier, „welche Wunder thut und die Menschen umwandelt. Führe man in einem Lande, wo keine Preßfreiheit herrscht, wo keine Theilnahme des Volks an öffentlichen Angelegenheiten vorhanden ist, Oeffentlichkeit der Verhandlungen bei Gericht ein, gestatte man in diesem Lande, daß auf die bisherige Weise die Richter die Anwälte vornehm behandeln und die Redefreiheit einschränken, und vergebens wird man auf eine Umwandlung des Geistes unter den Advocaten rechnen dürfen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wird keine Wunder wirken, sie wird keine Redner bilden; mit Unwillen werden die Richter die schlechtvorgetragenen, verworrenen Darstellungen der Anwälte hören, das Publikum wird kein Interesse an den Verhandlungen haben, und die Achtung vor der Oeffentlichkeit selbst wird sich vermindern. So ist ein organischer Zusammenhang zwischen einer Reihe von Einrichtungen und Verhältnissen begründet, ohne deren Zusammen-

wirken alle neuen Advocatenordnungen ohne Einfluß bleiben werden."

Unter die Heilmittel, welche wir von einem tieferen Standpunkte wahrnehmen, gehören: die völlige Unabhängigkeit des Advocaten von der Verwaltung, der sogenannten Administrativgewalt des Staates, seine Unabsetzbarkeit, außer durch Richterspruch, und seine Unversetzbarkeit, nachdem er einen Ort seiner Wirksamkeit sich gewählt hat. — So lange die Disciplinargewalt über den Advocaten dem Stande selbst noch nicht anvertraut ist, muß ihre Ausübung durch den Richter auf die engsten Grenzen beschränkt bleiben. Mit Recht sagt Gans in seinem Buche: "von dem Amte der Fürsprecher vor Gericht": "Der Fürsprecher steht zu dem Richter in keinem andern Verhältnisse, als demjenigen, in welchem die Parthei zu demselben steht." Es darf also der Richter über den Anwalt nicht mehr Gewalt haben, als über den Rechtsuchenden selbst. — Der Advocat ist kein Staatsdiener: ein Umstand, der ihm freilich manchen Vortheil entzieht, aber zu Gunsten seiner Unabhängigkeit nicht genug gewahrt werden kann. Urlaub zu Reisen und auf den Landtag fallen dadurch weg; hat der Advocat die Besorgung seiner Rechtsangelegenheiten durch Andere vorgesehen, so hindert ihn nichts an seiner Wanderung durch die Welt und an seinem freien Eintritt in den Ständesaal. Das einfache schwarze Kleid des Advocaten vertritt die Uniform, der Advocat ist der Diener seiner Mitbürger, der Diener des Volks, in dem er seine einfache Hütte aufgeschlagen hat, und von seinem Standpunkte aus darf er sogar einen gewissen Stolz hegen, daß er nicht Staatsdiener ist.

Ob es im Interesse einer freieren Entmündigung des Advocatenstandes sei, aus der Gesammtzahl von in einer Stadt befindlichen Advocaten sogenannte Anwaltskammern hervorgehen zu sehen, ist in den letzten Jahren da und dort ein Gegenstand des Streites in Deutschland gewesen. Aber man

kann die günstige Wirkung solcher Anwaltskammern doch kaum bezweifeln, wenn ihre Schaffung auf freier Wahl der Advocaten aus der Zahl ihrer Collegen beruht und wahre, wirkliche Gerechtsame in Folge ihrer Schöpfung ihnen zufallen. Dahin gehören, unter Aufsicht des Staates: die Disciplin über die Mitglieder; die Ordnung und Ueberwachung gemeinschaftlicher Interessen; die Aufnahme oder doch die Begutachtung der Aufnahme neuer Mitglieder; bei der Ausstoßung unwürdiger die Entscheidung, oder doch wenigstens eine angemessene Mitwirkung; und die Begutachtung und Vertheilung der sogenannten Armensachen. Indessen haben wir bis jetzt noch keine Anwaltskammern, nach französischem Muster, in Deutschland gründen sehen, und die Regierungen scheinen ihnen, sowie überhaupt einer selbstständigeren Entfaltung des Advocatenstandes, nicht besonders günstig zu seyn. Bis dahin und, sind die Anwaltskammern eingeführt, neben ihnen, werden sich die Anwaltsgesellschaften oder Advocatenvereine sehr heilsam erweisen. Indem sie nämlich die Interessen ihres Standes — in Leben, Staat und Wissenschaft — auf der Grundlage der Ehre und in lebendiger Verbindung mit dem Interesse der Rechtsbedürftigten, zum Gegenstande ihrer Berathungen und Beschlüsse machen, bilden sie zum Wenigsten einen moralischen Wall gegen richterliche Willkühr und wirken doch einigermaßen antreibend oder abschreckend auf die unter ihnen befindlichen, im Willen schwächeren Collegen. Solcher Advocatengesellschaften hatten sich in den Jahren 1831 und 1832 in Deutschland mehrere gebildet und sie begannen recht tüchtige Früchte zu tragen, als die kühler gewordenen politischen Zeiten ihre Zusammenkünfte erst seltener machten und dann ganz und gar eingehen ließen. Indessen mögen wir es als ein erfreuliches Zeichen neuer größerer Theilnahme für den Fortschritt in Deutschland begrüßen, daß da und dort wieder Advocatengesellschaften theils neu gegründet, theils erneuert wurden.

Sehr nahe liegende Mittel zur Bildung eines tüchtigeren

Advocatenstandes werden auch seyn: wenn Jeder, ehe er die Advocatur erhält, genöthigt ist, eine Zeitlang bei einem bereits angestellten Advocaten zu arbeiten, wenn der Advocatenstand ein Asyl ist für rechtsgelehrte Staatsdiener, welche, etwa wegen politischer Zerwürfnisse mit der Staatsregierung, aus dem Staatsdienste treten wollen, und wenn er unter keinen Umständen ein Siechen- oder Versorgungshaus seyn darf für unbrauchbar oder sonst schlecht befundener Staatsdiener. Der Staat mag unter Umständen Barmherzigkeit gegen solche arme Sünder üben, aber er würde sie sehr unrichtig üben, wenn er gleichzeitig die Ehre des Advocatenstandes und das wohlverstandene Interesse des Publikums dadurch beeinträchtigte.

Hauptsächlich im Schooße des Advocatenstandes liegen die Bürgschaften für sein besseres Gedeihen, und daher wird wesentlich darauf einwirken, wenn der Staat die sogenannten Winkeladvocaten ferne hält. Indessen ist dabei nicht zu verkennen, daß durch die an vielen Orten genommene unglückliche Maaßregel der Schließung der Zahl der Advocaten selbst tüchtige Kräfte genöthigt sind, auf Winkeladvocatur sich zu legen, und daß, auf den eben bezeichneten Umstand hin, einzelnen wirklichen Advocaten weniger verdacht werden darf, wenn sie Winkeladvocaten mit ihrem Schutze begünstigen. Ohnedieß wird, so lange schriftliches und geheimes Verfahren noch gilt, in diesem trüben und dunkeln Sumpfe auch die Schmutzpflanze der Winkeladvocatur gedeihlich wuchern.

So lange über die Belohnung des Advocaten keine neuen Grundsätze aufgestellt werden, sondern auch da der Richter im Wege der Disciplinargewalt Alles richtet und schlichtet, der Werth der Proceßschriften nach der Elle gemessen wird und doch auch darin „Striche“ stattfinden, welche man sogar in's Urtheil zu setzen keinen Anstand nimmt, — so lange verfahre der Richter mit Bedacht bei Kostenprüfungen und überlasse namentlich nicht dieselben unkundigen Subalternbeamten oder den Jüngern bei der Behörde, welche nur zu häufig geneigt sind, an den Advocatenrechnungen ihre Spornen zu verdienen.

Vielleicht gehörte noch unter das Auffinden der Heilmittel von einem höhern Standpunkte: die Erleichterung der Wahlen von Advocaten zu landständischen Abgeordneten. Ihre bisherige vielfältige Ausschließung in Folge eines zu hohen Census, bezeichnet Mittermaier als „das böse Gewissen Derjenigen, welche die Wahlgesetze entwerfen und ein Interesse zu haben scheinen, Diejenigen auszuschließen, von deren Muth sie am Meisten zu fürchten haben würden.“

Ueber die Verpflichtung des Advocaten, von den Behörden ihm zugewiesene Rechtsangelegenheiten der Armen unentgeltlich zu führen, hat man schon hin und her gestritten. Genug, daß es nun einmal so ist, und noch mehr genug, daß der Advocat, freilich nicht in seinem pecuniären Interesse, wohl aber im höheren Standesinteresse, auf eine Aenderung hierin nicht dringen sollte. Mit Recht sagt Gans in seinem angeführten Buche: „Es geziemt dem Fürsprecher und der Zweck seines Amtes erfordert es, ohne Eigennutz und Scheu das Recht und die Wahrheit zu vertheidigen, und er kann sich also auch nicht der Verpflichtung entziehen, für Arme unentgeldlich aufzutreten.“ Und Dieses möchte sogar noch allgemeiner, als blos auf vom Gericht zugewiesene Armenparthieen, anzuwenden seyn. Wie denn überhaupt dem Anwalte wohl ansteht, auf Vergütung der von ihm geleisteten Rechtshülfe nicht allzu ängstlich und kleinlich zu denken. Freilich hat auch Das wieder seine Grenze, und dem Staate liegt dagegen die billige Verpflichtung ob, den Lohn des Advocaten genügend, ja reichlich festzusetzen. Denn kann der Advocatenstand als unabhängig gelten, kann man ihm zumuthen, daß er auf Ehre hält, kann er gegen Dürftige Menschlichkeit üben und kann er frei der Wissenschaft, frei dem Staate dienen, wenn selbst seine beschäftigten Glieder mit Nahrungssorgen sich durch die Welt schlagen müssen?

„Nicht nur üben, sondern auch schaffen soll der Ad-

vocat das Recht. Hier fängt die politisch-staatsrechtliche Bedeutsamkeit des Advocaten an.“ An diese und an die Aeußerung Steinackers, wie viel zur Ausbildung und Verbesserung des constitutionellen und verfassungstreuen Geistes gerade von den Advocaten geschehen könne, ohne daß es schon vorher einer Umgestaltung organischer Staatseinrichtungen bedürfe, knüpft sich leicht die Frage: wie die Advocaten der Neuzeit ihre Aufgabe in dieser Richtung erkannt, wie sie ihr nachgekommen? Ob die deutschen Advocaten in den constitutionellen Staaten sich für die Ausbildung der Verfassungen im Geiste der Wahrheit und Freiheit interessirt, und ob die deutschen Advocaten in den absoluten Staaten auch da Fäden angeknüpft haben, welche, wie der Faden in der alten Sage, aus dem Labyrinthe führen sollen?

Es ist in diesen Beziehungen gewiß vieles Günstige und Anerkennungswerthe geschehen. Das deutsche Volk würde insbesondere undankbar seyn, wenn es jemals vergessen wollte, welche Mühe und Opfer deutsche Advocaten vor und bei Entstehung der constitutionellen deutschen Verfassungen diesen Verfassungswerken gewidmet haben. Zeit, Gesundheit, Geld, Freiheit und die vollsten Strahlen ihrer geistigen Kraft waren ihnen dafür nicht zu kostbar. Aehnlich als Abgeordnete auf den dann eröffneten Landtagen, insoweit der freien Intelligenz der Weg dazu gestattet war.

In Baiern: v. Hornthal, die Rheinbaiern Eulmann, Willich u. A.; in Württemberg: Dr. Schott, Römer, der seine Stelle als Kriegsrath aufgegeben, um als Abgeordneter wieder eintreten zu können, Wiest, Walz*),

*) Walz ist im Spätjahre 1842 gestorben; er war ein Mann, den alle Bürgertugenden zierten, mit der ganzen Kraft eines reinen und edlen Willens war er überall thätig der heiligen Oeffentlichkeit der Gerichte Bahn zu brechen, Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz zu begründen, gegen die Anmaßungen eines hochmüthigen Junkerthumes, das sich wieder nur allzu breit macht, anzukämpfen; die Censur hat in ihm einen ihrer hartnäckigsten Gegner verloren. Die Liebe und die höchste Achtung seiner Mitbürger sind dem Ehrenmanne in's Grab gefolgt. Anmerk. des Herausg.

Duvernoy und früher Haakh (gestorben 1825), Burkhardt, Klett, Kammerer, Pfäfflin, Veiel; daß Uhland seine ersten parlamentarischen Schlachten als Advocat schlug, muß dabei unvergessen bleiben; in Baden: Mohr, Gerbel, Mördes u. A.; als Advocat setzte Sander, nach genommenem Abschiede aus dem Staatsdienste, seine Wirksamkeit als Abgeordneter der zweiten Kammer fort; im Großherzogthum Hessen: Glaubrecht, Emmerling I., Langen, Heß, Reh und Bansa*); in Kurhessen: Schwarzenberg, Manns, Nebelthau (namentlich auf dem Landtage von 1837 durch seine gediegenen Vorträge in der bekannten Streitigkeit wegen der Rotenburger Quart), Hahn, Auffahrt, Adolph Pohl, Blachière; im Königreich Sachsen: Eisenstuck, Todt, Braun u. A.; in Hannover (theils als Abgeordnete, theils sonst als thätige und muthige Anhänger des aufgehobenen Staatsgrundgesetzes): Christiani, Freudentheil, Holtermann, Stüve, Detmold, Droop, Pagenstecher, Westerkamp, Schmedes, Buddenberg, Wachsmuth, Gans, Theodor Meyer, Präsident der so schnell aufgelösten Ständeversammlung von 1841, und Oppermann; in Holstein: Gülich. In der Braunschweig'schen zweiten Kammer wirkt, auf dem neuesten Landtage als ihr Präsident, seit 1833, der Advocat Steinacker, derselbe, aus dessen Schrift mehrmals Stellen in diesem Aufsatze entlehnt wurden, in ebenso kräftiger, als kenntnißreicher und geistvoller, patriotischer Art. Im kleinen Waldeck hatte Landsyndicus Schumacher der ständischen Rechte gegen die Regierung sich mit Einsicht und Muth an-

*) Mi vollstem Rechte ist unter den Zierden des deutschen Advocatenstandes hier auch der Verfasser dieses Aufsatzes, Herr Karl Buchner zu nennen; unermüdlich in seinem Berufe, unerschütterlich in der Vertheidigung der Volksrechte in der Presse hat er seit Jahren mit Muth und Ausdauer gewirkt und in vielen Gemüthern Erkenntniß des ganzen Werthes dessen ausgesäet, was wir mit allen Mühen erstreben müssen, einer Reform des Rechtswesens in Deutschland. Anmerk. des Herausg.

genommen. In Sachsen-Coburg-Gotha trat noch im Jahr 1843 der Advocat M. Briegleb, als Abgeordneter der Stadt Coburg, energisch auf. Verboten allzu hoher Census, oder erfolgreiche Gegenanstrengungen der Regierungen bei den landständischen Wahlakten, oder sonst Umstände patriotisch gesinnten Advocaten, Eintritt in die Kammern, so hatten sie doch Gelegenheit, theils literärisch, theils in Folge ihrer amtlichen Stellung als Defensoren u. s. w., wenn nicht mit direktem Bestreben, so doch indirekt als pflichtgetreue, zur Vertheidigung aufgerufene Männer, den großen Interessen der Zeit zu dienen und die von ihr geschlagenen Wunden den Betroffenen weniger fühlbar zu machen. Dahin gehören (literärisch): die Advocaten von der Nahmer, Gans, G. F. König, der, durch Gefängnißqual nicht gebeugt, noch rüstig für Oeffentlichkeit des Gerichtswesens kämpft, H. K. Hofmann; die Defensoren so vieler, in politische Untersuchungen Verwickelter, worunter Gans, als Vertheidiger der Göttinger Gefangenen von 1831, nicht ohne persönliche Gefahr, Siegfrieden, als Vertheidiger des Dr. Wilhelm Schulz, die Vertheidiger vor der Landauer Assise, 1833; als Redacteur der „Sächsischen Vaterlandsblätter“ hat sich der Advocat Schäfer Verdienste erworben. Unter den Nassauer Advocaten, welche 1831 und 1832 den dortigen Oppositionsmitgliedern beiräthig waren, nannte man Snell, Hergenhahn und Leisler I. Um Wiederherstellung und Fortbestand des Advocatenvereins in Darmstadt hat sich dessen Vorsteher, der schon mehr genannte Advocat H. K. Hofmann, wesentliche Dienste erworben. Noch 1842, nachdem bereits im Jahr 1839 eine ministerielle Verordnung in Baiern erschienen war, welche den Eintritt der Advocaten in die Kammer von der Erlaubniß der Staatsregierung abhängig machte, weil der Advocat Staatsdiener sei und darum des Urlaubs bedürfe, nahm der als Abgeordneter gewählte, aber (gleich vielen Früheren) nicht beurlaubte, bairische Advocat Hutter sein Recht kräftig bei der dortigen zweiten Kammer, aber ohne Erfolg in Anspruch. Kurhessen hatte sich schon früher

zu dieser baierschen Ansicht geneigt. Advocaten in größerer Zahl, in corpore gewissermaßen, traten neuerdings nur in Württemberg im Interesse des Fortschrittes in der Gesetzgebung auf. Dort nämlich, wo eine neue Strafproceßordnung von der Staatsregierung an die Kammern gebracht war, ohne den Grundsätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit die wünschenswerthe Berücksichtigung zu schenken, erklärten sich im November 1842 nicht weniger als 127 württembergische Rechtsanwälte, unter Anführung bündiger Gründe, öffentlich für jene Einrichtungen. Die, von dem Herrn Minister v. Prieser gutgeheißene, unwürdig verdächtigende Anfechtung, welche jene Anwälte bald dafür erleiden mußten, verstärkte jedoch nur den Nachhall ihrer Erklärung, und vollständig konnten sie sich beruhigen, als aus allen Theilen des ehrenfesten Württembergs Stimmen ertönten, welche ebenso sehr den Ansichten der Anwälte über den Werth und das Wünschenswerthe jener Einrichtungen beipflichteten, als sich entrüstet gegen die ihnen gewordene Anfechtung äußerten. Unter den freisinnigen württembergischen Anwälten sind noch als besonders thätig für Reform des Rechtswesens Rödinger und Gottlob Tafel mit Auszeichnung zu nennen. Die Verfassung der freien Städte gab ebenfalls manchem Advocaten Gelegenheit, im Interesse des Fortschritts amtlich thätig zu seyn. So in Frankfurt a. M. dem Advocaten Reinganum, als Mitglied des gesetzgebenden Körpers; den Advocaten Eder (jetzt Senator) und Binding I. in gleicher Eigenschaft. Dr. Hessenberg hat sich in der hannover'schen Sache am Bundestage einen ehrenvollen Namen erworben.

Gewiß erhellt aus vorstehenden Ausführungen, daß namentlich in den constitutionellen deutschen Staaten der Advocatenstand in einzelnen Mitgliedern an den großen Fragen des Tages sich auf eine der Freiheit und dem Fortschritte entsprechende Weise betheiligte. Aber doch muß man bedenken, daß der deutsche Advocatenstand im Ganzen noch sehr passiv dabei blieb. Regelmäßig nur auf seine eigensten Angelegenheiten die Marken seines Interesses setzend,

harthörig für die Anliegen der Zeit und feinhörig für eine Masse verschiedenartig uniformirter Rücksichten, benutzte er, wie es scheint, nicht hinlänglich seine Stellung zum Volk und die vertrauensvolle Stellung des Volkes zu ihm, erhob er sich nicht auf die sonnenhelleren Höhen seiner staatsbürgerlichen Pflicht. Ich verkenne nicht, daß der Advocat durch die Verfassungen der Staaten, in denen er lebt, in dieser Beziehung sehr eingeschränkt ist, daß ihm wenige Gelegenheiten geboten sind, auf eine ausgeprägtere Weise seine Ansicht und seinen Willen in politischen Dingen geltend zu machen; aber wenige versäumte Gelegenheiten dieser Art fallen dann um so schwerer in's Gewicht. Als im Herbst 1838 vom Advocatenvereine in Hannover, der gewohnt ist, Gutachten zu geben, ein Gutachten über diejenigen Verfassungsfragen gefordert wurde, welche auch die juristischen Fakultäten zu Heidelberg, Jena und Tübingen begutachtet haben, lief zunächst ein großer Theil der Advocaten aus der Versammlung fort, als er gehört hatte, welche Frage besprochen werden solle, von einem Theile der Zurückgebliebenen aber ward Einspruch gegen die Discussion der Frage, als einer politischen u. s. w., erhoben. Es mußte aber das Geltendmachen einer solchen Ansicht um so auffallender seyn, als zu vermuthen stand, daß diese Frage manchem Advocaten demnächst werde vorgelegt werden, wenn, wie auch — freilich weniger in der Residenz — geschehen ist, Steuerpflichtige an der Verbindlichkeit der durch eine nicht verfassungsmäßige Ständeversammlung bewilligten Steuern zweifelten. Nach heftigem Kampfe ward die Vorfrage mit einer einzigen Stimme Mehrheit bejahend entschieden und sonach beschlossen, daß man die Frage discutiren wolle. Dabei behielt es aber auch sein Bewenden. Die Sache selbst wurde nicht wieder aufgenommen. Zu Ehren der Unpartheilichkeit muß indessen bemerkt werden, daß dieß aus andern, weniger in der Gesinnung der Mitglieder liegenden Gründen geschah — der Präsident des Vereins war nämlich gestorben. — Aber die Natur der Vorberathung war schon deutlich genug.

Und dann: wir Deutschen sind (eine Folge unserer politischen Erziehung!) regelmäßig bescheiden, rücksichtsvoll, vorsichtig, ängstlich, wenn wir uns über öffentliche Angelegenheiten aussprechen sollen, ohne eine Art Bestallung, als Abgeordnete oder dergl., auf dem Stuhle liegen zu haben, auf dem wir sitzen; und namentlich auch dem deutschen Advocaten geht dieses mehr als billig nach. Wie erwünscht also, welche Anleitung zu entschiedenerem Handeln, wenn man einen solchen Bestallungsbrief neben sich findet, welche Aufforderung, diese Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen! — Noch weit mehr gehört hierher die in öffentlichen Blättern gemeldete Thatsache, daß im Lauf des Jahres 1843 kein Altenburger Advocat sich bewegen ließ, die Vertheidigung des Dr. Demme in Altenburg zu übernehmen, aus Furcht, dadurch „der Landesregierung zu nahe zu treten“ (der Dr. Demme ist nämlich auch ein politisch übel angesehener Mann), und daß einem Ausländer*) diese Vertheidigung übertragen werden mußte — wahrhaftig eine Furcht, von welcher sich selbst in der französischen Schreckensperiode die edleren französischen Advocaten frei hielten, eine Furcht insbesondere, welche weder die Vertheidiger Ludwig XVI., noch der Charlotte Corday kannten, und welche hinlänglich in jenen öffentlichen Nachrichten durch die Frage charakterisirt ist, ob dieß dem Altenburger Advocatenstande „zur Ehre gereiche!“

Nach einer öffentlichen Erklärung des Advocatenvereins in Altenburg vom 8. Mai 1843 hat Herr Dr. Demme von den Herzogl. Sachsen-Altenburgischen Advocaten nur einen Einzigen (in Ronneburg wohnhaften) zu seinem Defensor erwählt, welcher, wie in Altenburg notorisch sei, gewiß nicht aus den untergeschobenen Rücksichten die Uebernahme der Vertheidigung abgelehnt habe. Sie — die übrigen Advocaten — hätten keine Veranlassung finden können, sich besonders hierzu anzubieten. — Sonach wäre allerdings die obige

*) Einem Ausländer im amtlichen Sinne des Wortes, nämlich einem Deutschen, der außerhalb des Reiches Sachsen-Altenburg wohnt.

Rüge in ihren Haupttheilen erledigt. — Aber die Sache kam öffentlich zur Sprache und ist in der Verhandlung, nimmt man diese zu vier Schriftsätzen an, noch nicht erledigt. — Dabei bleibt immer die zugestandene Ablehnung des Ronneburger Advocaten, und — in jener Erklärung — der ziemlich unverhüllte Ausfall auf den moralischen Werth eines Gefangenen, Unglücklichen und allerdings auch Verurtheilten, dessen Urtheil aber bei Abfassung jener Erklärung die Rechtskraft noch nicht erlangt hatte. *)

Daß einzelne Advocaten in Folge ihrer der Regierung zusagenden Gesinnungen in die Kammern kamen, und, dort sie noch mehr bethätigend, dann in ansehnliche Staatsämter einrückten, mit Titeln und Orden beehrt wurden, ist geschehen und also auch begreiflich. Aber vielleicht wäre noch begreiflicher, wenn jeder Advocat, nach Lage der öffentlichen Verhältnisse im deutschen Vaterlande und bei doch erfolgender regelmäßig sehr eifriger Vertretung der Regierungsinteressen durch die Staatsbeamten-Abgeordneten, sich den sogenannten oppositionellen Interessen mit freisinnigem Muthe widmete. „Die Advocaten sind eine bewaffnete Macht, welche der Fürst gegen sich selbst aufstellen muß, daß er die seinige nicht mißbrauche," sagt Zachariä in seinen „vierzig Büchern vom Staate." Es ist der von mir vorher ausgesprochene Gedanke, nur etwas anders ausgedrückt. Der Advocat, Einer des Volkes, Mann des Volkes, mit den Bedürfnissen

*) Noch während des Druckes dieses Buches ist in öffentlichen Blättern eine Erklärung des Anwaltes des Hrn. Dr. Demme, des königl. sächsischen Advocaten Bieweg, erschienen, worin derselbe die Ausfälle, welche sich die Altenburger Anwälte gegen Demme erlaubt hatten, um sich gegen den Vorwurf, sie hätten sich ihrer Pflicht entzogen, zu vertheidigen, entschieden zurückweißt. Herr Bieweg versichert vielmehr, er habe Demme, der sich durch die Herausgabe einer rechtswissenschaftlichen Zeitschrift Verdienste erworben hat, als einen durchaus redlichen, achtbaren Mann kennen lernen, der schweres, über ihn verhängtes und durch seine Haft hervorgerufenes, häusliches Unglück mit Gottvertrauen trage. Die Untersuchungshaft, in der sich Dr. Demme noch immer befindet, dauert schon siebzehn Monate. Anmerk. des Herausg.



Zu Honeks Buch für Winterabende.

Müller v. Grünewald & Cocks

des Volkes vertraut, dabei mit der erforderlichen wissenschaftlichen Kenntniß ausgerüstet, die Staatszwecke zu erfassen, sowie die Trugschlüsse, die unrichtigen Behauptungen der Staatsbehörden, wenn dergleichen vorkommen sollten, nach ihrem wahren Werth zu würdigen und zu bestreiten, — der Advocat ist vorzugsweise zum Vertreter des Volkes geeignet. Dabei bedarf es keiner Verwahrung, daß ich unter oppositionellen Interessen keine systematische Opposition verstehe, d. h. keine solche, welche dann auch gegen die Regierung geht, wenn diese Maßregeln vorschlägt, welche ein freisinniger Mann überzeugungsmäßig billigen muß. Deutschland hat nämlich durchaus keinen Boden für solche systematische Opposition (auch in andern Ländern ist's nicht so arg damit, als man's häufig macht); der Charakter des Deutschen und die Erfahrung sprechen gegen sie; ja, es spricht dagegen, wenn ich so sagen darf, die Vernunft der Möglichkeit. Noch kein deutscher Minister ist als Minister daran gestorben, daß er mit seiner Ansicht in einer landständischen Kammer in der Minderzahl blieb. Eher erfahren die Stände eine mehrmalige Auflösung, als das Ministerium aufgelöst wird. Und da wäre es also auch von der Seite her nicht nur unrecht, sondern auch unklug, gegen Maßregeln, die man als gute anerkennen muß, sich deßhalb zu setzen, weil sie von einem sonst wohl mit Recht unbeliebten und häufig bekämpften Ministerium stammen. — Von — als landständische Abgeordnete — politisch mehr gleichgültigen, unbedeutendern, oder frühern freisinnigen Ansichten erklärt abtrünnig gewordenen Advocaten will ich hier schweigen. — Auch wurde mir wohl mancher, der Anführung würdige Mann nicht bekannt. — Nicht weniger bestimmte mich, wo spätere Umstände wohl zu einer Ausschließung hätten Anlaß geben können, wichtige, frühere zur Anführung.

Ich gehe nun zu der Erwähnung eines Mannes über, welcher so Vieles von dem, wie der deutsche Advocat seyn soll, in seiner ehrwürdigen Person glänzend abspiegelte. Es ist dieß Justus Möser, geboren 1720 zu Osnabrück, ge-

storben daselbst 1794 als geheimer Justizrath. Nach vollendeten Studien wurde er Advocat in seiner Vaterstadt und genoß bald des allgemeinsten Zutrauens. Kein wichtiger Proceß wurde in dem Fürstenthum unternommen, ohne daß Möser vorher um seinen Rath gefragt worden wäre. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkühr des damaligen Statthalters von Osnabrück. Siebenundzwanzig Jahre alt, erhielt er die Stelle eines advocatus patriae, einer Art Fiscalats, welches er nebst dem Secretariat der Landstände und dem Syndicat der Ritterschaft längere Zeit versah. Von seiner uneigennützigen Redlichkeit gab er insbesondere auch Proben während des siebenjährigen Krieges, indem er da, im Auftrag der Behörden seiner Vaterstadt, dem feindlichen Heerführer nachreiste und diesen zu milderen Maßregeln gegen sein bedrängtes Osnabrück bestimmte. Als er späterhin in Staatsdienste übergetreten war, nutzte er auch da seinen Einfluß mit Klugheit und Umsicht für das Beste des Staates. Mit Geschäften überhäuft, trieb ihn doch sein Gefühl für Menschenwohl und sein Eifer für Verbesserung der ihn umgebenden Zustände in Staat und Familie, lange Jahre ein Wochenblatt in Osnabrück herauszugeben. In dieses Wochenblatt legte er viele gemachte Erfahrungen, viele wichtige Erwägungen, viele interessante geschichtliche Notizen in ansprechender und Jedem verständlicher Form nieder. Diese Aufsätze sind späterhin unter dem Titel: „Patriotische Phantasien“ in vier Bände gesammelt worden. Sie bieten noch heute sehr Vieles, was nicht im Geringsten veraltet ist. Möser verbreitete sich auch mehrfach darin über unser deutsches Rechtswesen und über die Stellung des deutschen Advocaten. Es ist sehr wichtig, daß ein so kluger, braver, patriotischer und doch auch so gemäßigter Mann, wie Möser, im Wesentlichen dasselbe wünschte, was man jetzt, nach siebzig und mehr Jahren, für die Wiederherstellung eines zeitgemäßen Rechtszustandes und für die Verbesserung der Stellung der Advocaten als erforderlich betrachtet. Das erste

Motto zu diesem Aufsatze ist demjenigen entnommen, was Möser in seinem „Vorschlag zu einem besonderen Advocatencollegio“ sagt. Er erörterte dann weiter, wie in Deutschland, im Gegensatze zu Frankreich und England, die Advocaten ohne Verein oder Gilde, folglich ohne Stiftungen und Statuten geblieben seien. Er fand darin die moralische und politische Schwäche des deutschen Advocatenstandes. Er wollte, dieser abzuhelfen, die Advocaten der einzelnen deutschen Länder in Collegien, in Corporationen vereinigt. „Dann werden sie auch,“ bemerkte hierüber Möser, „aufmerksamer auf ihre Ehre, empfindlicher für deren Erhaltung, und durch Nichts härter, als durch eine Ausstoßung aus ihrem Orden bestraft seyn. Sie werden Stiftungen machen und annehmen, die Bejahrten daraus versorgen, die Wittwen ernähren, und sich der Kinder ihrer Collegen gemeinschaftlich annehmen können. Sie werden endlich collegialische Rechtsbedenken ausfertigen, eine einförmige Praxis befördern, eine Präbende für den Advocaten der Armen aussetzen, und sehr viel andere gute Anstalten, die der esprit de corps von selbst mit sich bringt, machen können.“

In einem andern Aufsatze erklärte sich Möser gegen die geschlossene Zahl der Advocaten, eine Ansicht, worin ihm Schriftsteller der heutigen Zeit, namentlich auch der geachtete Mittermaier, beipflichten. Möser machte bei dieser Gelegenheit den Gesetzgebern ernstliche Vorwürfe. „Sie haben,“ so sagt er, „den Advocaten blos den Weg des Gewinnstes übrig gelassen, welcher immer gefährlicher wird, je weiter er ohne Begleitung der Ehre fortgeht. Sie haben dem Staate mit solchen Advocaten oft nur eine Last von schlechten Leuten zugezogen, und sich in die Nothwendigkeit gesetzt, dieselben mit Strafbefehlen in Ordnung zu halten; und dennoch soll der Advocat ein großes Herz für Wittwen und Waisen, einen edeln Muth gegen mächtige Unterdrücker, und alle Eigenschaften eines geschickten, redlichen und feurigen Mannes haben; er soll, unter einer empfindlichen Ausschließung von wichtigen Ehrenstellen, auf Nichts als auf Ehre sehen; unter

bitteren Verweisen, die ihm ein junger Rath bei der geringsten Gelegenheit gibt, Liebe zu seinen Geschäften, Eifer für die Unschuld und Freiheit des Geistes behalten; er soll, von guten Gesellschaften ausgeschlossen, den Ton des Hofmannes haben, sich kurz und groß fassen, und Wahrheit mit Geschmack verbinden; .... Das und viel Mehres soll er thun, und dennoch beständig auf dem Fuß eines gerichtlichen Tagelöhners oder Akten krämers gehalten werden. Ich zweifle, ob sich ein ähnlicher Fall angeben lasse, worin die Gesetzgeber so viele widersprechende Forderungen vereinigt haben."

Als Mittel der Besserung schlug Möser dann vor, daß aus der Advocatur eine Pflanzschule der Staatsdiener werde, — ein Vorschlag, welcher nur bedingungsweise seine Richtigkeit haben möchte. Denn der Advocatenstand ist, wie der Stand der Lehrer, an den deutschen Hochschulen mit dadurch gesunken, daß zu Viele auf Anstellung im Staatsdienste speculiren. Solche Speculationen vertragen sich mit Speculationen im freien Gebiete des Geistes und mit unabhängiger, sich selbst bestimmender Handlungsweise nicht sehr.

Dadurch, daß Möser häufig auf England und Frankreich verwieß, gab er übrigens Anlaß, andere dortige Einrichtungen in ihrem Werthe zu prüfen und ihre Anwendbarkeit auf Deutschland nachzuweisen. So mit den Einrichtungen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Ja, für die Einrichtung der Geschwornen trat Möser mit einem Aufsatz: "Beantwortung der Frage, ob es billig, daß Gelehrte die Criminalurtheile sprechen? entschieden in die Schranken. Zwölf Gründe entwickelte er, aus denen er für besser hielt, wenn man zu dem "alten deutschen Gebrauche," das Urtheil durch ungelehrte Personen finden zu lassen, zurückkehre. Sie beruhen auf großer Kenntniß des Menschen, auf wahrhaft praktischer Vernunft. Das, was man in neuerer Zeit unter der politischen Räthlichkeit der Geschwornengerichte zu begreifen pflegt, faßte Möser in seinen achten Grund zusammen. "Es erstickt auch," sagte er, "achtens alle Liebe zur Freiheit und den aufrichtigen Ausdruck derselben, wenn einer immer vorher fürchten muß, von Gelehrten, so in Bedienungen stehen, verurtheilt zu werden."

Die braven Osnabrücker haben ihrem wackern Landsmanne Möser vor mehreren Jahren auf offnem Platze in Osnabrück ein schönes Denkmal errichtet. Dort steht er in ganzer Gestalt, aufrecht, fest und sicher, ernst und freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Er ist wie ein heiliges Symbol zu einer Zeit in seine vielgeliebte Vaterstadt als Erzbild zurückgekehrt, wo es gilt, fest wie Erz zu seyn und ungestümer Zeitwitterung zu trotzen. Wie die allgemeinste Achtung und Liebe Möser's 50jähriges Dienstjubelfest begehen half und ihn gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu Grabe geleitete, so hat wiederum die allgemeinste Achtung und Liebe, im Erzbilde und in einer neuen Auflage seiner sämmtlichen Werke (Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung), ihn in die Mitte des neuen Jahrhunderts eingeführt. Männer, wie Möser, sind gleich kräftigen Wurzeln, aus denen der Stamm der Nation auch dann noch Kraft zieht, wenn sie längst und tief in der Erde ruhen. —

Es ist einleuchtend, daß einem, nach der obigen Ausführung umgeschaffenen Advocatenstande, ohne Bedenken auch das in die Hand gegeben werden könne, was, in seine Hand gegeben, mit zu seiner Umschaffung gehört, was sie bedingt, und wogegen diese es in seinem nützlichen Gebrauche verbürgt.

Menschliches ist unvollkommen und alle Zustände in Staat und Gesellschaft leiden an eigenthümlichen Krankheiten. Der beste Zustand ist der, in welchem die frischeste Gesundheit von den wenigsten Krankheiten bedroht wird. Es soll nicht geleugnet werden, daß in Frankreich und England, wo viele von den bezeichneten Heilmitteln des Advocatenstandes längst schon mit Segen eingeführt sind, ebenfalls beim Advocatenstande noch manches Unerfreuliche übrig bleibe. Aber so ist's auch dort z. B. beim Ministerstande. Und doch wird man behaupten dürfen, daß dieser Ministerstand noch weniger werth wäre, ohne die Controle der öffentlichen Meinung,

ohne die gesetzlichen Organe des Volkes und insbesondere ohne die nicht im Voraus gehemmte Zunge der Presse.

Sehr förderlich wird dem deutschen Advocatenstande seyn, wenn er sich in seinen Mitgliedern kräftig an einander schließt und zwar nicht nur am nämlichen Ort, im nämlichen Staat, sondern wo möglich „soweit die deutsche Zunge klingt.“ Die beste Gabe der letzten Jahre ist, daß wir wieder mehr deutsches Nationalgefühl gewonnen, daß wir die Ueberzeugung gefaßt haben, es gäbe gar keinen besondern staatsbürgerlichen Gewinn und keinen besondern staatsbürgerlichen Verlust in Deutschland mehr, sondern Gewinn und Verlust seien für Alle. Man hat Kirche, Militär, Schule in besonderen Zeitungen bedacht, ja man ist noch zu größeren Specialitäten herabgestiegen. Warum sollte nun nicht auch eine allgemeine deutsche Advocaten-Zeitung, von deutschen Advocaten gegründet und zunächst von diesen geschrieben, sich als zeitgemäß, ich sage: als ein Bedürfniß sich darstellen? „Eintracht hält Macht“; aber die Eintracht verlangt vor Allem ihre Organe. Und dabei ergäbe sich noch der ansehnliche Nebenvortheil, daß die Advocaten, welche wir bisher verhältnißmäßig wenig auf dem Felde der periodischen Literatur überhaupt thätig sahen, sich mehr solchen Arbeiten zuwendeten. Die frische Wechselwirkung von Literatur zu Leben und umgekehrt ergäbe sich aber dann klar.

„Der Advocat muß durch die Gesetze gehoben werden,“ sagt von der Nahmer, „aber er muß sich zugleich selbst heben.“ Ueber Beides verbreitete sich bisher dieser Aufsatz. Indessen möchte doch noch ein drittes Hebungsmittel hinzuzufügen seyn. Es ist dieß die wünschenswerthe Neigung des Publikums, den Werth des Advocatenstandes, auch noch unter ihm ungünstigen Umständen, anzuerkennen. Es liegen in dieser Hinsicht wirklich manche Fortschritte vor, und die fast helotische Beschreibung, die uns Möser vom deutschen Advocatenstande der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts machte, paßt — Dank sei der allgemeiner gewordenen Bildung und Cultur! — nicht mehr. Man hat Advocaten

nicht nur in Ständeversammlungen, sondern auch in Bürgerausschüsse und Gemeinderäthe gewählt, und sie haben insbesondere in den letzteren eine zwar weniger glänzende, aber vielleicht segensreichere Wirksamkeit entfaltet. Gewiß ist, daß der Bürger- und Bauernstand in seinem eignen Interesse den Bemühungen um eine bessere Stellung des Advocatenstandes sich anzuschließen habe. Denn eine bessere Stellung des Advocatenstandes (ganz abgesehen von schon früher entwickelten Voraussetzungen derselben und deren für das Gemeinwesen nützlichen Folgen) reizt auch mehr Talente an, sich ihm zu widmen. Das Vorhandenseyn größerer Talente aber an bedeutungsvoller Stelle hat noch immer, nach allen Seiten hin, Licht und Kraft verbreitet. Indem der Bürger- und Bauernstand darauf wirkt, der Intelligenz und also auch dem Advocatenstande die Thüren ständischer und öffentlicher Wirksamkeit weiter zu öffnen, pflückt er die Früchte dieser Bemühungen vom nämlichen Baume. Der Baum heißt: Entwickelung freieren Staatslebens.

Lob der Nachtigallen.

Ein sehr geiziger alter Herr lustwandelte mit seinem Neffen. Es war im Mai und in dem Wäldchen, durch das sie gingen, sangen die Nachtigallen gar schön. — Ich versichere Dich, lieber Neffe, mir sind die Nachtigallen die liebste Musik in der Welt. — Das glaube ich, Herr Onkel, sie gehen nicht mit dem Notenblatte herum.

Warnung.

O tritt dieß Kreuz mit Deinen Füßen nicht,
Das hier vermodert an des Friedhof's Rand,
Der Stätte fern, wo es die Liebe einst
Mit Immergrün und Lilien umwand.

Die Blümlein sind entblättert und verblüht,
Das Kreuz zerfallen, das der Sturm zerschlug,
Die Namenszüge selber sind verwehrt
Und Keiner weiß, wer es im Leben trug.

O tritt dieß Kreuz mit Deinen Füßen nicht,
Und wahr' es heilig in der stillen Bucht.
Dieß kleine Kreuz, es trug's ein Menschenherz,
Wär's gebrochen unter seiner Wucht.

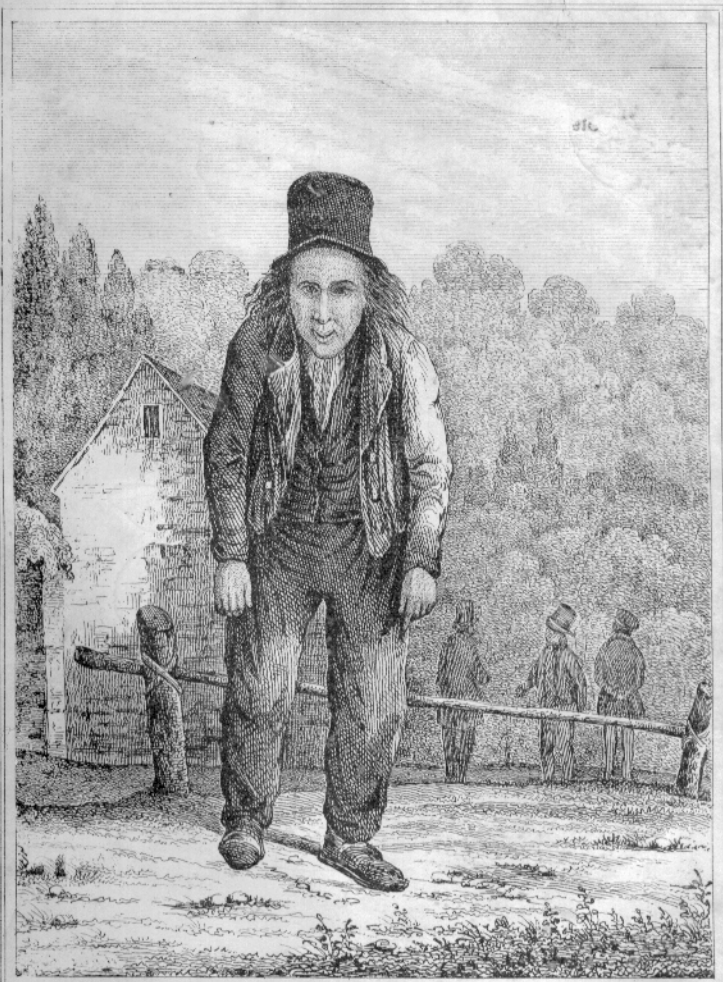
Fr. Otte.

Die Mäßigkeitsvereine und der Kampf gegen die Trunksucht in Deutschland.

— Wenn Freunde des Vaterlandes traurig die Dinge aufzählen, welche Schuld daran sind, daß nach einem Frieden von so langer Dauer unser Volk, namentlich die unteren Klassen des Volkes, noch nicht auf der Stufe der Erkenntniß, des Freiheitsgefühls und des Rechtsgefühles stehen, welche billig längst erreicht worden seyn sollten, warum oft da Armuth und die so häufigen Gefährten der Armuth: Rohheit und Verdummung gefunden werden, wo Wohlstand und behaglicher Lebensgenuß herrschen könnten und herrschen müßten, dann steht mit unter den ersten dieser bösen Dinge der Branntewein.

Norddeutschland, die Länder Preußen, Hannover, Kurhessen, Mecklenburg, Braunschweig, die Hansestädte, Oldenburg, Holstein, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, die deutschen, zur Zeit dem russischen Scepter unterworfenen Ostseeprovinzen und zum Theil auch Sachsen und die sächsischen Herzogthümer leiden besonders unter der verderblichen Tyrannei des Branntweins; hier hat er Familienglück, Gewissensruhe, Gesundheit von Tausenden zerstört, Tausenden den Bettelstab in die entnervten, zitternden Hände gedrückt.

Die gebrannten Wasser sind eine Erfindung der Araber. Diese, im Mittelalter die erfahrensten Aerzte, wußten zuerst das Alcohol, den Spiritus zu gewinnen, der der wesentlichste Bestandtheil der destillirten Getränke ist, und benutzten ihn zu medicinischen Zwecken, namentlich zur Erregung der gesunkenen Lebensgeister zur Erfrischung. Bald ward dieß neuerfundene Mittel Gegenstand eines bedeutenden, besonders



Taschenbuch für Winterabende 1844 Adlis Sachsen Institute Fleischer & Kapp J. Schnitz

von den Italienern betriebenen Handels, die ihm den Namen aqua vitae, Lebenswaſſer, gaben, woher auch die ältere, in Deutſchland gebräuchliche Bezeichnung Aquavit. Dann brannte man ihn in Frankreich aus Weinbeeren und den für die Weingewinnung nicht mehr zu benutzenden Ueberreſten der Keltern, daher der ſpäter allgemein gewordene Name Branntwein, den man ſpäter auch aus Früchten, aus Korn und zuletzt aus Kartoffeln zu gewinnen wußte. Nach und nach ward der Branntewein auch nicht mehr nur als Arznei, ſondern auch von Geſunden „zur Herzſtärkung“ genommen; durch den dreißigjährigen Krieg wurde ſein Verbrauch allgemeiner, im Süden von Deutſchland bekämpften der heimathliche Wein, das kräftige Bier den gefährlichen Eindringling mit Erfolg, im Norden aber, dem eine kärgere Natur die üppige Rebe, den ergiebigen Weinſtock verſagt hat, überwand er das Bier und ward, namentlich von den Kriegen im achtzehnten Jahrhundert an, das Lieblingsgetränk und das beſtändige Getränk aller Derer, denen der aus weiter Entfernung eingeführte Wein zu theuer war.

Es iſt keine Erfindung überſpannter Köpfe, daß die deſtillirten und Alcohol enthaltenden Getränke, wie alle Arten von Branntweine, vom Kartoffelſchnaps bis zu den feinſten Liqueuren und dem ſogenannten Franzbranntewein, dann Arrac, Rum und die daraus bereiteten Miſchungen Grog und Punſch giftige, dem menſchlichen Körper äußerſt ſchädliche Beſtandtheile enthalten, ſondern die doch gewiß unpartheiiſchen und pflichtmäßigen Zeugniſſe der bewährteſten Aerzte beſtätigen es. So erließ ihm Jahre 1796 die oberſte ärztliche Behörde in Sachſen, das Sanitätscollegium zu Dresden, eine für das Publikum von dem großen Nachtheile, welcher Belehrung aus dem Mißbrauche des Branntweins für die Geſundheit und die Seelenkräfte entſteht, worin es unter Anderen heißt:

Der Branntewein, er mag aus Weinbeeren, Weinhefen, Waitzen, Roggen, Obſt, oder jeder anderen mehlartigen Frucht durch Deſtillation erhalten worden ſeyn, er mag Liqueur, Aquavit, Arrac oder

Rum, Franz- oder Kornbranntewein heißen, hat nach seinen wesentlichen Bestandtheilen auf jeden menschlichen Körper, nur auf diesen mehr, auf den andern weniger, folgende Wirkungen:

1) Er reizt die Nerven, so daß sie anfänglich aufgemuntert und thätig gemacht werden, nach und nach aber ihre Empfindungen verlieren und unthätig bleiben.

2) Er zieht die festen Theile, Häute, Fleisch, ja sogar die Knochen zusammen und trocknet sie endlich aus und macht sie steif.

3) Er verdickt die Säfte, macht sie zähe und verhindert besonders die Gährung aller Säfte im Magen.

Hufeland, bekanntlich einer der berühmtesten deutschen Aerzte neuerer Zeit, rechnet die Alkohol und Spiritus enthaltenden Getränke geradezu zu den Giften, er sagt: „Bei den wilden Nationen ist der Zeitpunkt der Einführung des Branntweins auch das Datum ihrer kürzeren Lebensdauer und ihrer Schwäche gewesen, und dieses Getränk hat sie den Europäern mehr unterjocht, als Schießpulver und Kanonen.“ Diese Worte des deutschen Arztes finden in der Klage eines Indianerhäuptlings an einen englischen Minister ihre vollste Bestätigung: Wir waren einst sehr zahlreich, uns gehörte ganz Ober-Canada, wir ernährten uns von Jagd und Fischfang. Die weißen Männer, welche kamen, um mit uns zu handeln, lehrten unsere Väter, das Feuerwasser zu trinken, das hat unseren Stamm arm und krank gemacht und hat viele Männer getödtet, bis wir sehr klein geworden sind.

In einem Gutachten des geachteten Dr. Carus in Dresden heißt es:

Was das körperliche Leiden betrifft, so ist fast kein Theil, der nicht durch die Trunksucht litte. Zuerst empfindet die Verdauung und die Verarbeitung der Speisen gar bald diese böse Einwirkung — bald leiden auch die dem Magen zunächstliegenden Eingeweide, die Bauchspeicheldrüsen und Leber. — Aus schlechter Verarbeitung der aufgenommenen Nahrungsmittel entwickelt sich zuletzt Wassersucht, welche jährlich eine große Menge Trunkenbolde zum Tode führt. Ferner wirkt die immer erneuerte Erhitzung des Blutes nachtheilig auf die Lungen; Engbrüstigkeit, Husten, Schwindsuchten sind nicht minder häufig von der Natur zugerichtete Todesstrafen der Säufer. — Endlich im höchsten Grade zerstörend wirkt jene Ausschweifung auf das Gehirn und die Nerven des menschlichen Körpers. Nicht allein jenes Uebermaß im Branntweintrinken wird der Gesundheit gefährlich,

sondern auch das öftere Genießen kleinerer Mengen Liqueure, Rum u. drgl. bleibt nicht ohne wesentliche Nachtheile für die Gesundheit. Störungen des Blutumlaufs im Unterleib, krankhafte Stimmung der Unterleibsnerven sind die dem Arzte nur zu häufig vorkommenden Strafen jener Lüsternheit und Leckerhaftigkeit.“

Und ein Gutachten eines Osnabrücker Arztes, des Dr. Vezin, sagt unter Anderem:

Wie ergreifend ist es oft für den Arzt, wenn er zu Männern gerufen wird, die er, in der Blüthe ihrer Jahre, meist kaum 40 Jahr alt, noch vor wenigen Monaten anscheinend rüstig und kräftig sah und sie jetzt abgemagert, mit eingefallenen rothen Wangen, glänzenden Augen und höchst verdrießlichem Gesichte vor sich sieht. — Von ewigem Husten unterbrochen, beginnen sie ihre Leiden zu beschreiben, die sie alle von ihrem schlechten Magen herleiten. Schon seit Jahr und Tag hatten sie keinen Appetit mehr, waren Morgens beim Erwachen verdrießlich, übel, mußten oft Schleim oder saures Wasser auswürgen, fühlten sich erschlafft und waren unlustig zur Arbeit. — Essen mochten sie, nach Angabe ihrer Angehörigen, durchaus nichts, und aßen sie etwas, so bekam es ihnen übel. Nur der Branntewein schmeckte ihnen noch; mit zitternder Hand führten sie Morgens die ersten Paar Gläser zu Munde, doch mit jedem neuen Glase stärkte sich ihr Muth, und, obschon sie den ganzen Tag nichts aßen, sondern nur tranken, können sie, die am Morgen sich kaum vor Schwäche auf den Füßen stehend erhalten konnten, nicht selten den Tag damit beschließen, im trunkenen Muthe Frau und Kinder zu mißhandeln und durch ihr wüstes Betragen die Ruhe der Nachbaren zu stören und den Abscheu der Bessern derselben zu erregen. So geht es Tag auf Tag, bis endlich, meist ganz plötzlich, der Branntwein seine bisher geleisteten Dienste versagt. Die Kräfte sinken immer mehr, der schon lange allmälig entstandene Husten nimmt zu und nach sechs bis acht Wochen stirbt der Mann, kaum 40 und einige Jahre alt, nachdem oft noch Wassersucht hinzugetreten war, unter schwerem Leiden an der Auszehrung.

So sterben die meisten Trinker, so sterben unter einer zahlreichen Klasse von Menschen die meisten Männer zwischen 30 und 45 Jahren, Männer, die, wenn sie nur einigermaßen ordentlich gelebt hätten, ihrer ganzen Organisation nach, ein hohes Alter hätten erreichen müssen.

Und was lassen sie zurück? eine Wittwe mit Kindern, die, in der Trunkenheit erzeugt, den Keim zu allen Krankheiten des Leibes und der Seele mit in die Welt brachten, ein Keim, der bei Unreinlichkeit und elender Nahrung, schlechter Erziehung und bösem Beispiele sich

nur zu rasch entwickelt und das unglückliche Wesen so häufig dem frühen Grabe oder, leider nicht minder oft, dem Zuchthause zuführt.

Ein ander Mal sind die Folgen dieses Lasters der Verlust des Verstandes, oder der Säufer-Wahnsinn, ein Zustand, in dem der Unglückliche, von der Vernunft verlassen und von Schreckbildern seiner Phantasie gequält, ein so martervolles Daseyn hinbringt, daß wenige Tage dieses traurigen Zustandes hinreichen, ihn für ein lange geführtes leichtfertiges Leben büßen zu lassen. Das erste Mal ist dieser Zustand oft heilbar, aber leider sieht man, daß die Lehre, welche dem Trinker in den Tagen dieser Leiden ward, nur zu bald vergessen ist und er in seine alte Untugend zurückfällt. Unfehlbar tritt dann nach einiger Zeit ein neuer Anfall ein, der oft plötzlich tödtet, ein ander Mal in bleibenden Wahnsinn übergeht, oder auch, wie oben beschrieben, zur Auszehrung führt. Das sind die Folgen des Trunkes, die den, welcher sich ihm ergeben hat, unfehlbar früher oder später erreichen.

Ein östreichischer Arzt, Dr. Lippich in Laibach, versichert, in den Ländern, in welchen der Branntewein herrsche, falle ein Fünftheil aller Gestorbenen diesem Feinde zum Opfer. Dieser Berechnung nach wären im Jahre 1840 zum Beispiel, geradezu in Folge des Trunkes im Königreich Preußen, 430,098 Menschen gestorben.

Auch die Lebensdauer wird durch den Branntewein verkürzt. Im Großherzogthum Oldenburg hat man darüber merkwürdige Erfahrungen gemacht; im Jahre 1838 starben in diesem kleinen Lande 4896 Menschen, davon erreichten nur 847 Menschen das Alter von sechszig Jahren und ein höheres Alter. Und auch unter diesen sind viel mehr Frauen, die natürlich im Allgemeinen dem Branntweingenuß nicht so sehr ergeben sind, als Männer.

Und nicht minder gefährlich, als dem Leben und der Gesundheit, ist der Branntewein der Sittlichkeit, dem Rechtsgefühl und dem Wohlstande des Volkes. Der Norddeutsche ist im Allgemeinen gutmüthig, friedfertig und wenig zu Händeln geneigt; aber dennoch kommen in allen Branntewein-Ländern viele und sehr schwere Verbrechen vor. Der unselige Trunk ist's, der die Menschen verdirbt, sie erst faul und unlustig zur Arbeit macht, sie in Noth stürzt, und leider nur zu oft ist die Noth des Verbrechens Mutter geworden. Alle erfahrenen Beamten, alle Prediger, die mit den Verhältnissen ihrer Gemeinden genau vertraut sind, sind darüber einig, daß der Branntewein Schuld an der Hälfte aller Verbrechen ist, die begangen werden. Diebstähle, Mißhandlungen alter und wehrloser Menschen, Eigenthumsverletzungen oft der boshaftesten und raffinirtesten Art werden meist von Trunkenbolden verübt, und in den Geständnissen fast aller Mörder spielt der Branntewein seine Rolle, fast immer haben sie sich vor der blutigen That „Courage getrunken.“ Mit Recht nannte ein Mäßigkeitsprediger in England Mord den Bruder der Trunkenheit. — Der Branntewein ist verhältnißmäßig zu den kleinen Quantitäten, in den ihn freilich im Laufe eines Tages oft genug hinter einander seine Verehrer zu sich nehmen, ein sehr theueres Getränk; bei Tagelöhnern, Handarbeitern, kleinen Handwerkern auf dem Lande verschlingt er oft mehr als die Hälfte ihres Verdienstes. Wie groß die Summen sind, welche in Branntewein vertrunken werden, geht aus diesen Zahlen hervor; im Königreiche Preußen wurden im Jahre 1840 vierzig Millionen Thaler für Branntewein verausgabt, der in etwa 23,000 Brennereien fabricirt wurde. Im Königreiche Hannover wurde im Jahre 1839 für 5,166,000 Thaler Branntewein vertrunken, dort waren 1,600 Brennereien in Betrieb. In Oldenburg wurden 1837 708,576 Thaler, in dem kleinen Fürstenthum Lippe (etwa 100,000 Einwohner) 300,000 Thaler vertrunken.

Schon früher wurden von vielen Seiten die ungemeine Schädlichkeit der destillirten Getränke erkannt; Aerzte warnten, Regierungen erließen Verbote — aber vergebens, der Verbrauch des Branntweins nahm von Jahr zu Jahr zu, eine neue Brennerei nach der andern entstand, in den Städten hing ein neuer Branntweinladen nach dem andern sein lockend Schild aus. — Unsere Zeit hat ein herrliches Mittel zur Erreichung der schwierigsten Zwecke, die Vereine; die Stimme des Menschenfreundes, der vor dem heillosen Getränk warnte, war verhallt, die wohlwollenden Verordnungen der Regie-

rungen waren nicht beachtet, waren umgangen worden. Da eröffneten Vereine einen Kampf gegen die Trunksucht, und schon haben Tausende und Zehntausende dem verderblichsten Getränke entsagt.

Den großartigen Gedanken der Mäßigkeitsvereine dankt die Welt den Vereinigten Staaten von Nordamerika; wie die Grabschrift Franklins von diesem Begründer der Unabhängigkeit seines Landes, von dem Erfinder der Blitzableiter rühmt: dem Himmel entriß er den Blitz und den Zwingherrn den Scepter, so dürfen die Söhne Amerika's von heute sich rühmen, daß sie zuerst den Kampf gegen die Tyrannei eines tief wurzelnden Lasters begonnen und einem Gifte viel Tausende von Opfern entzogen haben. — In Amerika war die Trunksucht furchtbar, sie hatte sich über alle Stände verbreitet, Frauen fröhnten ihm wie Männer, Kinder in zartem Alter noch hatten sich schon dem Genuß der gebrannten Wasser ergeben. Da traten in Boston am 4. Februar 1813 Bürger zusammen und stifteten einen Verein zur Unterdrückung der Unmäßigkeit. Man sollte noch destillirte Getränke genießen, aber mäßig. Was aber war mäßig? Wenn der Trunkenbold, der früher im Laufe eines Jahres hundert Flaschen Branntewein hinuntergoß, jetzt deren nur fünfzig austrank, so nannte er sich mäßig — es wurde etwas weniger getrunken, aber im Großen und Ganzen blieb die Sache dieselbe, und noch immer zerrte die Trunksucht Tausende in Spitäler, Armenhäuser, Irrenhäuser, in Gefängnisse und auf Schaffotte. — Und dreizehn Jahre später, am 13. Februar 1826, traten wiederum vaterlandsliebende Männer in Boston zusammen, es hatte wenig genützt, daß man sich vorgenommen hatte, weniger zu trinken; eine Mäßigkeit, die das Schädliche in weniger großem Maße noch gestattet, ist keine Mäßigkeit. Die Tugend der Mäßigkeit besteht vielmehr, wie man es sehr richtig bezeichnet hat, darin, daß man das Gesundheitsschädliche ganz meidet, und von dem erlaubten Nützlichen nie einen gesundheitsschädlichen übermäßigen Genuß sich erlaubt. In diesem Sinne

verfuhr auch die zweite Bostoner Versammlung, sie stellte als ihren ersten Grundsatz die gänzliche Enthaltsamkeit von allen gebrannten Wassern auf, und alle ihre Mitglieder verpflichteten sich, nach besten Kräften für die Verbreitung dieses Grundsatzes thätig zu seyn. Die Presse ward für den Kampf gegen den Branntewein mit großem Nutzen verwendet, in hunderttausenden von Abdrücken gingen Schilderungen der Verderblichkeit jenes Getränkes in alle Provinzen, die Geistlichen warnten ihre Gemeinden, die Aerzte, die höheren Beamten entwickelten in gleichem Sinne den ausdauerndsten Eifer, die Brennereien geriethen nach und nach in Verfall, eine Mäßigkeitsgesellschaft nach der anderen bildete sich, aus Werkstätten und Fabriken, aus Heer und Flotte ward der Branntewein verbannt, schon 1835 waren 4000 Brennereien eingegangen, 8000 Wirthe und kleine Krämer hatten dem Branntweinhandel entsagt. Im Jahre 1835 bestanden in Nordamerika achttausend Mäßigkeitsvereine und es gab nur wenig Familien, die ihren Einfluß nicht auf das Wohlthätigste empfunden hätten. R. Baird, der Verfasser einer Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaften in Amerika, durfte mit gerechtem Stolze von seinen Landsleuten rühmen: Einer der größten moralischen Siege, den die Welt je gesehen hat, ist errungen worden; eine ganze Nation hat sich selbstständig und frei gegen ein Laster erhoben, das gleich einer Riesenschlange durch seine vielfachen Windungen sie zu erdrücken drohte.

Aehnliches fast wie in Amerika, begibt sich in Irland, in diesem Lande, von der Natur vielfach gesegnet, aber durch eine entsetzliche Menge Grausamkeiten und Bedrückungen englischer Staatsmänner verwahrlost, hat ein schlichter Mönch, Pater Matthew, mit siegreichem Arm das Banner der Mäßigkeit erhoben; glühende Begeisterung, ein eherner Wille, eine ächte Frömmigkeit erwarben diesem Manne die schwärmerische Verehrung der Volksmasse. Er kommt in eine Stadt, die Arbeiter, die Bauern, viele Meilen weit herzugeströmt, alle große Verehrer des Whisky, der sie nur zu oft lehren mußte,

die Noth ihrer Kinder, die Bedrückung, unter der sie seufzen, zu vergessen, sammeln sich um ihn, und nun redet er zu ihnen, wie wohl selten geredet wird, er schildert ihnen das geistige Elend des Trunkenboldes, das Glück der Mäßigkeit, er erinnert sie an das Vaterland, das Rechte an sie habe, und zu Tausenden legen sie in seine Hand den Eid der Mäßigkeit ab. Und nirgends soll die Zahl rückfälliger Trinker, die ihr Versprechen der Mäßigkeit gebrochen haben, geringer seyn, als in Irland.

In Deutschland ist ein edler Fürst, Prinz Johann, Bruder des Königs von Sachsen, Gründer des ersten Mäßigkeitsvereines geworden, — er hatte sich auf einer Reise nach England mit den amerikanischen Mäßigkeitsgrundsätzen bekannt gemacht und stiftete nach seiner Rückkehr in Dresden einen ähnlichen Verein. — Indessen hatte die älteste Mäßigkeitsgesellschaft in Amerika, die zu Boston, beschlossen, ihre Grundsätze auch über die Gränzen ihres Vaterlandes hinaus zum Gemeingute für die Menschheit werden zu lassen. Sie sendete einen Abgeordneten nach Europa, dort gegen die Trunksucht aufzutreten. Ihre Wahl hätte auf keinen besseren, vom Himmel mehr mit edler Ausdauer gesegneten Mann fallen können, als auf Robert Baird; durch seine Geschichte der Mäßigkeitsvereine, durch seine persönliche Thätigkeit, durch Ermunterung und Ueberredung hat er Großes gewirkt. Friedrich Wilhelm III. ließ eine Uebersetzung von Bairds Buche veranstalten. Im Jahre 1837 bildete sich in Berlin, wo die Trunksucht wirklich furchtbar war, der erste Mäßigkeitsverein; in allen Theilen der Monarchie, wo Branntweingenuß vorherrschend ist, traten gleiche Gesellschaften in's Leben. In Westpreußen und in Ostpreußen, war namentlich der würdige Oberpräsident von Schön, das wahre Muster eines freisinnigen deutschen Biedermannes, für die Mäßigkeitssache thätig. Wohl verdient hier das große Opfer erwähnt zu werden, das einige Adlige, die ihren Stand durch ihre Thaten in Wahrheit zu ehren wissen, der Verbreitung der Mäßigkeit brachten. Zuerst ließ der Major außer Dienst, Graf von

Egloffstein auf Arcklitten auf seinem Gute seine Brennerei eingehen, weil er nicht die Hand zur Verbreitung eines volksverderblichen Getränkes bieten wollte. Seinem Beispiele sind die Grafen Finkenstein, von der Gröben, Dönhoff und andere Gutsbesitzer gefolgt.

Die wesentlichsten Grundsätze der Mäßigkeitsvereine sind, der Beitretende verpflichtet sich durch Wort und Handschlag: Branntwein und sonstige destillirte geistige Getränke, so wie alle diejenigen Getränke, zu welchen dieselben als Bestandtheile gebraucht werden, als Punsch, Grog und dergleichen, nicht zu trinken, den Genuß derselben seinen Angehörigen, Handwerksgesellen und Dienstboten nicht zu gestatten, seinen Gästen dieselben nicht vorzusetzen und den Genuß gegohrener geistiger Getränke, den Genuß des Bieres und Weines sich nur mäßig zu gestatten.*

Im Königreich Hannover machte die Mäßigkeitssache etwas schnellere Fortschritte als in Preußen, in Hannover lebt der Mann, der nächst dem Pater Matthew in Irland wohl der erste und thätigste Feind des Branntweins in Europa ist. Dieser Mann ist ein einfacher Landgeistlicher, der Prediger J. F. Böttcher in dem Dorfe Imsen nahe bei dem kleinen Städtchen Alfeld. Er ward durch einen Freiherrrn von Steinberg aufmerksam auf die amerikanischen Mäßigkeitsbestrebungen gemacht, und laß Bairds Geschichte der Mäßigkeitsvereine. Dieses Buch machte den tiefsten Eindruck auf ihn, er kannte aus langer Erfahrung alles Unheil, welches der Branntwein anrichtet, bis jetzt hatte er gezweifelt, ob dieser schlimme Krebs, der an dem Leben unsers Volkes nagt, zu bekämpfen sei — nachdem er Baird's Buch gelesen, zweifelte er nicht mehr und klar war es ihm, welche Waffen gebraucht werden müßten, die edlen Waffen der Belehrung und der Ueberzeugung. Er schrieb ein Mäßigkeits-

* Auch in Beziehung auf den Genuß gegohrener Getränke haben die Mäßigkeitsgesellschaften schon günstig gewirkt, auch unter denen, welche übermäßigem Weingenusse fröhnen, Grundsätze der Mäßigkeit verbreitet.

handbuch und eine Volksschrift: „das Hauskreuz, oder: was vom Branntweintrinken zu halten sei. Kurz und erbaulich zusammengefaßt in ein Gespräch, so auf einem Dorfe in unserem Lande vorigen Winter wirklich gehalten ist. Zu Lehre und Warnung für Jung und Alt, für Reich und Arm, und zu Nutz und Frommen für Jedermann an's Licht gestellt.“ — Selten hat noch ein Buch einen gleichen Erfolg gehabt, einen so großen Segen gestiftet, wie dieses, in dem die ganze Verderblichkeit des Branntweins in klarer, auch dem einfachsten Ackersmanne verständlicher Sprache geschildert ist. Binnen Jahresfrist waren in 14 Auflagen 35,000 Exemplare zu den billigsten Preisen verbreitet; es ist kein Dorf in Norddeutschland, in dem es nicht gelesen wird, es ist in's Holländische übertragen, von einem hessischen Pfarrer, den süddeutschen Verhältnissen anpassend, bearbeitet worden. Außerdem schrieb Böttcher noch eine volksfaßliche Geschichte des Branntweins. Diese Schriften haben im ganzen Norden von Deutschland der Mäßigkeitssache den rechten Schwung gegeben, durch sie zum ernsten Nachdenken angeregt, entsagten Tausende der Schnapsflasche, wurden Viele zum Beitritt zu den Mäßigkeitsvereinen bewogen, die sich nun rascher bildeten. Mehr als alles Lob, was diesen Schriften Böttchers gespendet werden könnte, spricht für seine Wirksamkeit dieses der Osnabrücker Zeitung entlehnte Selbstbekenntniß eines Handwerkers:

— — „Heute bin ich 15 Jahre verheirathet, doch eigentlich erst ein Jahr. Die früheren Jahre gehörten dem Wehestande an. Leider war ich auch jener Leidenschaft ergeben, die überall, wo sie herrscht, Elend und Wehe bringt. Meine Frau versuchte alles Mögliche, mich davon abzubringen. Oft umfaßte sie mich und bat mich küssend: „Hermann, trink doch heute keinen mehr, du hast schon so und so viel getrunken, du mußt ja lebendig verbrennen,“ — allein häufig stieß ich sie von mir, befehlend, sofort noch Schnaps herbeizuschaffen, und so mußte sie nicht selten selbst den Teufelstrank herbeiholen und froh seyn, wenn sie mich erst völlig besinnungslos fortschaffen konnte. Was für ein Leben dieß für sie war, brauche ich nicht erst zu schildern. — — Unter 100 Frauen, die in einer solchen Lage sind, mag es vielleicht Einer gelingen. So groß auch ihr Einfluß auf den Mann in

andern Dingen seyn mag, so wenig richtet sie an einem Säufer aus: der Branntwein macht ihn taub gegen alles Bitten und Flehen und erstickt bei ihm die edelsten Gefühle. Hat er auch beim Fortgehen noch so heilig versprochen (was er sehr leicht thut) nüchtern heimzukehren, so ist doch in der Schenke bald Alles vergessen, und so richtet die größte Liebe gegen diese Leidenschaft nichts aus. Will die Frau es mit Härte versuchen, dann muß sie überdieß noch der größten Mißhandlung gewärtig seyn, und der Mann geht nun von Neuem ihr zum Trotz los. Wehe der dreimal unglücklichen Frau, die einen Säufer zum Manne hat.

Gott segnete unsere Ehe mit mehren Kindern, allein die sechs ersten ruhen lange im Grabe. Sie starben sämmtlich vor dem achten Jahre ihres Lebens! Warum mußten sie so früh in's Grab? Sie hatten im Ganzen gesunde Eltern; allein Kinder, die einen Trinker zum Vater haben, bringen meist nur unreine Säfte und eine schwächliche Natur mit auf die Welt; und die Brust einer Mutter, die täglich von Gram und Kummer gesättigt wird, kann dem Kinde nur eine giftige Nahrung geben: kein Wunder also, wenn solche Wesen so frühzeitig dahin welken. Das ist aber auch die schwerste Verantwortung, die der Säufer auf sich ladet, und das ist es auch, was mich beim Rückblicke auf meine frühere Lebensweise am meisten drückt. Nicht ohne Schauder kann ich die Gräber meiner Kinder besuchen, — denn wer ist ihr Mörder? — —

War eins meiner Kinder drei bis vier Jahr alt, so benutzte ich's schon, sowohl mit als ohne Wissen meiner Frau, zum Schnapsholen. Oft genug umklammerte eins dieser unschuldigen Kinder meine Knie und bat mich mit nassen Augen ganz inständig (die Mutter hatte es dem Kinde so eingegeben), doch keinen Schnaps holen zu lassen, ich würde ja krank davon, ich müßte sterben und wer dann Mutter und ihnen das Brod verdienen sollte; — und doch ließ ich mich nicht erweichen, gab dem Kinde Korb und Buddel und trieb es mit der Ruthe weinend zum Hause hinaus; — der Wirth aber wußte Bescheid und kam gern meinen Wünschen entgegen.

Ich hatte von Böttchers Mäßigkeitsschriften schon öfters in der Schenke scherzhaft sprechen gehört. Auch meine Frau sagte davon und meinte, wenn ich ein solches Buch läse, so würde ich zur Besinnung kommen. Auch war mir zu der Zeit eine mit Branntewein angefüllte Flasche auf einem mit Oelfarbe braun angestrichenen Schranke umgefallen. Der Schnaps hatte die braune Farbe, mit Bläschen untermischt, in weiße verwandelt. „Sieh, sagte meine Frau, so brennt er dir auch in den Eingeweiden, ich will dir eine Mäßigkeitsschrift von Jemanden borgen, thue mir den Gefallen und lies sie durch!“ Ich willigte ein. Am Abend war Böttchers Handbuch im Hause. „Nun, sagte ich, hole mir auch einen Orth, damit ich Böttchern zum Trotze beim Lesen auch Einen nehmen kann.“ Sie holte mir den

— letzten Orth! Erst nahm ich mir einen Zug aus der Flasche und fing nun an zu lesen, während meine Frau die uns noch übrig gebliebenen Kinder zu Bette brachte. Auch sie ging früh zu Bette. Ich las (das Trinken vergaß ich dabei) und las bis tief in die Nacht hinein, und mir wurde so unheimlich dabei, daß ich, als ich am Ende aufsah, und die neben mir stehende, noch fast gefüllte Flasche wieder bemerkte, diese unwillkührlich auf den Boden schleuderte: „Zum Teufel mit dir, von jetzt an hat es ein Ende!“ — Ich hielt Wort Am andern Morgen fand meine Frau die zerbrochene Flasche mit dem Fuselgeruch und das Buch, etwa bis zur Mitte offen liegen, welches ihr ein gutes Zeichen gewesen seyn muß. Als ich aufstand, weinte sie, und doch war sie so traulich gegen mich, ich sah es ihr an, sie weinte vor Freuden. „Lieber Hermann, sagte sie, du hast die Flasche mit Willen entzwei geworfen, du willst keinen mehr trinken, Gott gebe es.“ Ich warf mich ihr stillschweigend in die Arme und weinte mit ihr, — ich war meiner Frau und meinen Kindern, der Welt und meinem Gotte wieder gewonnen! —

Ein Werk, aus dem sich Jeder, der an dieser großen Angelegenheit mehr als flüchtigen Antheil nimmt, gründlich belehren kann, ist Böttchers Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaften in den norddeutschen Bundesstaaten, oder Generalbericht über den Zustand der Mäßigkeitsreform bis zum Jahr 1840 *) (Hannover, 1841, Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung **), eine Arbeit, die auf jeder Seite die gewissenhafteste Forschung und das edelste und tiefste Gefühl für das Wohl und Wehe des Volkes verräth. Böttcher ist ein Mann, der, um unseres edeln Dichters Uhland Wort zu gebrauchen, wahrhaft ein Herz für's Volk hat.

Sehr große Ausdehnung haben die Mäßigkeitsvereine in Osnabrück und im Osnabrück'schen gewonnen; hier hat mit großen persönlichen Aufopferungen der Amts-Assessor Wyneken

*) Dieses Werk ist meinem Aufsatze zu Grunde gelegt, die Gutachten der Aerzte, die statistischen Angaben u. s. w., welche ich hier anführte, sind demselben als der besten und zuverlässigsten Quelle entlehnt worden.

**) Die Hahn'sche Buchhandlung hat sich dadurch, daß sie für Böttchers Mäßigkeitsschriften den niedrigsten nur irgend möglichen Preis stellte und auf jeden Gewinn, auf jeden Ersatz für ihre vielen Mühen dabei verzichtete, ein wahrhaftes und wohl anzuerkennendes Verdienst um die Förderung der Sache erworben.

für sie gewirkt und sie in's Leben geführt, und wie es in einer Stadt, wo Stüve, der tapfre Vertheidiger der gekränkten Volksrechte, Vorbild jeder Bürgertugend ist, nicht anders seyn kann, hat die Bürgerschaft Osnabrücks mit seltener Einmüthigkeit dem verderblichen Getränke entsagt. Es ist kaum ein Bürger der Stadt, der nicht für sich und die Seinen Enthaltsamkeit von Branntewein gelobt hat. In der ganzen Provinz aber haben sich katholische und protestantische Geistliche, Behörden und Officiere zur Wirksamkeit gegen den Branntewein verbrüdert und der günstigste Erfolg ist ihren Bemühungen zu Theil geworden. — Im Ganzen bestanden im Königreiche Hannover, zu Ende des Jahres 1840, 132 Mäßigkeitsvereine, und der Branntweingenuß war merklich im Abnehmen.

Im Großherzogthume Oldenburg, einem Ländchen, in dem noch viel vom biedern, freisinnigen Geiste der alten Friesen lebt und das unter der Regierung eines guten und wohlwollenden Fürsten kräftig aufblüht, haben die Mäßigkeitsgrundsätze schon tiefe Wurzeln geschlagen. Oldenburg (mit Ausschluß des am Rheine gelegenen Fürstenthumes Birkenfeld), etwa 240,000 Einwohner zählend, hatte im Jahre 1840 dreißig Mäßigkeitsvereine; es ist besonders hervorzuheben, daß im Oldenburgischen Militair viele und eifrige Anhänger der Enthaltsamkeit vom Branntewein sind, was zu bewirken besonders den Ermahnungen und Bemühungen des Obersten Mosle gelungen ist.

In Mecklenburg und Holstein-Lauenburg haben sich gleichfalls Mäßigkeitsvereine gebildet; eben jetzt *) berichten die Zeitungen etwas, was beweißt, daß dort schon die Enthaltsamkeit vom Branntewein viel Freunde hat. Im Herbste soll eine gemeinschaftliche Kriegsübung der Truppen des zehnten deutschen Armeecorps stattfinden, Oldenburg hat nun für seine Truppen auf den Empfang der üblichen Branntweinration verzichtet und dafür für seine Soldaten ein größeres

*) Im Juli 1843.

Quantum Fleisch täglich verlangt, und dieses Beispiel, welches Oldenburg, dessen Soldaten großen Theils Mitglieder von Mäßigkeitsvereinen sind, leicht geben konnten, haben Mecklenburg, Holstein und die Hansestädte nachgeahmt.

In den Hansestädten, namentlich in Hamburg, wo auf 160,000 — 170,000 Einwohner 4000 Säufer der schlimmsten Art kommen, thun Mäßigkeitsvereine sehr Noth; der Hamburger Verein ist sehr thätig, unter den eifrigsten seiner Mitglieder zählt er die freisinnigen Schriftsteller Nießer und Wurm.

In Bückeburg, der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Lippe-Schaumburg hat des greisen Zschokke segensreiche Schrift die Branntweinpest den ersten Anlaß zur Bildung eines Mäßigkeitsvereins gegeben, der die ganze Stadt umfaßt. —

Im Herzogthume Braunschweig haben die Mäßigkeitsvereine noch keinen rechten Eingang finden wollen, ebenso im Kurfürstenthum Hessen, wo jährlich 200,000 Thaler in Branntewein vertrunken werden, und wo der Saufteufel über 15,000 Knechte, die ihm blindlings ergeben sind, gebieten kann.

Im Süden von Deutschland ist der Genuß des Branntweins, wie schon angeführt wurde, bei Weitem nicht so stark, als in Norddeutschland, aber auch hier schleicht er sich nach und nach ein; so wurde noch in der letzten badischen Ständeversammlung (1842) von vielen Mitgliedern Klage über das Zunehmen des Branntweintrinkens, namentlich in den an die Schweiz grenzenden Bezirken des Landes, geführt, so wird in einigen Theilen des Großherzogthums Hessen dem Genusse des Branntweins sehr gefröhnt; ähnliche traurige Erfahrungen hat man in Oesterreich und in Baiern gemacht. Auch in Württemberg hat der Branntewein festen Fuß gefaßt, dort hat sich indessen schon eine Mäßigkeitsgesellschaft gebildet. — Es ist sehr zu wünschen, daß sich in Süddeutschland Mäßigkeitsgesellschaften ausbreiten, ehe das Branntweintrinken so alle Gegenden ergreift, wie in Norddeutschland; im Süden hat man jetzt noch einen verhältnißmäßig

sehr leichten Kampf, und es ist besser den Feind angreifen, wenn er noch droht, als ihn erst Raum gewinnen und sich festsetzen lassen. In der Schweiz wird namentlich aus dem Kanton Bern Klage über das furchtbare Zunehmen des Branntweingenusses geführt, dort bestehen einige Mäßigkeitsgesellschaften, um ihm entgegenzuwirken.

In den deutschen Ostseeprovinzen, welche zum russischen Reiche gehören, haben die Mäßigkeitsgesellschaften, die dort so nöthig sind, als nur irgend wo, und um deren Stiftung und Förderung viele Geistliche mit Eifer bemüht waren, Hindernisse ganz eigener Art gefunden. Dort ist alles Grundeigenthum in den Händen des Adels, der mithin bei dem Ertrage der Brennereien wesentlich betheiligt ist, und fürchten mußte, denselben bedeutend geschmälert zu sehen, wenn die Mäßigkeitsgrundsätze unter der bäuerlichen Bevölkerung Anklang fänden — daher Anfeindungen, selbst Verbote der Mäßigkeitsgesellschaften, bis Robert Baird, von dieser Lage der Sache unterrichtet, sich mit einer ausführlichen Bittschrift an den Kaiser wandte, der alsbald verfügte, daß der Bildung von Mäßigkeitsgesellschaften in keiner Weise Hindernisse entgegengesetzt werden sollten, vielmehr erklärte sich der Monarch der Mäßigkeitssache durchaus geneigt, und versprach, sie kräftig zu fördern.

Alles, was entsteht, zumal alles Gute, was entsteht, findet hartnäckige Widersacher, das müssen auch die Freunde der Mäßigkeit erfahren, und es ist schön, daß sie es erfahren müssen, denn Kampf stählt und kräftigt. Die Gegner der Enthaltsamkeit von gebrannten Wassern sind solche, die aus Gewinnsucht, Nahrungssorgen, die Mäßigkeitsfreunde hassen, und Trinker, die aus der ewigen Betäubung, in der sie der Branntwein erhielt, nicht unsanft geweckt werden wollen; eine zweite und ehrenwerthere Klasse der Gegner der Mäßigkeit sind die, welche den Branntwein aufrichtig für die schwer arbeitenden Klassen unserer Bevölkerungen für unentbehrlich halten, und mißmuthig sind, daß man dem an Genüssen ohnehin Armen auch noch dieses Labsal entziehen wolle.

Traurig kann allerdings mitunter die Lage der Brenner und Wirthe werden, wo die Mäßigkeitsgrundsätze recht tief in die Volksmassen eindringen, aber höheren Rücksichten (wohlverstanden da, wo diesen höheren Rücksichten kein Recht geopfert zu werden braucht) muß billig die Rücksicht auf Einzelne weichen, und die Vermögenden unter den Brennern und Wirthen sollten aufhören, sich der Mäßigkeitssache zu widersetzen, die, indem sie das gesammte Volk arbeitsamer, sittlicher und auch wohlhabender macht, mit der Zeit auch auf sie selbst und die Ihrigen ihre wohlthätigen Folgen äußern wird.*)

Bis jetzt haben diese Feinde der Mäßigkeit, die unverbesserlichen Trinker und die, welche ihnen ihre Götzen bereiten und verkaufen, im Vereine mit jener Masse von Spöttern, die alles Neue bespötteln, weil es neu; Alles, dessen Durchführung einige Kraft fordert, weil ihnen jede andere Kraft als die Kraft der leichtfertigen Zunge gebricht, es nicht an Anstrengungen wie an Spott fehlen lassen. Gerüchte, Verläumdungen, Hineinmischen religiöser oder vielmehr unreligiöser Vorurtheile und Unarten, Spottreden, dann Gewalt und Aufruhr haben sie nicht verschmäht. Von Böttchers Hauskreuz wurde in Westpreußen verbreitet, der Verfasser sei ein stift'scher Pfaffe, aus dem Hildesheim'schen, und wer sein Buch lese, wäre schon halb katholisch; in Westphalen dagegen erzählten die Wirthe, er sei ein protestantischer Ketzer, und wer das Hauskreuz lese, habe schon den ersten

*) Der Gutsbesitzer Wit von Dörring auf Pschow bei Ratibor in Schlesien hat den wohl zu beherzigenden Vorschlag gemacht, durch gemeinsame Beisteuern und Subscriptionen die Summe von 10,000 Thalern aufzubringen und dieselbe als Preis für die Lösung dieser Aufgabe zu bestimmen: „Auf einfache Weise aus Kartoffeln ein schmackhaftes Bier zu bereiten und demnächst dem Spiritus eine bis jetzt noch unbekannte und lohnende Verwendung, z. B. zur Heizung und Beleuchtung im Großen anzuweisen.“ Durch diese beiden Erfindungen würde der Kartoffelbau in seiner bisherigen Ausdehnung beibehalten werden und viele Brennereien auch ferner bestehen können, ohne daß Massen eines giftigen Getränkes in's Volk geschleudert werden.

Schritt zum lutherischen Glauben gethan. Dann hat man verbreitet, die Mäßigkeitssache sei von den Pietisten ausgegangen, und solle frömmlerische Zwecke befördern; auch dieß ist falsch, die Mäßigkeitsgesellschaften zählten unter ihren Mitgliedern Männer der verschiedenartigsten religiösen Ansichten, der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, Katholiken, Anhänger der griechischen Kirche, Protestanten, Juden. Die Mäßigkeit ist sicher etwas Gottgefälliges, denn sie will Quellen zum körperlichen und geistigen Verderb von vielen Tausenden von Menschen verstopfen, aber mit den Glaubensunterschieden worüber ewiger (vielleicht nicht Gott gefälliger) Streit auf Erden ist, hat sie nicht das Mindeste zu thun. Man hat gesagt, die Mitglieder der Mäßigkeitsvereine tränken heimlich, aber heimlich desto mehr . . . endlich hat man an die Gewalt der Fäuste appellirt. Als in Hamburg die Mäßigkeitsgesellschaft zu ihrer ersten öffentlichen Versammlung einlud, rotteten sich, von Branntweinwirthen und den Wirthen schlechter Häuser aufgehetzt, Haufen von Unruhestiftern zusammen, den Stiftern der Mäßigkeitsgesellschaft Tod drohend und ihren Versammlungsort verwüstend; nur der herbeigeeilten Bürgergarde gelang es, die Elenden auseinander zu treiben. — Später, bei dem großen Hamburger Brande aber, hat man es noch deutlicher erfahren, wie staatsgefährlich die Trunksucht sei; erwiesenermaßen war ein Theil der Spritzenleute betrunken, wodurch die Vorkehrungen gegen die weitere Verbreitung der Feuersbrunst nicht nachdrücklich genug getroffen werden konnten. Betrunkene Haufen durchtobten die Straßen, Wehrlose mißhandelnd, raubend, plündernd und aller Zucht, aller bürgerlichen Ordnung Hohn sprechend. —

Andere Gegner der Mäßigkeitsgesellschaften gründen ihren Widerspruch auf die, durch viele ärztliche Aussprüche widerlegte, Unschädlichkeit des Branntweins, dann auf die Gefahr, den Menschen, welche durch langjährigen Genuß an dieses Getränk gewöhnt seien, dasselbe zu entziehen, und auf den Mangel eines guten Getränkes, das an die Stelle des Branntweins zu setzen wäre, und endlich, wie schon bemerkt wurde,

auf seine Unentbehrlichkeit, da es nicht möglich sei, daß der Bauer, der schwerarbeitende Handwerker, der Schiffer, der Soldat auf Märschen, bei anstrengenden Uebungen, auf der Wache in kalten Winternächten eines erwärmenden und aufregenden Trankes entbehren könne.

Indessen ist die Enthaltsamkeit vom Branntwein, vorausgesetzt, daß ein ernster Wille dazu vorhanden ist, auch einem starken Trinker möglich. In dem angeführten Selbstbekenntnisse, des Osnabrückers liegt ein solches Beispiel vor, und alle Städte, wo Mäßigkeitsgesellschaften bestehen, können ähnliche Beispiele in Menge anführen. Auch ungesund ist die plötzliche Enthaltsamkeit nicht. Der verewigte Dr. Stieglitz in Hannover, ein ausgezeichneter und scharfblickender Arzt, dessen Aussprüche sich auf Erfahrungen und Beobachtungen von mehr als einem halben Jahrhundert gründen, sagt darüber: — „Es kann aus medizinischen Gründen keinem Arbeitsmanne, der viele Jahre hindurch selbst an unmäßigen Branntweingenuß sich gewöhnte, widerrathen werden, plötzlich sich diesem zu entziehen, wenn ihm nur gute und hinreichende Nahrungsmittel zu Gebote stehen. Von diesen, den Nahrungsmitteln, hängt zu allen Zeiten vorzüglich sein Gedeihen ab. — Sehr beachtenswerth sind die Erfahrungen, welche eine Berliner Mäßigkeitsgesellschaft (der sogenannte Verein auf dem Rollkruge) über die Heilung von Säufern gemacht hat:

Das billigste und sicherste Medicament, welches wir bewährt gefunden haben, ist der häufige Genuß des frischen Wassers. Dieß scheint ein Widerspruch zu seyn, weil man glauben sollte, daß ein, an den Genuß von Branntwein Gewöhnter, durch die Entziehung seines langjährigen, beinahe einzigen Genußmittels ohnedem schon angegriffen, durch das Wasser nun gänzlich geschwächt werden müsse. Dieser Widerspruch wird jedoch aufgehoben:

1) Wenn wir bedenken, daß überall nicht der Schnaps, sondern allein die Nahrungsmittel den Menschen stärken und erhalten.
2) Daß ein Säufer noch eine lange Zeit Säufer bleiben muß, nur muß er zu einem unschädlichen Getränk übergehen, wenn er nicht Gefahr laufen will, seinen Körper in Unordnung zu bringen und zu zerstören.

3) Daß ein allmäliges Abstehen vom Branntwein rein unmöglich ist, weil dadurch der Drang zum Genusse nicht geschwächt, sondern stets neu angeregt und verstärkt wird.
4) Daß das Spirituöse im Wein und Bier die Begierde nach Branntwein leicht wieder hervorrufen kann.
5) Daß das Wasser den geschwächten Magen stärkt, erwärmt und demselben die lang entbehrten festen Speisen verdauen hilft, was bei Wein und Bier nicht in dem Grade der Fall ist.

Von diesem Gebrauche des Wassers darf man sich durch die, sich bald einstellende Abnahme des glühenden Ansehens und der aufgeschwemmten Backen des Säufers, nicht abschrecken lassen. Man wird bald gewahr werden, daß mit dem Schwinden der durch den Branntwein hervorgebrachten und gesundheitswidrigen Ueberfülle des Körpers die Nerven kräftiger werden, sich allmälig wieder spannen, das Zittern verlieren und daß die Säufer wieder Arbeiten ausführen und Beschwerden ertragen können, denen der früher zu wohl genährte Körper nicht gewachsen war. Ein handgreiflicher Beweis, daß sie nicht schwächer geworden und daß das aufgeschwemmte Branntweinfleisch kein gesundes und erst mit den Branntweinsäften weggeschafft werden muß, um einem kernhaftern Fleische Platz zu machen. Indeß versteht sich von selbst, daß mit dieser Kur eine geregelte Lebensweise verbunden und der Patient täglich einmal warme und kräftige Speisen (für das ersparte Branntweingeld) zu sich nehmen muß. Ein auf solche Weise wieder hergestellter Mensch fühlt sich um mehre Jahre verjüngt, froh und glücklich, was Viele aus unserer Mitte bezeugen können. — Der Geschmack am Wasser findet sich von selbst. Wer nie Wasser getrunken, muß löffelweise anfangen.

Etwas Richtiges ist an der Einwendung der Gegner, daß man den unteren Volksklassen kein genügendes Getränk als Ersatz für den Branntewein, dessen sie entbehren sollen, bieten kann. Leider ist das Bier an vielen Orten in Norddeutschland ein gar zu elendes, kraftloses Gebräu, der Bierzwang, eine veraltete und abgeschmackte Einrichtung, welche den Fleiß und die Unternehmungslust kenntnißreicher Brauer nur hindert, dann Steuern, die auf dem Biere haften, aber eben auch der ungeheuere Verbrauch an Branntewein, der dem Absatze des Bieres hinderlich war, sind wohl Schuld daran. — Indessen wird das Bier unstreitig besser und kräftiger werden, wenn in den Volksmassen wieder das Bedürfniß

nach diesem Tranke rege wird, wenn die Gesetzgebung sich endlich zur Aufhebung des Bierzwanges ꝛc. ꝛc. entschließt und Hopfen und Malz nicht mehr besteuert. Im Ganzen kann es aber doch auch nicht als Grund für den Genuß unbedingt schädlicher Getränke gelten, daß man eben kein gutes Getränk an ihre Stelle zu setzen weiß. Wird ein vernünftiger Mensch wohl Schierling an seine Suppe thun, wenn er keine Küchenkräuter haben kann, sie zu würzen? — Auf kräftige Nahrungsmittel dringen die Aerzte, um die flüchtig aufflackernde Kraft, welche der Branntewein gibt, dauernd zu ersetzen. Aber für Mittel und Wege, dem Aermeren gute Nahrung zu verschaffen, wird noch gar zu wenig gesorgt, für die höheren und mittleren Stände bestehen aller Orten Speisehäuser, Garküchen; daß Anstalten dieser Art für den Tagelöhner, Eisenbahnarbeiter, den Bauhandwerkern ꝛc. ein sehr fühlbares Bedürfniß sind, wer denkt daran? Garküchen, wo die einfachsten warmen Speisen, aber reinlich und gut gekocht, Mittags und Abends zu haben wären, würden auf den Gesundheitszustand der untersten Volksklassen vom besten Einflusse seyn, und viele Thaler, die jetzt für Branntewein hingehen, würden an Fleisch und warme Suppen gewandt werden. Hier könnten die Staatskassen, mit mäßigen Zuschüssen, viel Kosten am Aufwande für die Spitäler sparen — vielleicht auch Kosten für die Gefängnisse.

Den Grund, daß bei schwerer Arbeit der Branntewein als erwärmend und anregend nicht zu entbehren sei, hat die Erfahrung glänzend widerlegt; in Amerika laufen Schiffe auf den bekanntlich sehr gefährlichen und mit hundertfachen Beschwerden verbundenen Wallfischfang aus, ohne anderen Branntewein, als den zu ärztlichen Zwecken nöthigen, an Bord; im Osnabrückischen verrichten die Bauern ihre schwersten Arbeiten ohne Branntewein; gerade Zimmermeister und Maurermeister, die doch aus Erfahrung die Beschwerden angestrengter Arbeit kennen, sind aller Orten eifrige Mitglieder der Mäßigkeitsgesellschaften; aus Steinbrüchen ist schon der Branntewein verbannt. Dem englischen Heere in Ostindien

war auf seinem Zuge nach Afghanistan sein Branntweinvorrath ausgegangen; ohne Branntewein eroberten die Truppen Ghisni und Cabul, und nicht die geringste Ausschweifung befleckte ihre Siege. Die Unterofficiere und Soldaten des in Osnabrück garnisonirenden Infanterieregimentes gehören fast alle dem Mäßigkeitsvereine an, früher wurden bei den Herbstübungen und auf weiteren Märschen oft Soldaten ohnmächtig und erkrankten, seit die Branntweinflasche im Regimente abgeschafft ist, kommen diese Fälle viel seltener vor.

Gegründeter, als diese Einwendungen von der Unentbehrlichkeit des Branntweins, ist ein anderer Vorwurf jener von einer achtungswerthen Ueberzeugung geleiteten Gegner der Mäßigkeitsvereine: der Aermere hat ohnehin so wenig Genüsse, warum sie ihm noch verkürzen und schmälern! Es ist leider nur zu wahr; für die unteren Volksklassen geschieht in Deutschland in jeder Beziehung viel zu wenig, und dieß gilt doppelt und dreifach von einigen norddeutschen Staaten. Es gibt so viele Mittel, in weiten Kreisen Vergnügen zu verbreiten, anständige Genüsse zu veranlassen, viele unserer Staatsmänner beschäftigen sich aber mit Vorliebe, mit den geeignetsten Maßregeln Mißvergnügen zu verbreiten. Die Gesangvereine, z. B., können wahrhaft volksveredelnd wirken, sie können allgemeinste Theilnahme gewinnen, Vermittelung und Verständniß unserer Dichter mit dem Volke und in dem Volke fördern, die Schützenhöfe und Kirchweihen, jetzt so oft die Stätten einer rohen Völlerei, veredeln. Was thun die norddeutschen Regierungen für die Gesangvereine? — Die Stiftung von Gemeindebibliotheken, so oft vorgeschlagen, ein so wirksames Mittel der Belehrung, würde sie nicht eher auf Hindernisse, als auf Förderung bei mehren Regierungen stoßen? „Der Bauer wird schon ohnehin viel zu klug!“ wie oft kann man diese Albernheit hören.

Die Theater, die ein so edler Hebel der Volksbildung seyn müßten, werden sie an vielen Orten nicht so geleitet,

daß man meinen möchte, es seien Prämien darauf gesetzt, welches Theater die mittelmäßigsten und fadesten Stücke am meisten gebe? Wird jede höhere Geselligkeit nicht in vielen norddeutschen Staaten geflissentlich unterdrückt, wird nicht jedes elende Standesvorurtheil gepflegt und gehätschelt, wird nicht jede Schranke, die den Bürger vom Bürger (oder um im beliebten Beamtenstyle zu reden), den Unterthanen vom Unterthanen, den Menschen vom Menschen trennt, hübsch sorgsam aufrecht erhalten?

Eine vielleicht noch zu wenig erkannte Ursache, die Viele und gewiß oft Bessere aus den unteren Volksklassen dem Branntweingenuß, der Völlerei in die Arme wirft, ist die so oft vorkommende brutale Behandlung der unteren Stände durch Höhergestellte. Wer sich von Andern mißachtet sieht, wer überall angefahren, verhöhnt, mißhandelt wird, dem geht oft auch die Selbstachtung verloren, die der Himmel als Schildwache vor Laster und Vergehen gestellt hat. Wie oft hat mir das Herz geblutet, wenn ich arme Handwerksburschen von elenden Schreibern auf den Polizeibureau's gehudelt und mit empörender Grobheit behandelt sah, ist nicht der letzte Polizeidiener für alle Taglöhner und Dienstboten im Orte eine Macht, deren Willen blindlings gehorcht werden muß. Sprechen unsere „Gebildeten“ nicht noch von den unteren Volksklassen: der gemeine Mann! Haben sie nicht zu ihrer eignen Verherrlichung und Glorification das liebenswürdige: Hör' Er und hör' Sie erfunden, damit Andere ja bedeutend tiefer stehen, als sie selbst! Und ist die Gleichheit vor dem Gesetz der unteren Stände gegenüber von den höheren in vielen deutschen Staaten nicht ein Mährchen phantastischer und unwahrscheinlicher, als irgend eins aus Tausend und einer Nacht?

Wie mancher Trunkenbold irrt jetzt nicht in unseren Städten, in unseren Dörfern umher, mit stierem, halbwahnsinnigen Blick, den siechen Körper in elende Lumpen gehüllt, fast schutzlos jeder Ungunst der Witterung, ganz schutzlos dem öffentlichen Spotte Preis gegeben — und doch verdient

dieser Mensch unser Mitleid eher, als unseren Spott; er war vielleicht ausgerüstet mit guten Gaben, er hätte ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden können; wo er sich mit Vertrauen hinwendete, begegnete man ihm hochmüthig; was er Gutes vermochte, fand keine Theilnahme, Versehen, geringe Fehler, die er beging, harte Strafen. Er hätte sich gern nützlich gemacht, aber nirgend bedurfte man seiner; er streckte die Hand aus, thätig zu seyn, aber Niemand wollte von ihm wissen — als der Wirth der Branntweinschenke; da ward die Schenke seine Heimath und er ein Säufer.

Die Mäßigkeitsgesellschaften versichern, ihnen sei jeder politische Zweck fremd, sie haben Recht, ihr Zweck hat noch nichts mit der Art, wie die Großen der Erde die ihnen vertraute Macht, verwalten zu thun. Aber dennoch ist ihr Ziel ein politisches, oder nennen wir es lieber ein freiheitliches; durch die edelsten Mittel, die dem Menschen seinen Mitmenschen gegenüber gegeben sind, durch Belehrung, durch Ueberredung, durch Beispiel wollen sie ein volksverderbliches Gift verbannen. Die Opfer, die jetzt in Deutschland diesem Gifte gebracht werden, sollen dann auf Gesundheitspflege verwendet werden; im gesunden Körper wohnt der gesunde Geist, Kenntnisse, erweiterte Anschauungen, die jetzt der Branntweindunst vertreibt, werden dann auch in die kleinsten Wohnungen Norddeutschlands dringen, ein erhöhtes Gefühl der Menschenwürde wird in ihnen einziehen — und die Scheidewand wird fallen und muß fallen, welche jetzt die niederen Volksklassen von den höheren trennt, die Bildung wird mehr Gemeingut Aller werden, der Arme, dem jetzt bei dem Worte Staat nur die Bilder des Polizeidieners und des Steuereintreibers vorschweben, wird sich zu dem großen Gedanken Vaterland erheben, der so gern die Gesellschaft des heiligen Gedankens Freiheit sucht.

Und wer diese unteren Klassen des Volkes liebt, in denen wahrlich an Treue, Biedersinn, aufopferndem Edelmuth unendliche Schätze glänzen, wer auch sie heranbilden möchte zu

einem freien und gebildeten Bürgerthum, wird der nicht diesen Gesellschaften sich anschließen, um durch das Beispiel der Mäßigkeit, durch Belehrung und Warnung den Feind zu bekämpfen, der nur zu lange ihnen verderblich war?

Der Arzt.

— Es können jetzt wohl zwanzig Jahre her seyn, da wurde auf der Universität G** in dem Gebäude, welches den Gerichtssaal, die Karcer zu einsamem Nachdenken für Diejenigen bestimmt, welche die academischen Vorschriften und Gesetze nicht vor Augen und im Herzen haben mochten, und die Räume für feierliche Handlungen enthält, die sogenannte Doctorpromotion des Studirenden der Arzneiwissenschaft, Otto Bothe, begangen, kraft welcher Feierlichkeit die medicinische Körperschaft der Hochschule den Jünger aufnimmt in ihre Mitte und ihn zur Ausübung der Heilkunde fähig erklärt. Nie wurde wohl ein Eid mit festerem Vorsatze, ihm getreu zu seyn, gesprochen, als an jenem Tage, wo Otto sich herniederbeugte von dem alterthümlichen Katheder, auf dem er eben die übliche lateinische Rede gehalten hatte und seine Hand auf die gekreuzten Stäbe legend, welche zwei Universitätsdiener ihm vorhielten, dem greisen Aeltesten unter den Lehrern der Medicin mit bewegter Stimme die feierlichen Worte nachsprach, wie er die Kunst des Arztes üben wolle nach bester Ueberzeugung, nach bestem Wissen und Gewissen an Arm und Reich, an Freund oder Feind, Mann oder Weib, sonder Hinterlist, Habsucht oder Leidenschaft, nur seinem Gewissen folgend, so wahr er auf die Hülfe des Himmels hoffe.

Ich habe selten einen jungen Arzt mit so großem Vertrauen entlassen, als Sie, sagte der alte Lehrer, und bot Otto herzlich die Hand; Ihr Fleiß, Ihr reger Eifer für die Wissenschaft wird Ihnen gewiß die schönsten Früchte tragen.

Und dieß Lob war gerecht; ein alter Weiser sagt, das sei

die ächte Tugend, die um ihrer selbst geübt werde, ohne Seitenblick auf die Belohnung, die ihr folge, ohne Furcht die vom Laster zurückhielte; in diesem Sinne war Otto ein Jünger seiner Wissenschaft, sie üben, Schmerzen lindern, auf bleiche Wangen die Röthe der Gesundheit wiederkehren sehen, galt ihm als das Höchste, was darüber hinauslag, Lob, Befriedigung der Eitelkeit, äußerliche Ehren war ihm vollkommen gleichgültig.

Abends gab der junge Doctor den üblichen Schmaus, die Gläser wurden oft gefüllt, der gute Wirth zur Krone hatte mehre Dutzend Flaschen des edlen Rheinweines geliefert, die sein Keller barg.

Sie tranken die Gesundheit des Gastgebers; ach Otto, wär' ich, wie Du, im Trocknen, rief ein junger Student, Osteologie, Pathologie, Physiologie, Anatomie, ie, ie, ie, ie, mir graut vor den vielen Dingen, die noch in meinen armen Kopf sollen, ach wär' ich erst glücklich durch das verflu..., durch das ehrenvolle Examen und wie Du am Ziele!

Am Ziele? erwiederte der Beneidete; wann erreicht der Arzt wohl je sein Ziel? Kann der Soldat sich seines Sieges rühmen, so lange er auf der Wahlstatt kämpft, immer neuen Feinden zu wehren, immer neue Angriffe abzuschlagen hat? so auch wir; wohl erst, wenn sein Feind, der Tod, ihn selbst niedergestreckt hat, ist der Arzt, was die Menschen am Ziele nennen, und wohl ihm, wenn er dann unter der Sense seines Feindes lächelnd denken kann: ich habe ihm doch manche Beute entrissen! — Ihr habt meine Gesundheit getrunken, laßt mich einen Trinkspruch erwiedern: unsere Wissenschaft lebe; der Theolog nennt sich einen Gottesgelehrten, er dient Gott, sagt er, aber wer dient Gott in der wahren Weise, der Protestant rühmt es von sich; wenn der Priester die Monstranz hebt, die Gemeinde niederfällt, dann sagt der Katholik: mein Glaube ist der wahre; in seiner Synagoge ruft der Jude den Gott seiner Väter, Jehova, den wahren Gott an; der Muhamedaner vertraut seinem Propheten;

wer hat nun den wahren Glauben? Der Jurist nennt die Gerechtigkeit seine Göttin, oder wer weiß nicht, daß sie eine wächserne Nase hat, daß die Gewalt zu allen Tagen und zu allen Stunden das Recht mit Füßen tritt. Theolog, Jurist, Staatskünstler, wie oft haben sie nicht Unheil über die Welt gebracht; unsere Wissenschaft allein lindert beständig, sie dient wahrhaft dem Menschen, darum glücklich, die wir uns ihrem Dienste geweiht haben!

Otto beschloß, sich in einer kleinen Stadt in dem deutschen Lande, in dem er geboren war, niederzulassen. Sein geringes Vermögen hatten die zum Theil kostspieligen Studien bis auf einen sehr unbedeutenden Rest aufgezehrt; ein reicher Oheim, ein schon bejahrter Hagestolz, hatte mit seinen Eltern in Unfrieden gelebt, und Otto war zu stolz, von dieser Seite her irgend eine Unterstützung in Anspruch nehmen zu wollen. Er durfte hoffen, in einer kleinen Stadt eher Beschäftigung und eine, wenn auch nur sehr mäßige Einnahme zu finden, als in der Residenz, wo man sich nur an die älteren seiner Kunstgenossen zu halten pflegt, denen schon der Ruf vieler Erfolge zur Seite steht. So wandte er sich nach N**burg, er fand dort freundliche Aufnahme, sein Wissen mannichfache Gelegenheit, sich zu bethätigen. — Otto war ein eigenthümlicher Character, wer ihn kannte, schätzte seinen geraden Sinn, seinen Abscheu vor Allem, was abseits von dem Pfade des Rechten und eines feinen Ehrgefühles lag, als Arzt war er die Ruhe und Besonnenheit selbst, am Krankenbette war seine Haltung sicher, sein Entschluß schnell bestimmt, sein ganzes Wesen flößte den Leidenden Hoffnung und Muth ein; aber wo er nicht in seinem Berufe thätig, war derselbe Mensch schüchtern wie ein Knabe, oft selbst linkisch und ungeschickt. Er hatte das Unglück gehabt, das einzige Kind seiner Eltern, diese sehr früh zu verlieren, war bei einem Vormunde, einem kalten, trockenen Schulmanne erzogen worden, daher diese Schüchternheit, dieser Mangel an Vertrauen in sich, die wie böse Dämonen ihn überall höhnten und neckten und

ihn nur da verließen, wo er im Dienste seiner Wissenschaft stand. Schon als Knabe hatte Otto einen ernsten Hang zur Naturbeobachtung gehabt, die lateinischen Redensarten, das „ich schlage“ und „ich werde geschlagen“, mit dessen Erlernung die griechische Grammatik ihre Zöglinge oft in dem Punkte des Geschlagenwerdens, mit prophetischer Warnungsstimme empfängt, hatten für ihn wenig Reiz, und er erhob sich selten aus den hintersten Reihen, wo jene sitzen, über die der Lehrer die Achseln zuckt und kopfschüttelnd zu bemerken pflegt: aus Euch wird nie etwas werden, in die lichteren Gegenden der Klasse, dahin, wo jene Beneidenswerthen thronen, die es in den Zeugnißbüchern ihren Eltern alle Vierteljahr nach Hause bringen, daß sie äußerst hoffnungsvoll sind und zu den schönsten Erwartungen berechtigen; — aber Naturgeschichte, Pflanzenkunde hatten für ihn die größte Anziehungskraft und nicht selten lockte ihn die Hoffnung, im Walde für seine Sammlung diese oder jene nicht häufige Pflanze zu finden, von den Bänken weg und verführte ihn zu dem Verbrechen, welches die Lehrer, als „hinter die Schule gehen“ mit entsetzlicher Strenge zu bestrafen pflegen. Später stieg sein Sinn für Naturbeobachtungen von Pflanzen und Thieren hinan zum höchsten Erschaffenen, zum Menschen. Seine Wißbegierde ward unersättlich, sein Fleiß wahrhaft riesig, die Unmasse Krankheiten, Gefahren, Hemmungen zu ergründen, die den menschlichen Körper heimsuchen und ihm das edle Gut Gesundheit rauben.

In N**burg wohnte Otto in dem Hause der Wittwe eines vermögenden Kaufmannes, er ward bald der Arzt der Kränkelnden, dann ihr Freund. Die Wittwe hatte eine einzige Tochter; Emma und der junge Mann sahen sich oft. Otto hatte nie bis jetzt des Umganges von Frauen oder Mädchen genossen, er hatte noch stets des wohlthuenden Einflusses entbehren müssen, den der Umgang mit edleren, weiblichen Naturen auf den Mann übt. Jetzt durfte er sich ihm hingeben, die Wittwe war eine jener behaglichen, herzlich gutmüthigen Persönlichkeiten, wie sie kleine Städte

wohl zu erzeugen pflegen, ihre Tochter; eine hohe, schlanke Gestalt, Sanftmuth und Ernst in den bleichen Zügen, unterrichtet, einfach und anmuthig in Allem, in jedem Worte, das sie sprach, in jeder Bewegung ihrer Hand und gut und herzlich und ohne Falsch, wie nur ein Herz es seyn kann, das nie unter den Wunden der Tücke, des Hohnes, der Anfeindung bluten mußte, machte auf den jungen Arzt den tiefsten Eindruck. Jetzt lernte er noch eine andere Liebe kennen, als die zu seiner Wissenschaft. Und diese zweite Liebe bemächtigte sich seiner völlig, er kannte kein größeres Glück, als Emma zu sehen, der Himmel hätte ihm keine größere Freude spenden können, als wenn sie ihm gegenüber saß, als wenn sie im traulichen Gespräche halb wider ihren Willen die Reize der edlen Seele erschloß, die in diesem schlanken, edlen Körper wohnte. —

So verging dem jungen Arzte ein Jahr im stillsten, reinsten Glücke, er sprach dem Mädchen nie von seiner Liebe, er hatte noch nie diese feine, weiße Hand gefaßt, schüchtern stand er ihr noch immer gegenüber, aber doch waltete das innigste, traulichste Verständniß zwischen Beiden. Ist meine Existenz nur erst etwas gesichert, kann ich ihr nur erst die beschränkte Häuslichkeit bieten, dann halt' ich um ihre Hand an, und ist ihr Benehmen gegen mich nur etwas mehr als unbefangene Freundlichkeit, ach liebt sie mich nur zum hundertsten Theil, wie ich sie liebe, wie wird dann mein Leben so reich an Freuden seyn; so sprach er jeden Morgen, jeden Abend zu sich, und diese Hoffnungen erfüllten ihn mit stets neuer Kraft. Sein glücklicher Blick, seine theilnehmende Art mit den Kranken umzugehen, einige Kuren, die sehr vortheilhaft für sein Wissen zeugten, erwarben ihm bald Ruf, Zuspruch; er ward Arzt in einigen der ersten Familien der kleinen Stadt, aus der nahen Umgegend holten sich die Bauern Rath bei ihm, oft mußte er hinaus auf's Land, und am Mittwoch und am Sonnabend, an den beiden Markttagen, wo die Bauern in die Stadt zu kommen pflegen, ward sein Zimmer nicht leer von ländlichen Kunden.

Der Frühling des zweiten Jahres, den Otto nun schon in N**burg verlebte, war herangekommen. Du stehst fest genug, sagte er sich jetzt, einen eigenen Heerd gründen zu dürfen, also Muth, Muth zu dem wichtigen Schritte. Wenn mich aber meine Hoffnungen täuschten, wenn sie mich nicht liebt? .. Morgen will ich vor sie treten, morgen will ich endlich Gewißheit haben. Aber der Morgen brachte Mühen und Sorgen und ließ den pflichteifrigen Mann den Gedanken an sein eigen Glück weit zurückstellen; in dem Städtchen war das Nervenfieber ausgebrochen und wüthete mit der entsetzlichen Hartnäckigkeit, die es aller Orten entwickelt, wo Niederungen, Sümpfe in der Nähe eine trübe Feuchtigkeit in der Luft zu erzeugen pflegen. Otto hatte viele an diesem tückischen Fieber Erkrankte zu behandeln, er that es mit Glück, noch war der Tod an das Bett keines seiner Schützlinge getreten. Als er eines Mittags erschöpft und müde nach Hause kam, trat ihm seine Wirthin mit besorgter Miene entgegen. Emma fühlt sich unwohl, sie klagt über unerträglichen Kopfschmerz ... Er eilte zu ihr, ein Blick nur belehrte ihn, daß auch die Geliebte dem tückischen Fieber verfallen sei. Die aufopferndste Sorge pflegte sie, jeden Augenblick, den Otto von den Besuchen übrig hatte, zu denen seine Pflicht ihn zwang, saß er an ihrem Bette, wie quälte er sich mit Nachdenken, der Krankheit siegreich beizukommen ... Umsonst! Gerade bei Emma nahm das Fieber den unglücklichsten Fortgang, der Arzt mußte es sich bald sagen, hier sei jede menschliche Kunst vergeblich, den Liebenden erfüllte es mit Verzweiflung, wie er diese schöne Blume hinschwinden sah. In ihren Phantasieen wie oft rief sie seinen Namen, wie oft sprach sie von ihm, wie sie ihn liebe, für ihn bemüht seyn wolle! Er mußte erfahren, wie sehr sie ihm zu eigen sei, um sie zu verlieren. Ach wie gern wäre er mit ihr gestorben, wie gern hätte er das Leben, ihm die unerträglichste Bürde von sich geworfen. Er bedeckte ihre bleichen Lippen mit Küssen, wie einen süßen

Trank wollte er das Gift der Krankheit in sich saugen, daß sie auch ihn hinraffe!

Als sie vollendet, umklammerte Otto ein tiefer Trübsinn, er war unfähig nachzudenken, zu handeln, er verließ viele Tage sein Zimmer nicht, es war nicht mehr die heftige Aufregung des Schmerzes, den Kelch des bittersten Schmerzes, er hatte ihn schon an ihrem Lager bis auf die letzte Neige ausgeleert, eine trübselige Erschlaffung hatte sich seiner bemeistert, ihn wie mit tausend Banden gefesselt; so wie er fühlte, mag der Baum, mag die Pflanze fühlen, wenn der kalte Nordwind sie schüttelt, daß sie bis in ihre Wurzeln erschauert und bebt.

Fünf Tage waren ihm so vergangen; als er am sechsten aufstand, trat er willenlos und unwillkührlich an seinen Arbeitstisch: es lag ein medicinisches Buch aufgeschlagen, das Werk eines berühmten Arztes über hitzige Fieber, er hatte es mit namenloser Angst am Tage vor Emma's Tode gelesen. Er schleuderte es an die Erde: thörichte Wissenschaft, wie ein Irrlicht lockst du deine Jünger nur zu oft in's Verderben, in den elendsten Gram!

Der Postbote brachte ihm einen schwarzgesiegelten Brief, man meldete ihm den Tod seines Onkels, der Mann, der sich bei seinem Leben nie um ihn bekümmert, hatte ihn zu seinem Erben eingesetzt, und so war ihm ein bedeutendes Vermögen zugefallen.

Wie glücklich hätten wir seyn können, seufzte Otto, wie oft hatte sie gewünscht, reisen zu können, die Welt zu sehen, wie hätte es mich beseeligt, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und nun ... nun diene das Gold mir wenigstens, daß ich nicht Sclave des Truges und des Irrthumes mehr seyn darf; ich will dieser Wissenschaft entsagen, die mir nicht das Theuerste erhalten konnte. Ich will fort, fort von hier, vielleicht betäubt mich die Veränderung und der Wechsel.

Und er reiste, ganz Deutschland durchfuhr er, er hielt sich hier und dort auf, er sah, was sie ihm als sehenswerth priesen, er ließ sich zu Aussichten, auf Berge führen, er

durchwanderte die gepriesensten Städte und glaubte Denen, die ihm sagten, daß sie schön seien; sein Herz reiste nicht mit, ein kleiner Kirchhof kam ihm nicht aus dem Sinn, wie die Erdschollen dröhnend auf den Sarg hernieder fielen, wie die schwarze, dunkle Erde das Theuerste nahm, was ihm die Welt hatte bieten können!

Der Frühling war vergangen und der Sommer und es war Herbst geworden; Otto war in eine stille Gegend Süddeutschlands gelangt, er hatte einen berühmten Badeort wegen der schönen Gegend, in der er liegt, besuchen wollen, war aber, um einige schöne Aussichten abseits des gewöhnlichen Weges zu genießen, von der Straße abgegangen. An einem Sonnabend Abend kam er in ein nettes, freundliches Dorf, er fühlte sich erschöpft von dem beständigen, ach! so zwecklosen Reisen und beschloß hier einige Tage auszuruhen. Am Sonntag in der Frühe weckte ihn der helle Klang der Glocken, die Gemeinde eilte in die Kirche, wie verklärt in sonnigem Glanze lagen die freundlichen Straßen des Dorfes. Auch die Natur beging einen Sonntag, begeht sie nicht so oft Sonntage? Lacht nicht der Sonnenschein so oft freundlich über Berge und Ebenen, über Kornfelder und öde Haiden, ladet nicht die Natur so oft zum Frieden, zur Versöhnung und unter den Menschen herrscht Haß, Neid, Verfolgung und Unfrieden; wie stoßen und drängen sie sich um einen Platz in diesem Sonnenschein, welche Verbrechen begehen sie um den fahlen Abglanz des Sonnenscheins um das Gold; wie machen sie einander diese Erde zur Hölle, die ihnen Allen mit gleicher Liebe Nahrung, Wohnung, ihnen Allen mit gleich unerbittlichem Ernste ein Grab bietet!

Es war, als ob der milde Sonnenschein auch in Otto's wundes Herz Balsam gieße, er fühlte sich leichter, ruhiger, als seit Wochen. Männer, Frauen, Kinder eilten in die Kirche und in Gedanken verloren, folgte ihnen der Fremde nach.

Es waren Katholiken und die langgedehnten Töne der Messe, die Düfte des Weihrauchs füllten den der Gottes-

verehrung geweihten Raum. Otto war Protestant; ein milder und edler Sinn hatte ihn stets weit über jene Kinder der Dunkelheit gehoben, die nur an dem eigenen Glauben hängen, um jeden fremden schmähen und bespötteln zu können; der eifrige Beobachter der Natur wußte, daß Bäume und Sträucher der verschiedensten Art ihre Kronen gen Himmel tragen und der ruhige Denker hatte eingesehen, daß der Lohn in jedem Glauben, eben der Glaube ist, der dem Menschen einen Strahl des Göttlichen leiht. Und nun bestieg der Priester die Kanzel, er sprach von den Vorzügen der katholischen Religion, wie begeistert rühmte er sie! er verdammte nicht die, die ihr nicht angehören, nein er beklagte sie, und es schien ihm aufrichtiger Ernst mit seiner Klage, daß sie in dichter Finsterniß umherirren, so weit ab von dem Wege, der zum Himmel führt. — Otto mußte lächeln, wie hoch über diesem frommen Priester fühlte er sich, er erinnerte sich, wie er einst seine Wissenschaft gepriesen, daß sie nur dem Menschen diene, erhaben über allen Streit, der die Erde besitzen will, erhaben über allen Streit der Anwartschaften, auf den Himmel austheilt.

Und diese Wissenschaft, auf die er so stolz gewesen, die er so geliebt, hatte sie ihn nicht verlassen, da sie ihm das Theuerste hätte retten sollen!

In der Kirche hatte Otto ein altes Mütterchen bemerkt, das während des ganzen Gottesdienstes vor einem Seitenaltare knieend lag, mit ihr waren zwei Kinder, ein kleines Mädchen und ein noch kleinerer Bube. Langsam entfernte sich, als die Kirche zu Ende war und die Gemeinde sich zu fröhlicher Sonntagsfeier zerstreute, auch die Alte, den kleinen Buben auf dem Arme, das Mädchen an der Hand. Otto ging ihr nach und redete sie an: wird Euch der Bube nicht zu schwer, gute Frau?

Ach Herr, antwortete sie, was der Arm tragen kann, drückt nicht so sehr, nur das arme Menschenherz muß oft gar zu schwer tragen!



Ihr habt Kummer, ich ſah Euch ſo eifrig beten, ſeid getroſt, vielleicht iſt Euch Gottes Hülfe nahe.

Das ſagte ſie auch, und ſo trieb ſie mich mit den Kindern von ihrem Bette weg in die Kirche. Es iſt meine Tochter, Herr, leider eine arme Wittwe, aber ſie bringt die Kinder und mich alte Frau doch redlich durch mit dem, was unſer kleines Feld erträgt und mit ihrer Hände ſaurer Arbeit. Jetzt iſt ſie krank, ſehr krank geworden, ich ſtürbe ja gern, ſagt ſie oft, aber ich hätte gewiß nicht Ruh' in der Erde, denn was ſollte aus Dir und den Kindern werden. — Und der Arzt, Herr, vorgeſtern war er da, gibt wenig Hoffnung, heute iſt Sonntag, da käme er nicht, Morgen aber wolle er wieder kommen und nachſehen, aber heute iſt meine arme Tochter ſchlimmer als je, ach ich habe gebetet, bis mir die Sprache verſagte, die Knie ſchmerzen mich noch und auch die Kinder haben beten müſſen, denn ſie ſagen, der liebe Gott höre am liebſten was Kinder erbitten.

Führt mich zu Eurer Tochter, Frau, ich bin ein Arzt, vielleicht kann ich ihr helfen.

Die arme Wittwe lag in einer jener heftigen Kriſen, welche in einer ſchweren Krankheit zu günſtigem Ausgange, aber auch zum Tode führen können. Otto überſah das ſchnell, wieder fühlte er Spannkraft, wieder vertraute er ſich der Wiſſenſchaft. Es war keine Apotheke im Orte, er ging in die ärmliche Küche hinab und bereitete aus ſchnell geſammelten Kräutern den dienlichen Trank. Der wirkte in erwünſchteſter Weiſe, die Leidende fühlte ſich leichter, der Puls klopfte wieder hörbar, in minder beängſtigenden Schlägen, ein wohlthätiger Schweiß hatte ſich eingeſtellt und eine ziemlich ruhige, mit Schlaf geſegnete Nacht gab dem Körper einige Kraft zurück. Nach wenig Tagen war die Ernährerin der armen Familie außer Gefahr. Ich hatte Hülfe vom Himmel erbeten, ſagte die alte Mutter, und Gott hat uns einen wahren Engel hergeſandt.

Für Otto waren dieſe Tage, Tage der ernſteſten Prüfung geweſen, an dem Krankenbette der armen Bäuerin war ihm

lebhaft wieder jenes Schmerzenlager, jenes Todtenlager vor die Seele getreten, das ihm die Geliebte entrissen hatte. Aber diese Erinnerung hatte ihn jetzt nicht mehr schwach, nicht mehr willenlos gemacht; sie ist Dir entrissen, rief es ihm zu, aber sie hat Dich geliebt, in Deinem Schmerze darf das Dich erheben, aber nicht einen feigen Dulder, einen muthlosen Menschen würde sie geliebt haben, was sie an dir liebte, war der Muth, der Ernst, die Gewissenhaftigkeit, mit der Du Deinen Beruf übtest. Deine Wissenschaft hat Dich verlassen, da Du Dein eigenstes Eigenthum mit ihr schützen wolltest; war der Engel des Todes stärker als Du; kindischer Trotz wäre es, darum an ihr zu verzweifeln, über aller Wissenschaft steht der höhere Wille, den wir auch da verehren müssen, wo er uns tief darniederbeugt. Er hat Dir die Geliebte genommen, aber es ist Dir noch gegeben, zu wirken, Leiden zu mildern, als Mann wahr zu machen, was kühnen Muthes der Jüngling gelobte, den Menschen zu dienen.

Wie einen höheren Wink hat es Otto angesehen, daß er hier wieder gemahnt wurde, thätig zu seyn, nicht im Schmerze zu verkümmern; er hat sich in dem kleinen Dorfe niedergelassen, da der nächste Arzt meilenweit entfernt wohnte und lebte hier seit bald achtzehn Jahren in segensreicher Wirksamkeit. Er ist früh ergraut, und wehmüthig lächelnd fragte er sich oft vor dem Spiegel: ist meine Zeit noch nicht bald um? Seine größte Freude auf der Welt sind die Kinder des Ortes, die er um sich zu sammeln pflegt; bei mehren kleinen Mädchen des Dorfes hat er Gevatter gestanden und diese müssen Emma heißen. Die Leute des Dorfes hängen mit schwärmerischer Liebe an ihm und weit und breit kamen Kranke, ihn um Rath zu fragen. — Der katholische Pfarrer des Ortes ist sein Freund geworden; ich habe viel von Euch gelernt, sagt der ihm oft, Ihr seid ein besserer Priester, als ich, Ihr habt mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, wäret Ihr auch als ein blinder Heide geboren, Euch das Himmelreich sich aufthun müßte.

Ein Bergsee im Regenwetter.

Von Ao. Bs.

Salzburg, bei klarem Himmel und sonnigem Wetter, ist wunderbar schön. Dieß weiß Jedermann; haben doch die Reisebeschreiber mündlich und schriftlich uns oft genug davon mitgetheilt. Ja, es ist so schön, daß trotz aller hochgespannten Erwartung die Wirklichkeit Jeden überraschen muß. Aber bei Regen und Nebel ist's dort abscheulich. Denn Salzburg, die Stadt, ist trotz aller historischen Erinnerungen eigentlich uninteressant. Geschichtliche Ueberbleibsel erscheinen überhaupt nur dann wirklich großartig, wenn entweder durch den Gegensatz zur Gegenwart wirkend, oder dort, wo sie vereinsamt stehen, durch die Nothwendigkeit des Ganges der Weltschicksale zerfallend, in sich eben durch sich abgeschlossen. Eine vernichtete oder der Vernichtung nahe Größe ist nur dann wahrhaft tragisch, wenn in ihr selbst die Unmöglichkeit eines Wiedererstehens gelegen ist. — Dieß Alles fehlt aber im geschichts- und tragödienreichen Salzburg. Diese modernen Menschen kennen ihre Vergangenheit kaum; ameisenartig schlüpfen sie unter den Trümmern ehemaligen Glanzes hinweg, bauen auf den Ruinen der Römerzeit und des Mittelalters Gebäude für modern-gewerbliche Zwecke; und weil dem also, schrumpfen die Geschicke jener Stadt und ihres Landes zum prosaischen Misère zusammen. Ach, die Salzburger machen gegenwärtig in Bergspitzen, Aussichten, Ruinen und Salz so vortrefflich nährende Geschäfte, daß dem Betrachtenden jede poetische Regung im Busen vor gemeiner Werkeltagsindustrie der Umgebungen erstickt. Der heutige Salzburger ist kein Nachkomme, sondern nur ein guter Unterthan des kaiserlich-königlich österreichischen Staates, ein Nachkömmling. Ja, selbst Mozart's moderne Statue, nicht weit von der altersgrauen Residenz und vom vierhundertjährigen Dom, erscheint wie eine nur für die besuchenden Fremden ausgestellte Sehenswürdigkeit.

Vielleicht wird Mancher, der Salzburgs Stadt und Berge nur im Sonnenschein erblickt hat, dieß Alles für Betrachtungen halten, die Landregengewölk und Nebel erzeugt hat. Mag's seyn — und sind's solche, so theilen sie sicherlich Viele, die in Salzburg waren. Denn bekanntlich regnet es hier dreihundert Tage des Jahres und durch sechszig hüllen sich die Gebirge in feuchten Nebel. — Nebel, Regen, Kälte herrschten auch am 27. April 1843. Kein Berg, keine Fernsicht, kein Silberblitzen der Salza war für das Auge vorhanden; auf der Brücke stehend, welche den einen Stadttheil mit dem andern verbindet, konnte man glauben, ober- und unterhalb des sichtbaren Theiles des Flusses walle ein weiter grauer See in's Unermeßliche hinaus. Drohend und finster brütete die Veste Hohensalzburg auf ihrem schwarzen Bergrücken oberhalb der Stadt. Noch lange Zeit schien keiner der fünf schönen Tage des Salzburger Jahres kommen zu wollen. Darum fuhr ich gegen Mittag aus der Stadt.

„Der Tugend Pfad ist anfangs steil" beginnt ein sehr gutes altes Kirchenlied. Dieß gilt nun zwar nicht von jener Chaussée, die aus Salzburg über Weisham nach Altbaiern hinüberläuft — aber schmal ist sie, ohne Bäume und mit uninteressantester Umgebung. Weite, jetzt noch fast schwarze Feldflächen, hier und da ein grünlich angeflogener Waldbusch, mitunter ein kleines, hübsches Bauernhaus, dahinter kraftlose Versuche einiger Hügel, sich zu Bergen zu erheben, die aber dennoch eben hoch genug wachsen, um alle Fernsicht zu versperren — dieß ist der Charakter der Umgegend. Die Bauernhäuser überraschen durch ihre Form; sie erblickend, glaubt man sich urplötzlich in die Schweiz versetzt. Es ist, als wollten's uns die Menschen andeuten, daß wir hier durch die Ausläufer der Alpen hindurchfahren. Aus Holz von Unten bis Oben erbaut, mit offenen Gallerien und kleinen Fenstern tragen diese Häuser ein weit vorspringendes Dach, auf dessen Brettern oder Schindeln beschwerende Steine gelegt sind, damit Wind und Wetter, oft in furchtbarer Kraft

aus dem nahen Gebirge hervorbrechend und durch diese Niederungen rasend, nicht die Bedachung entführen. Stroh-, Schiefer- oder Ziegeldächer sieht man in diesen Dörfern niemals; selbst in den noch viel häufigern Städtchen der Umgegend nicht. Denn deren Gebäude erscheinen allüberall in den ganzen Landstrichen von Salzburg, ja von Linz schon, bis München, wie ein Italien mit Plattdächern versehen. Doch ist dieß Täuschung. Eine Blende ist nämlich vom obersten Stockwerk noch eine Etage hoch in die Höhe geführt; diese verbirgt das schiefabfallende Dach. Die oft grelle Farbe der Häuser, sowie die grünen Jalousien, die meistens geschlossenen Fenster, die Balkone erinnern auch unwillkührlich an Südfrankreich, besonders an Marseille.

Ist man schon lange Zeit auf jener Münchener Straße gefahren, schon über Teistedt hinaus, so überragen endlich zur Linken, südwestlich, die Gebirgsriesen des baierischen Hochlandes die nähern Hügel mit ihren schweigsamen Gipfeln, die sich damals entweder halb hinter Wolken verhüllten, oder aus dem Grau der Luft wie ein ewiges Winterland weiß und kalt hervortraten. Bald aber kommen sie so nahe zur Straße heran, daß man erkennen mochte, wie dort oben ein dichter Schnee sich zwischen die Schluchten und Klüfte, auf die Felsblöcke und Bergplatten legte, während hier unten im Thale ein emsiger, ächter Landregen niederrauschte. Später aber, je näher man dem Städtchen Traunstein gelangt, gehen die Berge immer mehr zurück, andere schieben sich vor die Straße, mühsam weicht diese ihnen aus. Aber unausweichbar treten ihre dunkeln Tannen und Fichten immer mehr heran; erst stehen sie einzeln, dann gruppenweis, dann dichtgedrängt, schweigend, damals düster und regentriefend, zu beiden Seiten der Landstraße. Vorwärts, rückwärts, rechts und links nichts als Schwarzwald; zwischen den Gipfeln der Tannen und Fichten wogte und webte ein grauer Nebel; der Regen plätscherte eintönig, unaufhörlich auf der Straße; diese selbst steigt stundenlang in so trauriger Umgebung bergan; langsam rückt der Wagen vorwärts; Dampfwolken strö-

men aus den Nüstern der Pferde und zerfließen langsam in der feuchten, kalten Luft.

Endlich, endlich wendet der Weg rechts ab. Es ist doch eine Unterbrechung der einsamen Eintönigkeit. Zwischen den Säulen der einzeln stehenden Baumstämme graut der regnende Nebelhimmel in den Wald herein, dessen nahes Ende verheißend. Linkshin durch das schwarze Gewirr der Stämme und Büsche erschaut man ein seltsam aufgeworfenes Ackerland, von jungem Saatgrün überflogen, dessen Schollen mit ihren Kanten und Spitzen und Ecken im Nebel zu wogen scheinen. Ein scharfer Luftzug weht erkältend von dorther. — Plötzlich dreht sich die Chaussée nach links, plötzlich endet der Wald — vor uns, die wir seit langen Stunden mühsam bergaufwärts stiegen, liegt eine unbegrenzt weite, meergrüne Wasserfläche.

Das ist das baierische Meer und Andere nennen's den Chiemsee.

Kein Lüftchen wehte hier durch die graue Luft; nur der Regen rieselte noch emsig nieder, nach wie vor. Dennoch wogten die spitzigen Wellen des Gewässers, eine die andere überstürzend. Von der Ferne her, wo sie kleiner, runder erschienen, trugen sie einen weißgelben Schaum auf ihren Kämmen bis zu dem sanft daraus emporsteigenden Ufer. Hier rauschten und plätscherten sie und brachen sich brandend und spritzten einzelne schwere Tropfen bis herauf an die Räder des Wagens auf dem dicht am Wasser hinlaufenden Wege. Fernhin nach der Mitte des Sees aber zerflossen sie in eine glatte, kalte Fläche, welche noch weiter hinüber am neblichen Horizonte sich entfärbte und in die Wolken zu zerfließen schien. Etwas mehr nordwärts hoben sich graugrüne Massen wie Waldberge aus dem Wasserspiegel; das sind zwei Inseln mit weißen Häusern. Und auf jeder derselben gehören die sichtbaren weißen Gebäude zu einem grauen, hinter den Bäumen versteckten Kloster — auf der einen Insel ehemals von Mönchen, auf der andern von Nonnen bewohnt. Beide stehen jetzt verlassen. Kein Glockenton schwebt mehr

über die Wasserfläche hin, kein Chorgesang hallt in die kräuselnden Wellen im Morgensonnenschein hinaus. Man hat diese Klöster aufgehoben; wahrscheinlich glaubte man sie unnütz in solcher Isolirung. Man baut deren lieber in die menschenreichen Gegenden des baierischen Landes. — Darum ist der Chiemsee nun doppelt öd und still.

Die Straße zieht sich lange Zeit am Ufer hin; eine halbzerbrochene Barrière verwittert, in die schlaff anbrandenden Wellen niedergesunken. Sandig, ohne Gras, nur spärlich mit Haide bewachsen, scheidet sich das Uferland kaum von dem Wege ab. Mitunter ragt ein einzeln Schilfrohr trübsinnig aus dem Wasserspiegel, mitunter zittert ein Erlen- oder Weidengebüsch im feuchten Ufersande. Und der Regen und der Nebel verdüsterten das Bild noch mehr; ein Paar grauweiße Wasservögel, über den fahlgrauen Wellen in der düstergrauen Luft kreisend, bald niedertauchend, bald aufsteigend, vollendeten den Eindruck trüber Einsamkeit. Mühselig zogen die Rosse den Wagen durch den nassen Sand, der Postillon starrte stumpfsinnig vor sich nieder und schwang mechanisch nur von Zeit zu Zeit die Peitsche; ringsum blickte kein Dorf durch den schwarzen Waldsaum, kein Mensch kam des Weges, kein Zeichen menschlicher Nähe war vorhanden. Und rechts flog der Blick über kränkelnd zwerghafte Fichten und Tannen, die weithin bergabwärts steigend, je ferner vom See, je tiefer im Thale, desto dunkler, gedrängter und kräftiger emporzuwachsen schienen. Doch über den Wipfeln des nahen Waldes sah man neuen Wald und jenseits des Thales ging's vom Walde wieder in Wald hinein. Dazu wollte der Abend kommen.

Da schien's plötzlich, als fliege drüben ein gelblichrother Lichtschein durch den Nebel, welcher auf der Wasserfläche lag. Das war die hinter Wolken sinkende Sonne. In ungewissen Umrissen hoben sich nun dort auch dunkelgraue Massen vom Nebelgrau — der Zug der Alpen des baierischen Hochlandes. Bei klarem Wetter blicken sie freilich mit ihren silberglänzenden Schneefeldern, mit ihren grünen Matten,

mit ihren rothgelben Felsspitzen über die blitzende, glitzernde Wasserfläche wie die Verheißung eines gelobten Landes herüber, aber damals verdichtete sich der Nebel mehr und mehr, sogar die Inseln versanken darin, See und Luft flossen untrennbar zusammen. Rechtshin traten die finstern, regenfeuchten Tannenwälder wiederum näher zum Wege und gerade vor dehnte sich eine schmale graue Brücke über den Wasserspiegel hin. Dort, an der nördlichsten Spitze, ist nämlich der Ausfluß des Sees. — Mit dem Beginne der Brücke endet plötzlich der Wald; fächerartig, nach der Ferne hin sich breitend, steigt eine Wiesenau thalabwärts. Das abfließende Wasser schlängelt sich durch das frische Grün, um im Thale zu verschwinden, jenseits dessen mit Feldern und Gärten, Waldbüschen und weißen Häusern mäßig hohe Berge sich erheben.

Aber endlos dehnte sich linkshin der traurige See. Einige wenige Fruchtbäume vermochten kälteschauernd nicht zu blühen. Es war, als schweige alles Leben an dem öden Strande; nur die stillen Wasservögel kreisten, von Ferne scheu dem Wagen folgend, noch immer über den Wellen, aus denen immer düsterer, immer dichter, immer mächtiger die Nebel emporddampften, in welche der Regen immer rauschender, immer emsiger, immer eintöniger einfiel. — Mit dem Ende der Brücke beginnt von Neuem der Wald. Ihn zur Rechten, den trüben See zur Linken, fährt man am nordwestlichen Ufer wieder hinan, wie vorhin am südwestlichen abwärts. Mehr und mehr verhüllt die Dämmerung alle Ferne, mehr und mehr erschien der See wie das Meer.

Dann beugt die Straße in den Wald hinein, dessen äußerste Bäume, den Weg vertretend, im Wasser zu wurzeln scheinen. Ein rothes Schmiedefeuer glühte aus der Waldnacht hervor; an einigen ärmlichen Hütten mit weit vorgeschobenem Dache lehnten Fischergeräthschaften; ein Paar Männer mit großen Netzen schritten grüßend vorüber. Noch einmal blinkte dann der Wasserspiegel zwischen den Baumstämmen herein in den Wald — dann wendet die Straße

rechts ab. Ringsum stehen sie wieder die schwarzen, schweigsamen, nassen Tannen und regnend legte die düstere Nacht sich über das Land.

Jene Menschenhütten bilden das einzige Verbindungsglied zwischen der Ruhe des Sees und der Einsamkeit des Waldes. Dennoch wohnt in ihnen auch Haß und Liebe und alle Leidenschaft, wie in der reichsten Straße der größten Residenz.

Einige Worte
über die deutschen Auswanderungen.

Von Karl Andree.

Wenn man die ungeheure Vergeudung an Menschen und Kapital bedenkt, welche Deutschland alljährlich treibt, ohne daß für uns irgend ein Nutzen dadurch erzielt würde, wenn man sieht, wie ununterbrochen tausende und aber tausende unserer Brüder die Heimath verlassen, um ihr für immer den Rücken zu kehren, und uns auf ewig fremd zu werden; wenn man erwägt, wie bisher von Seiten unserer Staaten so rein gar nichts geschah, um diesen scheidenden Landsleuten den schwierigen Pfad, den sie oft nothgedrungen betreten, auch nur einigermaßen zu ebenen, — dann kann der ehrliche Vaterlandsfreund sich eines Gefühls der Wehmuth und der Bitterkeit nicht erwehren. Kein anderes Land handelt an seinen Kindern so stiefmütterlich, wie das unserige. Der Engländer, der Ire, der Schotte findet doch in der neuen Welt Behörden, die sich seiner annehmen, die ihn gegen Unbilden sicher stellen, die ihm, sobald die Noth es erfordert, wenn auch nicht mit That, doch wenigstens mit Rath an die Hand gehen, und der Auswanderer, sei er auch noch so arm und elend, fühlt sich doch überall als Glied einer Nation, mit welcher er im Zusammenhange bleibt. Eben so findet der Franzose in seinen Kolonien seines Volkes Stamm- und

Sprachgenossen, er wird vom Mutterlande auch in der Ferne als ein nützlicher Staatsbürger betrachtet und als solcher behandelt. Der Portugiese selbst und der Spanier hat ein bestimmtes Ziel für seine Auswanderung in Süd-Amerika und auf den Philippinen, auf Timor, in Goa oder in Brasilien, wo er seine Muttersprache herrschend findet; der Schwede und der Däne selbst besitzt seine kleinen Eilande in Westindien; die Holländer, entlaufene Vasallen des deutschen Reichskörpers, gebieten über reiche Inseln im indischen Ocean und haben Nutzpunkte für ihren Handel in Westindien. Aber Deutschland, das von drei Meeren bespült wird, dessen Handelsmarine nach der englischen und nordamerikanischen an Zahl der Schiffe und an Bedeutung überhaupt, die dritte auf Erden ist, unser Deutschland, das im Herzen Europa's liegt, von beinahe vierzig Millionen thätiger, verständiger, erfindsamer, ausdauernder Menschen bewohnt wird, das unter seinen Staaten zwei Großmächte zählt, und mehr als eine Million streitbarer, waffengeübter Männer in's Feld zu stellen vermag, — es nennt keine Geviertmeile Erde jenseits der Meere sein; es besitzt nirgends eine ihm gehörende Provinz, wohin es den Ueberschuß seiner Bevölkerung schickte, und von wo aus dieselbe mit dem Mutterlande in Verbindung bliebe und auf das Mutterland in mannigfaltiger Weise zurückwirken könnte, während sie zugleich Anstöße und Einflüsse von der alten Heimath aus empfinge.

Unsere Staaten haben sich nie um die Regulirung der Auswanderung weder im Großen, noch im Einzelnen bekümmert, denn der Ausgewanderte zahlt ja keine Steuern mehr, und somit hat der Beamte kein Interesse weiter an ihm. Einzelne Regierungen, die es noch am besten meinten, und doch etwas thun wollten, gaben ihren Consuln, wenn sie deren hatten, die Weisung, sich der Auswanderer anzunehmen, und das war Alles. Wenn in der neuesten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit endlich mehr und mehr auf diesen hochwichtigen Gegenstand hingelenkt worden ist und sich mit demselben angelegentlich beschäftigt, so gebührt das

Verdienst ohne allen Zweifel besonders der Presse, welche sich der verlassenen Auswanderer annahm, und die Unterlassungssünden der Behörden, so viel in ihren Kräften stand, weniger nachtheilig zu machen suchte, durch wohlgemeinten Rath, durch gute Lehren und strenge Warnungen.

Wir besitzen keine Kolonien. Während andere Völker ihre Macht und ihren Einfluß, ihren Handel und ihren Nationalreichthum vergrößerten, das Meer mit ihren Schiffen bedeckten, fremde Erdtheile sich dienstbar machten, kamen wir allein zu kurz; denn wir wütheten in unseren eigenen Eingeweiden, führten mörderische Bürgerkriege, matteten uns ab in elenden theologischen Kloppfechtereien und stritten um Glaubenslehren, über deren Richtigkeit und Wahrheit doch allein dem Herrn im Himmel das letzte Urtheil zusteht. Wir schnitten uns die Kehlen ab, der jenseitigen Seligkeit halber, und brachten unser Reich hienieden, das wir zum Fechtboden für ganz Europa machen ließen, an den Rand des Abgrundes. Unsere Fürsten und Parteien hingen sich an das Ausland, welches uns ausbeutete und verachtete, und dabei gingen die alten Volksfreiheiten zu Grunde, die Willkürherrschaft, welche das so oft und fast immer ungerechter Weise geschmähete Mittelalter in deutschen Landen nie gekannt, kam in Gang und Schwang, unsere alte Kraft siechte dahin, und nur ein furchtbares Völker- und Staatenbeben, dem die Geschichte nur wenig gleiche an die Seite zu stellen hat, vermochte uns wieder emporzurütteln, unsere altgermanische, angestammte Kraft wieder zu beleben, die deutsche Leiche wieder zu einem frischen, gesunden Leben zu erwecken, nachdem der Körper zwei Jahrhunderte hindurch alle Stufen der Marter und Qual und Entwürdigungen ausgestanden hatte.

Die deutsche *Nation* ist gottlob wieder im Aufsteigen begriffen, weil sie der schnöden, vaterlandsverrätherischen Uneinigkeit und Zersplitterung abgesagt hat und sich wieder als ein *Ganzes* fühlt. Nur durch *Einheit* und *Gemeinsamkeit*, durch Brudersinn im *Volke*, das sich durch

künstliche Trennungen nicht von einander absondern lassen darf und vor allen Dingen und stets und überall den allgemeinen deutschen Gesichtspunkt festhalten muß, kann etwas Großes erreicht werden. Ließen wir wieder je den Provinzial- und Absonderungsgeist vorwalten, so sänken wir so tief herab, wie die unglücklichen Italiener.

Nun aber, da wir uns wieder als ein Ganzes fühlen, ist es auch Zeit, daß wir endlich als ein solches handeln. Daher sollen wir nicht müde werden, darauf zu dringen, daß wenigstens Consuln des Zollvereins in allen Handelsplätzen ernannt werden, besonders in den überseeischen Ländern, wenn der Bund nicht etwa deutsche Consuln anstellen wollte, was noch besser wäre, und sich zu der längstersehnten deutschen Flagge paßte, die nun endlich erscheinen und lustig auf dem Meere flattern soll. Auf sie wird der deutsche Auswanderer mit Freude blicken, sie wird ihn überall würdig an sein Vaterland erinnern.

Bis jetzt aber dient unser Menschenüberschuß immer nur noch dazu, andere Völker zu bereichern. Vor sechs Jahrhunderten, zur Zeit der Hanse, stand es in dieser Hinsicht anders und besser. Die Hanse wußte deutsche Kolonien zu begründen, sie und die deutschen Ritter erwarben Kurland, Esthland und Livland, Gebiete, die nun vom deutschen Körper abgetrennt, in denen aber deutscher Sinn und deutsches Wesen lebendig sind bis auf den heutigen Tag. Riga ist von Bremern erbaut worden, ist eine Tochter der alten Hansestadt an der Weser, und das eigentliche Preußen, in welchem ein so tüchtiger, gesunder Volkssinn lebt, ist auch eine deutsche Kolonie.

Auf dem Wege, den die Hanseaten betreten, hätten wir fortwandeln sollen. Aber die heillosen Zeitläufte haben es verhindert. Zwar die Welser, jene reichen Augsburger Kaufleute, besaßen einst große Länderstrecken im heutigen Venezuela, allein die Feldhauptleute, welche sie dort hielten, vermochten den Ränken und Gewaltthaten der Spanier nicht zu widerstehen, und die schöne Erwerbung brachte für Deutschland keine Früchte.

Wäre nur der hundertste Theil des Blutes, welches unsere Landsleute in fremden Erdtheilen für auswärtige Mächte vergossen haben, wäre nur der zehnte Theil des Nachdenkens und der Ausdauer, die Deutsche in fremdem Solde zum Nutzen Fremder vergeudeten, weil das Vaterland die besten Köpfe nicht geeignet zu verwenden wußte, im Dienste unserer eigenen Sache, und unseres eigenen Vortheils aufgeboten worden! Wir würden dann so gut wie die übrigen europäischen Völker Kolonien besitzen, deren Mangel wir täglich fühlbarer spüren. Von den bedeutenderen europäischen Nationen sind wir, neben den Italienern, die einzigen, welche daran Mangel leiden; denn Rußland, welches zuletzt auf den politischen Schauplatz trat, verfügt über sein unermeßliches Sibirien, und große Landstrecken auf der Nordwestküste Amerika's. Wir aber haben unsere Söhne in der ganzen Welt herumfahren lassen; sie haben den Holländern die schönen Eilande Hinterindiens erobern helfen, mit deutschen Soldaten wird jetzt eben Sumatra bezwungen, deutsche Soldaten führten Krieg für Brasilien gegen Buenos-Ayres, für England gegen Nordamerika, und leichtsinnig und unbesorgt überlassen wir unsere Landsleute noch heute ihrem Schicksale und sehen zu, wie sie von anderen Völkern benutzt werden, um für diese Eroberungen zu machen und unabhängige Nationen zu unterjochen, oder die Stelle der Neger einzunehmen; — und unsere Staaten und unsere „Frommen und Menschenfreundlichen“ sind ganz ruhig und gleichgültig gegen Seelenverkäuferei dieser Art. Man sagt zwar, und es gibt Leute, die es rühmend hervorheben, darin liege Kosmopolitismus; aber gerade dieser heillose Kosmopolitismus, diese mißverstandene Weltbürgerei, ist es ja gewesen, die unser Deutschland so elend machte; wir brauchen Patriotismus, eine Vaterlandsliebe, welche zunächst das Wohl der eigenen Angehörigen in's Auge faßt, nicht eine Weltbürgerlichkeit, die keine Theilnahme für unsere Landsleute, für unsere Auswanderer hat,

und ruhig zusieht, daß alljährlich tausende von Deutschen ihr Blut für Ausländer opfern.

Wenn wir die ungeheuern Kräfte, welche im Schooße unseres Vaterlandes noch schlummern, zum Leben erwecken, und für uns fruchtbar machen wollen, so müssen wir sie mit nach Außen lenken und uns auch dort ein Feld für die deutsche Thätigkeit eröffnen. Jetzt zerstreuen sich unsere Auswanderer über die ganze Welt. Es liegt nicht in unserer Absicht, hier zu untersuchen, was alljährlich eine so große Menschenmenge antreibt, die liebe Heimath zu verlassen; ob Unbehagen mit den politischen Zuständen, ob Uebervölkerung einzelner Gemeinden, ob Wechsel der Nahrungszweige und materielle Bedrängniß, ob ein phantastischer Zug, der in's Weite treibt, Hang zu Abenteuern, schiefe, unhaltbar gewordene persönliche Stellungen oder religiöse Bedrängniß und Unduldsamkeit, oder ob, wie wir glauben, alles dieses zusammenwirkt; — wir wollen hier nur bemerken, daß das Auswandern jetzt bestimmt keine Krankheit, sondern daß es eine Nothwendigkeit und ein Glück ist. Noch vor nicht gar langen Jahren glaubten die Behörden dagegen einschreiten zu müssen, und wollten die Leute nöthigen, in der Heimath zu bleiben; aber das natürliche Bedürfniß war mächtiger, als dieser Beamtenzwang, und aller Hemmnisse ungeachtet, nahm die Auswanderung immer mehr zu. Weil die Ursache nicht aus dem Wege geräumt wurde, konnte auch die Wirkung nicht ausbleiben. Nun endlich hat man die Auswanderung in ihrem Rechte anerkannt, man begreift vielfach, daß sie eine große Wohlthat werden, daß sie unseren aufstrebenden Kräften ein weites Feld nützlicher Thätigkeit eröffnen könnte. Aber soll das geschehen, dann muß man auch die Mittel wollen, die zum Zwecke führen, und wenn man Schritte thun will, so dürfen sie keine halben oder vereinzelten seyn, sonst ist wieder ein Mißlingen gewiß. Alles, was auf die Auswanderung Bezug hat, muß als eine gemeinsame deutsche Angelegenheit betrachtet werden. Läßt man diesen Gesichtspunkt fallen, so ist von vorne herein wieder Alles

verdorben. Die Willkür und die Zersplitterung müssen aufhören.

Die Zerrissenheit und die Zersplitterung! Sie zeigten sich, wie im Staats- und Volkswesen, wo es an jedem gewichtigen Schwerpunkt fehlte, so auch in der Auswanderung, die planlos in alle Welt ging und noch geht. Man braucht nur die Gegenden zu nennen; die Deutschen wanderten aus nach den Vereinigten Staaten und Kanada, nach Mexico und Demerara, nach Guatemala und Venezuela, nach Brasilien und Jamaica, nach Australien und Neu-Seeland, nach Java und Algier, nach Spanien und Polen, nach Rußland und in's Bánat, an die Wolga und in die Krim, kurz nach allen vierundsechszig Punkten der Windrose! Darf das so bleiben, in einer Zeit, wo das deutsche Volk wieder zum Bewußtseyn kommt, wo sich in der Nation das Bestreben zeigt, alte Sünden wieder gut zu machen und eine würdigere Geschichte zu beginnen? Es muß gehandelt werden; und wenn die, welche in ihrer Stellung die nächste Veranlassung und Verpflichtung zum Handeln haben, in der bisherigen Unthätigkeit verharren, so soll doch die Nation nicht müde werden, auf den wichtigen Gegenstand immer wieder zurückzukommen, um durch sogenannten Druck von Außen, das heißt durch immer gesteigerte Theilnahme, und indem sie selbst die Initiative ergreift, ihren Zweck zu erreichen. Es zeigt sich in ihr ein Streben nach freier Entfaltung des Bürgerthums; man fördert und pflegt Heerwesen*) und

*) Hier weicht die Ansicht des Herausgebers sehr wesentlich von der seines verehrten Herrn Mitarbeiters ab; seiner Ansicht nach kann man, Preußen und zum Theil auch Oesterreich und Baiern ausgenommen (wo man feste Grundsätze mit Kraft und Umsicht verfolgt), nicht im Ernste von Pflege des Heerwesens in den Staaten zweiten und dritten Ranges in Deutschland reden; die Eintheilung der einzelnen Contingente ist meistentheils eine Ehe zwischen Unzweckmäßigkeit und Kostspieligkeit; für Paradespielereien werden Jahr aus, Jahr ein Hunderttausende geopfert, aber vor jeder Maßregel, welche die Volkskraft wirklich erhöht, weicht man scheu zurück. Hat man

Wissenschaft, die Künste blühen, die Gewerbsamkeit entwickelt sich, mancher Hindernisse ungeachtet, zu größerer Blüte, die Verkehrsmittel mehren sich, der Handel sucht neue Absatzwege, das Nationalgefühl wächst, und mit ihm der Sinn und das Bedürfniß frischer staatlicher Zustände; — soll für die deutsche Auswanderung allein nichts geschehen, soll sie nicht organisirt und regulirt werden? Soll auch in Zukunft jeder Auswanderer für uns verloren seyn? Wie oft ist unwiderlegbar gezeigt worden, daß unser Gewerbfleiß und unsere Handelsgröße am besten dadurch gekräftigt würden, wenn wir Pflanzungen an der Küste eines ausgedehnten fremden Landes hätten; wohlgemerkt, an der Küste, damit die Ausgewanderten in unmittelbarer Verbindung mit dem Mutterlande bleiben könnten. Viel Zeit wurde versäumt, aber zu spät ist es immer noch nicht; wir haben Auswanderer, Kapitalien, Schiffe, Holz, Matrosen, Geld, Unternehmungsgeist, Einsicht in das was Noth thut, guten Willen. Es fehlt nur, daß ein hochgestellter Mann die Wichtigkeit dieses nationalen Gegenstandes begriffe und Kraft und Ausdauer daran setzte, um hier zu helfen, ein Wohlthäter Deutschlands zu werden, und sich mit Lorbeeren zu bedecken. In unserem Vaterlande werden jährlich Millionen und aber Millionen verausgabt, für Dinge, die an sich recht gut und löblich seyn mögen, die aber nicht gerade unmittelbar nützlich sind. Was für Summen nehmen nicht, um nur einen Gegenstand flüchtig zu berühren, die Theater in Anspruch? Allein die Ausgaben der Hoftheater belaufen sich auf zwei bis dritthalb Millionen Gulden! Mit einem Dritttheil dieſes Geldes, nur an einem Jahre erspart, könnte ein Kapital für die Auswanderung gebildet werden, das nicht unbeträchtlich wäre. Wir wollen nur dreißig Millionen Seelen für die deutschen Bundesstaaten rechnen, und annehmen, es würde auf den Kopf ein Steuerzusatz von nur einem einzigen Pfennig auf 365 Tage, also auf ein volles Jahr, geschlagen, eine Abgabe, die in Anbetracht des Zweckes, vorausgesetzt, daß sie von den Ständen gesetzlich bewilligt wäre, Niemand weigern würde oder könnte, so wäre eine hinreichende Summe vorhanden, um alle nothwendigen Bedürfnisse zu bestreiten, und einer Menge von Leuten die Auswanderung zu erleichtern, welche jetzt nicht im Stande sind, die Ueberfahrt und die ersten Kosten der Ansiedelung zu bestreiten. Daß die, welche wohlhabend sind, und für sich selber sorgen können, von diesen Geldern keine Unterstützung erhielten, verstände sich von selbst; sie würden schon zufrieden seyn und mit Dank anerkennen, wenn sie jenseits des Weltmeers, im fremden Lande, guten Rath und Männer fänden, die verpflichtet wären, den neuen Ankömmlingen an die Hand zu gehen und mit gutem Rathe beizuspringen. Diese Männer müßte eine in Deutschland niederzusetzende Behörde ernennen, die freilich nicht aus Beamten allein bestehen dürfte, sondern in der auch Landwirthe, Naturforscher, Kaufleute und Gewerbsmänner Sitz und Stimme hätten; sie müßte mit den deutschen Consuln der Länder, wohin die Auswanderung gelenkt werden soll, in steter Verbindung bleiben, und vor allen Dingen ihren Berathungen und Beschlüssen die möglichste Oeffentlichkeit geben. Daß sich, sobald endlich einmal Ernst gemacht würde, eine Menge von Auswanderungsvereinen in allen Gegenden bildeten, ist gar keinem Zweifel unterworfen.

Der Hauptzug unserer überseeischen Auswanderung ging von Anfang an nach Nordamerika. Er begann zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und damals trieb nicht, wie heute, eine theilweise Uebervölkerung unsere Landsleute über das Weltmeer, sondern der Druck, welchen viele der kleinen Potentaten ausüben durften, ohne daß Kaiser und Reich dem Unfuge steuerten. Die ersten deutschen Auswanderer wollten dem politischen und religiösen Zwange entfliehen, welcher in der Heimath schwer auf ihnen lastete. Sie zogen fort aus denselben Beweggründen, wie die englischen „Pil-

nicht in Württemberg erst neulich eine wahre Satire auf das Landwehrwesen geschaffen?

gervätern auch. Besonders häufig waren die Auswanderungen aus der Pfalz, wo die Jesuiten eine Protestantenverfolgung förmlich organisirt hatten. Schon im Anfange des vorigen Jahrhunders waren in Pennsylvanien etwa 20,000 Deutsche angesiedelt; die Mehrzahl, 8589 Köpfe, stammte aus der Pfalz, die übrigen waren aus dem Darmstädtischen und Hanauischen, zusammen etwa 3500; aus Franken, aus dem Mainzer Gebiete, aus Trier, Speyer, Worms, Hessen-Kassel, Zweibrücken, Nassau, dem Elsaß und Baden. Mehr als noch einmal so viele waren übrigens aus dem Vaterlande fortgezogen, aber sie erreichten die neue Welt nicht. Für die Schiffer waren sie damals, wie leider zum Theil noch jetzt, ein Spekulations- und Speditionsartikel, eine Fracht, wie ein Tabacks-, Baumwollen- oder Leinwandballen; sie wurden auf den Fahrzeugen dicht zusammengepackt, fast wie die Sklaven, erhielten schlechte Nahrung, und der größte Theil fand schon auf der See ein trauriges Ende. Die, welche Pennsylvanien erreichten, waren meist arm, sie mußten die Kosten der Ueberfahrt abverdienen, wurden von den Schiffseigenthümern an Ansiedler verkauft oder verpachtet, welche dafür die Fracht bezahlten. Dann mußten sie Jahre lang, gegen dürftige Kleidung und Kost, die härtesten Arbeiten verrichten, und manche wurden weniger geschont, wie die Negersclaven, weil diese ja durch allzu große Arbeit krank werden oder sterben konnten, wodurch ein Kapital verloren gegangen wäre. Aber wann der Deutsche starb; was lag daran? Er hatte seine Fracht längst abverdient.

Nach Ablauf einer Reihe von Jahren durfte er dann den Anfang machen, den Urwald auszuroden und sich auf eigene Hand anzusiedeln. Von jenen Auswanderern stammen viele, jetzt reiche und angesehene Familien Pennsylvaniens ab; denn diese Männer waren unverdrossen, und die, welche Alles überstanden, errangen doch wenigstens Wohlstand für ihre Kinder.

Damals wie jetzt unterließen die Seelenkäufer nicht, in Flugschriften und Zeitungsblättern die Länder, wohin sie Arbeiter locken wollten, als Paradiese zu schildern, und die

Praxis, mit welcher der verruchte Oberst Schäfer vor nun beinahe zwanzig Jahren die Unerfahrenen und Leichtgläubigen in ein sicheres Elend nach Brasilien lockte, ist schon ein Jahrhundert alt, und geht eben jetzt mehr als je im Schwange, besonders von Belgien und England aus, wie wir weiter unten nachweisen werden. Auch damals ließen sich viele bethören. Im Jahre 1709, während des spanischen Erbfolgekriegs, waren die Auswanderungen im südlichen Deutschland so allgemein, daß ganze Gemeinden nebst ihren Predigern die Heimath verließen, um nach Carolina zu ziehen. Man hatte ihnen vorgespiegelt, sie könnten sich dort blos durch Einsammeln von Gewürznelken, die bekanntlich in Carolina gar nicht wachsen, reichlich nähren. Vom 16. Mai 1709 bis zum Januar 1710 kamen nicht weniger als 32,468 Deutsche in London an; ein Schiff, welches ihrer zweihundert an Bord hatte, war auf der Fahrt von Holland nach England untergegangen. In London war man erstaunt über diese Masse armer Leute. Sie wurden auf der sogenannten schwarzen Haide in ein Lager vertheilt, und zum Theil sorgte man freundlich für sie. Aber bei weitem die meisten hatten entsetzliches Ungemach auszustehen. Es waren unter ihnen viele Katholiken, und die Engländer gerade damals höchst unduldsam gegen diese. Pöbelhaufen rotteten sich zusammen und fielen mit Sensen und Flinten bewaffnet in's Lager ein, um die Katholiken zu ermorden. Nur mit Mühe konnte dem Unfuge gesteuert werden. Bald nachher trat nasse Witterung ein, die in ihrem Gefolge Krankheiten und Seuchen hatte, wodurch 3060 dieser Unglücklichen dahin gerafft wurden. Unter den übrigen nahm die Sittenlosigkeit überhand; Alles heirathete durch einander, und die heiligsten Bande wurden zerrissen. Die Leichen wurden nicht einmal ehrlich begraben und zum Theil von den Hunden gefressen! Endlich nahm die englische Regierung ein Einsehen in ihrer Weise. Dreizehnhundert kräftige junge Bursche wurden ausgehoben und unter die Soldaten gesteckt; allen Uebrigen wurde kund gethan, daß sie nach Deutschland zurückgeschickt

werden würden, wenn sie nicht zum Protestantismus übertreten wollten. Etwa fünfhundert bequemten sich dazu; dreitausend sechshundert blieben jedoch standhaft und wollten wieder in die Heimath. Vielen wurden die Kinder weggenommen, mit denen man damals in London einen förmlichen Handel trieb. Viertausend deutsche Ansiedler sandte man nach Irland, wo sie gewissermaßen als Leibeigene behandelt wurden und in die elendeste Lage geriethen; viele zogen als Bettler durch's Land; sechszehnhundert sollten die Klippen der Scilly-Inseln anbauen, wurden aber, als die Bewohner jener Eilande dagegen einschritten, auch nach Deutschland zurückgesandt. Manche fanden Beschäftigung in den Alaunwerken. Von jenen 33,000 hatten nicht weniger als 17,000 in England ihr Grab gefunden. 3000 waren in England oder Irland als Soldaten oder Arbeiter zerstreut, 7000 zogen wieder in's Vaterland und nur 5000 wurden nach Amerika eingeschifft. Diese gelangten theilweise nach Pennsylvanien, Neuyork und Carolina. In dem letztern Lande sind dann die meisten unter der Streitaxt der Indianer gefallen, viele andere gestorben und verdorben! Sie irrten, wie unser Bild zeigt, in den Urwäldern umher, und vielleicht fleheten sie den Himmel um baldige Erlösung von ihren Leiden an, — denn auf Errettung aus der Noth war wohl kaum zu hoffen.

Es versteht sich von selbst, daß damals keine deutsche Regierung sich um das Schicksal dieser Auswanderer bekümmerte.

In der Hungerzeit nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als blos in Kursachsen 66,000 Menschen elend dahinstarben, wurde die Auswanderung, welche vorzugsweise in Schwaben und der Pfalz, aber in verhältnißmäßig geringer Ausdehnung, ohne Unterbrechung regelmäßig fortging, wieder stärker. Viele wanderten nach Jütland um 1760, und seit 1763 in die Steppen an der Wolga, nach Saratow und Astrachan. In einem einzigen Jahre zog Rußland 16,000 deutsche Ansiedler in jene Gegenden, und dort, wie



in Krim und ſpäter in den Kaukaſusgegenden bewohnen ſie nun eine Anzahl von Dörfern und leben im Wohlſtande. Etwa um dieſelbe Zeit berief Maria Thereſia mehre Tauſende nach Ungarn und in's Banat; ja Spanien gründete deutſche Anſiedelungen in den Sierra Morena, die anfangs gediehen, bald aber, in Folge kirchlicher Unduldſamkeit der ſpaniſchen Regierung wieder zu Grunde gingen. Heut zu Tage iſt von ihnen nichts mehr übrig; nur hin und wieder trifft man in Andaluſien blauäugige, blonde Leute; es ſind Abkömmlinge jener deutſchen Koloniſten. Im Jahre 1766 ſpeculirten die Franzoſen auf deutſche Anſiedler für ihre amerikaniſchen Pflanzungen und ſchafften einige Tauſend dorthin. Zuletzt endlich wurden die deutſchen Regierungen aufmerkſam; es wurden kaiſerliche und Kreis-Edikte erlaſſen. Das kurrheiniſche iſt von 1766, und Joſeph der Zweite veröffentlichte zwei Jahre ſpäter ein ſolches gegen den „Frevel“ der Auswanderung und gegen die „Anwerber, Emiſſarien und Verführer, die nach Befinden mit Leibes- und allenfallſiger Lebensſtrafe angeſehen werden ſollten.“ Im Jahre 1783 ließ er aber ſelbſt zu Frankfurt am Main und Rottenburg am Neckar deutſche Koloniſten nach Gallizien einladen.

Einen neuen Anſtoß erhielt die Auswanderung nach Amerika durch den Unabhängigkeitskrieg, welchen die dreizehn vereinigten Provinzen mit Großbritanien führten, das bekanntlich von manchen kleinen Potentaten, z. B. Waldeck, Heſſen-Kaſſel ꝛc., „Landeskinder“ miethete, welche gegen die Amerikaner fechten mußten. Unter welchen Umſtänden dieſes geſchah, iſt Jedem ſchon aus Schillers Kabale und Liebe bekannt. Deutſchland erhielt nach dem Kriege die verkauften Truppen *mit dem Verluſte von fünfzehntauſend achthundert und dreiundfünfzig Mann wieder zurück.*

Viele dieſer verhandelten Unterthanen waren ſo klug, auszureißen und mit den Amerikanern gemeinſchaftliche Sache zu machen. — Sie ſiedelten ſich an und zo-

gen ihre Verwandten nach. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Heimgekehrten nahm den Abschied, und ging mit Weib und Kind hinüber, und seitdem ist die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten fortwährend im Steigen begriffen, wenn man einige Jahre, bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution, wo sie etwas in's Stocken gerieth, abrechnet. Die meisten Auswanderer kommen aus Gegenden, in welchen das ländliche Grundeigenthum zersplittert ist, und wo sich in Folge dieses Umstandes so leicht das Vermögen einer Familie verringert, und Massen sehr dürftiger Leute erzeugt werden. Das ist vorzugsweise in Mittel- und Süddeutschland der Fall. Im Norden war die Auswanderung immer schwächer, aus Hannover sind nur wenige hinübergezogen; sie haben im Staate Illinois die Stadt Vandalia gegründet. Die aus Preußen fortziehen, thun es, weil sie über kirchliche Unduldsamkeit sich beschweren und dem Gewissensdrucke entfliehen wollen; so eben jetzt wieder die tausende von Altlutheranern. Um sich drüben anzusiedeln und das Land zu bauen, sind norddeutsche Bauern kaum noch ausgewandert, wohl aber Handwerker und Kaufleute in nicht geringer Anzahl, während aus Mittel- und Süddeutschland vorzugsweise Bauern wegziehen, und zwar ganze Gemeinden, wie noch vor zwei Jahren wieder am Vogelsberge in Oberhessen der Fall war.

Seit den politischen Bewegungen von 1830 sind, im Unmuthe über manche unerquickliche Zustände, die dermalen noch in Deutschland obwalten, auch viele Männer aus den höher gebildeten Ständen nach den Vereinigten Staaten gezogen. Seitdem hat das deutsche Element dort Aufschwung und eine feste Richtung bekommen. Vier Fünftel von Denen, welche in fremde Länder zogen, befinden sich in dem Lande zwischen dem mexikanischen Meerbusen und dem St. Lorenzstrome. Dort finden sie Landsleute, fruchtbaren Boden, in den nördlichen und westlichen Staaten gesundes Klima, Absatz für die Erzeugnisse des Bodens, und bleiben in regelmäßiger Verbindung mit Europa. Nach Verlauf

weniger Jahre treten sie in den Genuß sehr ausgedehnter bürgerlicher Rechte, und stehen mit den Angloamerikanern völlig gleich. Sie haben deutsche Kirchen und Schulen, deutsche Vereine und Milizkompagnien mit vaterländischem Befehl, und schon jetzt an hundert Zeitungen in der Muttersprache. Sie fangen an, sich als eine politische Macht zu fühlen, die häufig bei Wahlen den Ausschlag gibt. In Philadelphia leben mehr als 30,000, in Neuyork 25,000, in Baltimore 15,000 Deutsche; ihre Gesammtzahl in der Union beläuft sich jetzt schon auf dritthalb Millionen Köpfe und alle Jahre kommt ein Zuwachs von neuen zwanzig bis dreißig tausend. Außerdem nehmen sie, was die Masse betrifft, gewissermaßen einen eigenen Landstrich an, und haben sich an den großen Seen und am Ohio koncentrirt. Sie siedelten sich nämlich vorzugsweise an: in Pennsylvanien und einem Theile Neuyorks, in Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Iowa und Wisconsin. Nur in einem einzigen Staate, in welchem Sklaven gehalten werden, in Missouri, wohnen Deutsche in größerer Anzahl; etwa 15,000 in Kentucky, Manche zerstreut auch in beiden Karolina, und, den Mississippi, abwärts bis nach Neu-Orleans. Aber neun Zehntel wohnen doch in sogenannten freien Staaten, die keine Negersklaven haben, und sich eines gemäßigten Klima's erfreuen. Zwar den Ansiedlern wird anfangs das Leben sauer, sie stoßen auf manche Hindernisse, sie leiden durch die Schwindeleien der Angloamerikaner, es gelingt nicht Allen, Wohlstand zu erwerben; allein Thatsache bleibt, daß die überwiegende Mehrzahl derer, welche mit einigem Vermögen hinüberkommen, und besonders die, welche Landbau treiben und eine zahlreiche, arbeitsfähige Familie mitbringen, nach Ablauf von vier oder fünf schweren Jahren zu einigem Wohlstande, und manche auch später zu Reichthum gelangen. Jedenfalls ist für ihre Kinder gesorgt.

So lange in Deutschland nicht für die Regulirung der Auswanderung etwas Rechtschaffenes gethan wird, und so lange die seitherige Vernachlässigung dieses wichtigen Gegen-

standes andauert, thut der Auswanderer wohl, in die Vereinigten Staaten zu gehen. Da hat er sich denn freilich hüben und drüben vor Betrügern zu hüten, welche in den großen Hafenplätzen, besonders in Neuyork, Philadelphia und Neuorleans die Unerfahrenheit der Einwanderer zu ihrem Vortheile ausbeuten. Um diesen Betrügern das Handwerk zu legen, hat sich vor einigen Jahren in Neuyork eine deutsche Gesellschaft gebildet, um den Einwanderern mit Rath und That an die Hand zu gehen. Sie wirkt sehr wohlthätig, hat schon Manchem die Habe gerettet und ihn vor dem Bettelstabe bewahrt. Ihre Mitglieder bestehen aus lauter geachteten Männern der deutschen Gemeinde, die sämmtlich ihre übernommenen Aemter unentgeltlich verrichten.

Mit dieser deutschen Gesellschaft verhält es sich folgendermaßen. Die Mitglieder derselben gehörten früher meist einem anderen Vereine an, dessen Zweck war, deutsche Kranken, Wittwen und Waisen zu unterstützen und ihnen fortzuhelfen. Seit von 1830 an der Zudrang deutscher Einwanderer immer stärker ward, stellte sich heraus, wie nothwendig es sei, dieselben gegen schlaue Betrüger in Schutz zu nehmen. Die Gesellschaft machte dem reichen und wohlthätigen Johann Jakob Astor (aus der Pfalz gebürtig) geeignete Vorschläge, und dieser Menschenfreund entschloß sich, eine Agentur zu errichten, welche zwar unabhängig von dem Fond der Gesellschaft seyn, doch unter Leitung der letztern stehen sollte. Wirthen, Maklern und andern Leuten dieser Art, welche früher große Summen von den Einwanderern zogen, ist nun zum großen Theile das Handwerk gelegt; sie suchen sich aber dadurch zu rächen, daß sie dem Zwecke der Gesellschaft entgegen arbeiten, was ihnen jedoch nur in beschränktem Umfange gelingt. Der Agent des Vereins begibt sich sogleich an Bord, wenn ein Schiff mit Deutschen anlangt, und ertheilt ihnen guten Rath. Wenn sie denselben befolgen, so entgehen sie den Betrügern. In einem Schreiben des Agenten Herrn Paulsen in Neuyork an Herrn Dr. Strecker in Mainz, der sich erboten hat, in Deutschland unentgeldlich im Sinne

und für die Zwecke des amerikanischen Vereins zu wirken, heißt es, vom 1. März 1842, unter Anderm:

„Kaum sind die Einwanderer an's Land gesetzt, so fallen Wirthe und Makler über sie her; Alles, was der Agent der Gesellschaft ihnen gerathen, wird vergessen, man findet sogenannte „Landsleute, die es gut und redlich mit uns meinen", und so wird der Betrug angefangen und fortgesetzt, bis man aus Jedem seinen Antheil herausgepreßt hat. Vorzüglich sucht man die Auswanderer zu berauschen, wozu leider die hiesigen (in Neuyork) schlechten Getränke so gut die Hand bieten; selbst Bier, zwei bis drei Gläser getrunken, berauscht. Ach, was habe ich oft für traurige Beispiele gesehen! Fremde, welche in solchen Plätzen und Verhältnissen nie waren, können sich keinen Begriff davon machen, wie es in Neuyork, Baltimore und Neuorleans beim Ausschiffen der Einwanderer hergeht. Haben sich doch sehr viele Fälle im vorigen Sommer gefunden, wo man uns Sträflinge von den Regierungen der kleinen sächsischen Fürsten, aus Baiern und Hannover, und eine Menge gebrechlicher und schwacher Personen herübergesandt, deren Ueberfahrtkosten die Gemeinden bestritten, um sich dieser Leute zu entledigen" u. s. w.

Herr Paulsen warnt dann vor leichtsinnigem Auswandern, macht auf die Geschäftsstockungen in Amerika aufmerksam, weist nach, daß mittellose Leute zur schwersten Arbeit gezwungen sind, und sagt: „Der Landmann, welcher so viel Geld mitbringt, um sich anzukaufen, findet stets seine Rechnung dabei. Es hat sich ein neues Feld für diese Leute im Wisconsingebiete geöffnet. Es ist ein anerkannt gesundes Land und hat überall gutes Wasser, was in Missouri, Illinois, Indiana und Ohio so oft fehlt; einen reichen ergiebigen Boden, Waldung und offene Felder, directe Verbindung zu Wasser mit Neuyork und in zwei Jahren auch mit Neuorleans. Dann ist noch viel Regierungsland zu 1¼ Dollars zu haben. Wenn Leute Sie um Rath fragen sollten, wohin sie sich zu wenden hätten, dorthin können Sie dieselben mit gutem Gewissen empfehlen.

Es soll sich ein Herr Oakley nach Deutschland begeben haben, um Einwanderer nach Illinois anzuwerben. Rathen Sie den Leuten davon ab, es ist eine Spekulation, die übel ausfallen wird. Dazu ist die Fahrt von Neuorleans nach St. Louis sehr gefährlich. Es sind im vorigen December wieder zwei Schiffe, mit Auswanderern dorthin bestimmt, gescheitert. Besonders empfehlen Sie den Leuten, welche bei Ihnen ihren Akkord machen, auf die Karten, welche man ihnen in Havre an hiesige Wirthe gibt, keine Rücksicht zu nehmen. Die Auswanderer, welche in die Hände dieser Wirthe fallen, sind gewissermaßen verkauft und werden auf alle Weise geprellt. Bemerken Sie, daß von mir (dem Agenten der deutschen Gesellschaft) auf der Quarantäne Karten von sechs verschiedenen guten deutschen Wirthen ausgetheilt werden, wo sie eine reelle und gute Bedienung erhalten. Sollten die Auswanderer mit Leuten auf dem Schiffe zusammentreffen, welche schon früher hier in Amerika waren, so haben sie sich vor diesen besonders zu hüten. Da diese durch die Mühle gegangen sind, so kennen sie das ganze Wesen, und benutzen in der Regel die Unerfahrenheit der Auswanderer zu ihren Gunsten, kaufen für sie ein und machen Akkorde, wobei sie stets frei ausgehen." —

Die Beförderung deutscher Auswanderer von den Seehäfen aus nach Amerika ist besonders in den letzten zehn Jahren zu einem völligen Gewerbe geworden, und durch die Konkurrenz sind die Ueberfahrtspreise allmälig so herabgedrückt worden, daß sie fast bis zur Hälfte niedriger stehen, als früher. (50 bis 70 Gulden für den Erwachsenen.)

Uns scheint, nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände, Folgendes am Zweckmäßigsten. Die Auswanderer aus dem südlichen Deutschland und Franken thun am besten, wenn sie in Mainz ihre Verträge bis Neuyork abschließen. Sie werden von dort auf den Düsseldorfer Dampfschiffen bis Rotterdam, und hier ohne Aufenthalt nach Havre geschafft, von wo bestimmt alle zehn Tage ein für Auswanderer eingerichtetes Schiff nach Amerika abfährt. Diese Fahrt ist die

kürzeste und sicherste. Der Mainzer Agent hat dafür gesorgt, daß alle Schiffe, bevor sie in See stechen, von achtbaren, in Havre ansässigen Landsleuten untersucht werden, und Alles in gehöriger Ordnung sich befindet. Das Schiffsbrod wird schon in Mainz gebacken und ist vortrefflich. Kommen die Auswanderer in Neuyork an, so geht der Agent der dortigen deutschen Gesellschaft sogleich an Bord. Die, welche aus Norddeutschland wegziehen, sollten sich nur nach Bremen, nie nach Hamburg begeben. In Bremen sorgen achtbare Handelshäuser und die Behörden dafür, daß zur Ehre des Platzes Alles in Ordnung ist. Die Fahrt dauert etwas länger, als jene von Havre; das gleicht sich aber einigermaßen durch den Umstand aus, daß die Bremer Schiffe deutsche Mannschaft und Kapitäne haben, und auch an Bord dieser Schiffe kommt in Neuyork der Agent. Unter allen Umständen sollen sich Auswanderer hüten, auf holländische oder belgische Schiffe zu gehen. In Rotterdam, wie in Antwerpen geht es schnöde und schändlich her. Erst im Monat Mai 1843 hatte am letztern Platze wieder ein Schiff hundert Auswanderer zu viel an Bord genommen, und sie auf einander gedrängt, wie Negersklaven, oder Häringe in der Tonne. Nur durch Zufall wurde dem Unfuge noch gesteuert. In Havre und Bremen brauchen ohnehin die Auswanderer nie lange zu warten, weil diese beiden Hafenplätze ununterbrochenen Verkehr mit den Vereinigten Staaten unterhalten, und die Schiffe auf den Transport von Auswanderern eingerichtet sind. Wer es irgend möglich machen kann, soll die, ohnehin weit längere Fahrt, nach Neuorleans und den Missisippi aufwärts vermeiden, und lieber in Neuyork landen, von wo tägliche Gelegenheit zu Wasser und Lande nach den Staaten im Süden der großen Seen und im Westen, überhaupt nach dem Ohio und dem Missisippi, zu finden ist. Wie die Sache jetzt steht, empfiehlt sich für deutsche Bauern vorzugsweise die Ansiedelung in Jowa, Wisconsin und Michigan; doch ist letzteres feuchter, und jene möchten deshalb vorzuziehen seyn.

Von welch' ungeheuerer Bedeutung die Einwanderung für die Vereinigten Staaten ist, ergibt sich daraus, daß, amtlichen Angaben zufolge, vom 1. Januar 1832 bis zum 15. August 1842 nicht weniger als 504,142 Köpfe aus Europa ankamen, und ein Kapital von ungefähr 21,900,000 Kronenthalern mitbrachten. Wie sich die Einwanderung von Jahr zu Jahr steigert, mögen folgende Zahlen darthun:

Jahr.	Einwanderer.	Dollars.
1832	38.815	1,500,000
1833	39.440	1,600,000
1834	39,461	1,600.000
1835	43,959	2,000.000
1836	46 922	2,000.000
1837	51.676	2,000 000
1838	24 218	1.000 000
1839	47.688	2,000 000
1840	60.722	3 000.000
1841	55.855	2.500.000
1842	55,386	2,500000.

Binnen zehn Jahren nahm also die Bevölkerung der Vereinigten Staaten lediglich auf diesem Wege um mehr als eine halbe Million Seelen zu, die ein ungeheueres Kapital an Geld und Fleiß mitbrachten. Im Durchschnitt verlassen jährlich 20 bis 30,000 Deutsche Deutschland; doch ist diese Anzahl gering gegen jene aus Großbritannien und Irland, denn vom 5. Januar 1841 bis dahin 1842 wanderten nicht weniger als 118,592 Köpfe aus dem Vereinigten Königreiche; davon gingen 45,017 nach den Vereinigten Staaten von Amerika, 38,164 nach Kanada, und die übrigen nach anderen englischen Besitzungen. Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß von 1834 bis 1841 nicht weniger als 58,201,151 Acker Kongreßland verkauft wurden, welche dem amerikanischen Schatzamte 73,832,008 Dollars eintrugen.

Die Auswanderung unserer Landsleute nach Kanada ist nie bedeutend gewesen, nur Einzelne sind dorthin verschlagen worden. Dagegen melden öffentliche Blätter, daß eine Anzahl Adeliger mit Unterstützung eines regierenden Fürsten eine Niederlassung in Texas gründen wollen. Der deutsche Adel hätte schon längst sein Augenmerk auf die Auswanderung richten und vom englischen lernen sollen, wie man Familien wohlhabend und angesehen erhält. Jetzt spielen die nachgeborenen Söhne des Adels in Deutschland keine beneidenswerthe Rolle. Die Mehrzahl ist arm; sie drängt sich in das Heer und in den Staatsdienst, in welchen auch nur langsam in die Höhe zu kommen ist. In früheren Zeiten zogen solche nachgeborenen Söhne in die Fremde und erwarben dort mit Waffen in der Hand Ruhm und Reichthum. Dazu ist jetzt keine Gelegenheit mehr vorhanden; sie hätten sich also ein geeignetes Feld für ihre Thätigkeit suchen und den Engländern folgen müssen, die einen großen Theil der Nachgeborenen in die Kolonien schicken, wo mit wenig Kosten bedeutendes Grundeigenthum noch für Kinder und Kindeskinder zu erwerben ist. Von dieser Wahrheit scheint auch ein sächsischer Edelmann, Herr von Racknitz überzeugt gewesen zu seyn. Er vergriff sich aber in der Wahl, als er im mexikanischen Staate Tamaulipas eine Niederlassung gründete, denn hier stand er mit seinen Deutschen eben so vereinzelt, wie Sartorius mit seiner Ansiedelung Mirador, oberhalb Vera Cruz. Von beiden Niederlassungen haben wir seit Jahren nichts mehr gehört; für die deutsche Sache sind sie jedenfalls ohne Belang geblieben. Das wird wohl auch mit den oben erwähnten Projekten der Fall seyn, die sich auf Texas beziehen. Zuvörderst ist bekanntlich dieses Land noch streitiger Boden, welchen eine Anzahl amerikanischer Einwanderer den alten Besitzern, den Mexikanern, abgenommen hat. Diese Wunde ist noch nicht verschmerzt, und Mexiko zu nichts weniger geneigt, als in eine Abtretung zu willigen. Vielmehr rüstet es alljährlich gegen „die Rebellen", und die Fehde dauert nun schon Jahre lang, wenn auch mit zeitweiligen Unterbrechungen. Bei dem Zuströmen rüstiger Männer aus der Union und bei der Schwäche Mexiko's ist nun freilich vorauszusetzen, daß Texas unabhängig bleiben werde, und von dieser Seite her wäre

also kaum etwas Ernstliches zu befürchten. Allein wenn jetzt mit gemeinsamen Mitteln von Deutschland aus Niederlassungen gegründet werden, so muß man immer den nationalen Standpunkt im Auge halten, und nicht blos einzelnen übervölkerten Strichen und Gemeinden die Ueberzahl der Bevölkerung nehmen wollen. Es muß immer das Hauptaugenmerk darauf gerichtet seyn, daß die neuen Ansiedelungen fruchtbringend für das Mutterland werden, mit demselben in stetem Verkehr bleiben. Und das können sie nur, wenn Gelegenheit gegeben ist, sie zusammenhängend und in Verbindung mit der Seeküste zu erhalten. In Texas ist die amerikanische Bevölkerung bereits überwiegend, die Deutschen würden also auch hier vereinzelt seyn, sich verlieren unter den Fremden, und können bei Weitem nicht in eine so günstige Lage gerathen, wie in den Vereinigten Staaten. Texas grenzt an den mexikanischen Meerbusen; es hat keinen guten Hafen, und der ganze Küstensaum ist ungesund und wird von mörderischen Fiebern heimgesucht. Die Ansiedelungen könnten also nur im Inneen stattfinden, wo allerdings fruchtbarer Boden in Masse vorhanden ist; aber im Innern ist die Verbindung mit Deutschland abgeschnitten, und während vom Westen die Mexikaner Raubeinfälle unternehmen, drohen von Norden her die wilden Kamantsches-Indianer, ein grausames Reitervolk, dem schon tausende von Kolonisten unterlegen sind. Wie wir vernehmen, sind die an der Spitze der Auswanderung stehenden Edelleute, von denen mehrere Texas selbst besuchten, um an Ort und Stelle die nöthigen Vorkehrungen zum Empfang der Einwanderer zu treffen, sehr sorgfältig und umsichtig zu Werke gegangen, und es handelt sich bei dem Unternehmen keineswegs um eine Geldspekulation; es liegt ihm vielmehr die beste Absicht zum Grunde. Deshalb verdient es anerkannt zu werden, aber eine große, nationale Bedeutung können wir demselben nicht beilegen, da die deutschen Ansiedler stets in der Minderzahl sich bilden und von der Küste entfernt bleiben werden.

Dasselbe gilt von jener nach Venezuela, einem Theile

der vormaligen Republik Columbia, im nördlichen Süd-Amerika. Ein Oberst, Herr Codazzi, hat einige hundert deutsche Auswanderer dorthin geführt. Er will sie auf den Ausläufern der großen Kordillere saßhaft machen, wo das Klima allerdings mild und gesund ist; auch sollen sie keine tropischen Produkte bauen. Da sie aber von dem guten Willen eines Privatmanns abhängen, und nirgends Gewähr geleistet worden ist, daß die ihnen gemachten Versprechungen auch ehrlich gehalten werden, so ist ihr Schicksal ein sehr ungewisses. Und vereinzelt wie sie allein, mitten in einem fremden Lande, stehen, sind auch diese Leute für Deutschland völlig verloren.

Jeder ehrliche und verständige Mann sollte gegen die Auswanderung nach den heißen, zwischen den Wendekreisen liegenden Länder seine Stimme erheben. Bis jetzt sind noch alle Ansiedelungen, welche man dort mit unseren Landsleuten versuchte, durchaus mißlungen. Man kann es nicht genug wiederholen: der Deutsche gedeihet nicht in der heißen Zone; er muß Schnee und Winter haben, wenn auch nur vier Wochen im Jahre. Alle Auswanderungen nach tropischen Gegenden sind Menschenvergeudung; es steckt immer der Tod dahinter, und wer unsere Landsleute dorthin befördert, ist, wissentlich oder unwissentlich, ein Seelenverkäufer.

Da hat vor fünf Jahren ein Spekulant, Namens Ries, im Auftrage der Pflanzer von brittisch Guyana, Deutsche nach Demerara gelockt, wo sie Negerarbeiten verrichten sollten, die sogar für die Hill-Kulies aus Ostindien zu angreifend waren. Als die Neger freigegeben wurden, machte sich das Bedürfniß nach weißen Arbeitern fühlbar. Ein gewisser Meyer schaffte einige hundert Deutsche nach Jamaika hinüber, wo sie wenige Monate nach ihrer Ankunft wegstarben, wie die Fliegen. Nicht besser ging es in Demerara, einem der heißfeuchtesten Länder auf Erden. Ein Dr. Koch, der dort war, mußte das Land anpreisen; aber schon im Jahre 1839 war von allen Deutschen, welche dort

Feldarbeit verrichtet hatten, auch nicht eine Seele mehr übrig, und auch der Doktor Koch vom Fieber hinweggerafft worden.

So wird es auch in Guatemala mit der belgischen Niederlassung Santo Thomas gehen. Die Belgier haben eingesehen, daß für ein fabrikreiches Land ein fester überseeischer Absatz eine Nothwendigkeit, und für einen Staat, der eine Seeküste hat, eine Kolonie von großem Belang werden könne. Also trat in Brüssel ein Verein reicher Leute zusammen, um irgendwo in Amerika Land zu erwerben. Die Wahl fiel auf einen Landstrich in Mittelamerika, der für den Welthandel eine ungemein bequeme Lage hat. Dieser Umstand scheint in Brüssel alle andern Erwägungen in den Hintergrund gedrängt und alle Bedenklichkeiten überwogen zu haben, die allerdings schwer in's Gewicht hätten fallen sollen. Jener Landstrich, zwischen der englischen Niederlassung Belize und der berüchtigten Moskitoküste, war ursprünglich von einer Gesellschaft englischer Spekulanten erworben worden, die das Land billig ankauften, um es theuer wieder los zu schlagen. Es zeigte sich aber bei näherer Untersuchung, daß auf der Welt keine ungeeignetere Gegend für die Anlage einer Ackerbaukolonie gefunden werden könne. Das Land ist allerdings ungemein fruchtbar und üppig, aber bis auf den heutigen Tag noch Urwald und Sumpf. In den Paar Ortschaften, die sich dort befinden, z. B. Izabal, leben kaum tausend Menschen, und diese kränkeln ununterbrochen am Fieber; selbst die Indianer meiden diese sumpfige Gegend. Nur weiter landeinwärts, im Gebirge, ist das Klima besser. Die englischen Spekulanten haben versucht, das englische Ministerium für ihre Pläne zu gewinnen; dieses ließ durch seinen Gesandten in Mittelamerika, Chatfield, genaue Erkundigungen einziehen, und als diese in hohem Grade ungünstig ausfielen, erklärte es kurzweg, daß von seiner Seite für eine Niederlassung in solch ungünstiger Lage nichts geschehen würde; es schlug jede Garantie ab. Die von den Spekulanten hinübergeschickten Ansiedler, worunter auch Deutsche, erlagen nach wenigen Monaten bis auf Einzelne, die sich in's Gebirge retteten, dem mörderischen hitzigen Fieber, welches dort Sabandillo heißt. Und dieses Land hat die Brüsseler Gesellschaft angekauft! Sie sandte eine Untersuchungskommission ab, deren Berichte jene Gegend als ein Paradies schildern, und sich in pomphaften Anpreisungen überbieten. Nur ein Mitglied der Commission, Petit, war ehrlich und unbefangen genug, zu erklären, daß er jenen Landstrich für vollkommen ungeeignet zur Ansiedelung halte, und daß er von dem Mißlingen aller entworfenen Pläne völlig überzeugt sei. Er wurde nicht gehört. Man entwarf vielmehr in Brüssel Statuten, die allerdings vortrefflich sind; man muß aber bedauern, daß sich schwerlich Gelegenheit finden wird, sie anzuwenden. Denn es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, und wissenschaftlich, aus der natürlichen Beschaffenheit jener tropischen Gegend nachweisen, daß eine Ackerbaukolonie dort unmöglich gedeihen kann. Die belgische Kompagnie hat es von vorne herein darauf abgesehen, Deutsche nach Santo Thomas zu ziehen, sie hat bei uns eine Menge gedruckter Anweisungen verbreitet, und die deutschen Kapitalisten aufgefordert, sich bei dem Projekte zu betheiligen. Bis jetzt, so viel wir wissen, ohne Erfolg. Zwei deutsche Edelleute, der Graf Hompesch und Hr. Alexander von Bülow, haben sich des Projekts mit großem Eifer angenommen, und der Letztere ist selbst im Frühlinge dieses Jahres mit nach Santo Thomas unter Segel gegangen. Bis jetzt (Anfangs Juli 1843) sind uns noch keine Nachrichten von dort bekannt; sie werden aber nicht ausbleiben, und wohl im Anfang günstig lauten; aber wir verbürgen uns, daß jene Kolonie in Mittelamerika an der See unmöglich gedeihen kann, schon aus klimatischen Rücksichten nicht, und fordern Jedermann auf, Auswanderern von der Fahrt nach Santo Thomas abzurathen. Sie gingen nur einem gewissen Tode entgegen. Der Erfolg wird zeigen, ob wir Recht haben, oder ob die pomphaften Anpreisungen der belgischen Kompagnie sich bestätigen.

Kürzlich hat man nun sogar unsere Landsleute aufgefordert, nach den ostindischen Inseln zu ziehen; man hat ihnen Niederlassungen auf Sumbawa (östlich an Java, in der Sunda-See) vorgeschlagen, und bemerkt, daß auch Portugal geneigt scheine, seinen Antheil an der Insel Timor zu verkaufen. Ein toller Vorschlag. Jene Insel liegt fast unter dem Aequator, das Meer ist mit malayischen Seeräubern bedeckt, und wo wäre denn die deutsche Flotte, die unseren Segeln Schutz gewährte?

Ueberhaupt ist man mit den Auswanderungsvorschlägen seither meist unglücklich gewesen, und der Kundige sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie oft von Leuten herrühren, die entweder aus Spekulation und Eigennutz das Publikum irre führen wollen, oder von zwar wohlmeinenden, aber unpraktischen Männern. Das Hamburger Warrekauri-Projekt wegen einer deutschen Kolonie auf den Chatham-Inseln ist zu Wasser geworden. Es war eine liederliche, windige Spekulation, und als die Hamburger sich von den Engländern die Souveränität über die armseligen, von Menschenfressern bewohnten Eilande abtreten lassen wollten, wurden sie abschläglich beschieden, und die Hoffnung auf eine „Hamburger Kolonie“ und auf reichlichen Gewinn für die Unternehmer wurde zu nichte, was auch keineswegs zu bedauern ist, weil die größte Selbstsucht dem Plane zu Grunde lag. *) Nun räth man von Hamburg und England aus zu Uebersiedelungen nach Australien und Neu-Seeland. Australien ist ein unreifer, niedrig organisirter Erdtheil, wo ohnehin die Engländer bereits das beste Land für sich vorweg genommen haben. Es ist häufigen Dürren unterworfen, die Ansiedelung ungemein mühsam und von Verbindung mit Deutschland kann keine Rede seyn. Ohnehin

*) Bemerkenswerth und in wahrhaft volksfreundlichem Sinne abgefaßt war die abschlägliche Antwort, die der Großh. hess. Minister du Thil damals an die Hamburger Unternehmer sandte, welche die hessische Regierung gebeten hatten, den Auswanderern aus dem Hessischen ihre Kolonien zu empfehlen.

dauert die Ueberfahrt dorthin und nach Neu-Seeland im günstigen Fall fünf Monate, und ist vier- oder fünfmal so theuer, wie nach Neuyork. Eben so ist dort wohl schwerlich gutes Regierungsland zu haben; der Ansiedler müßte also seinen Grund und Boden Spekulanten abkaufen. Er hätte auf der Fahrt die Linie zu passiren; und wer führt die Aufsicht auf den Schiffen, wer bürgt ihm, daß man ihm die Verträge hält? Und im besten Fall steht er einsam unter Fremden, und findet bestimmt kein fruchtbareres Land, als in Amerika, wo er mit einem Viertel Kosten sich besser niederlassen kann, eine Ueberfahrt von vier bis höchstens fünf Wochen hat und schon überall Landsleute trifft, mit denen er sich verständigen kann. Für Deutschland wären die Ansiedler auch dort verloren. Die englischen Agenten in Hamburg, und namentlich ein Hr. John Nicholas Beit, haben kürzlich ein Büchlein über die Ansiedelungen auf Neu-Seeland verbreitet, worin sie mit großen Buchstaben drucken lassen, „daß die englische Regierung auf geschehenes Nachsuchen, mit wohlverstandener Liberalität, den Deutschen in ihren Besitzungen alle Vortheile und Rechte brittischer Unterthanen zugestanden habe!“ Eine merkwürdige „Liberalität,“ die sich zum Beispiel in Nordamerika ganz von selbst versteht, und die weiter nichts sagen will, als daß in einem wilden, noch unangebauten Lande den Deutschen erlaubt wird, das Land, welches sie baar bezahlen, zu bebauen, und daß auch ihnen Rechtsschutz gewähret werden solle. Während jener Hr. Beit in seinem Berichte, der Neu-Seeland als ein Paradies schildert, wo Milch und Honig fließe, mit Bestimmtheit behauptet, daß unter den eingeborenen Neu-Seeländern der Kannibalismus, — die Menschenfresserei — gänzlich aufgehört habe, und daß sie auch unter einander keine Kriege mehr führten, (Seite 9), melden englische Blätter gerade das Gegentheil. Der Landverkauf ist, im Vergleich mit Nordamerika, auf Neu-Seeland ein reiner Wucher, obwohl die Gesellschaft, welche Auswanderer hinüberführt, „so philanthropisch ist, und es nur aus rein humanen Absichten thut“!! Die Gesell-

schaft schoß zwei Millionen Thaler zusammen, um „die nachhaltige Unterstützung der Ansiedler sicher zu stellen.“ Sie gibt Keinem Land ab ohne baare Zahlung. Es wird angepriesen, daß eine Frau jährlich 50 bis 60 Thaler verdienen könne, und der Handwerker wöchentlich zehn bis fünfzehn Thaler; aber der ungeheuere Preis, den alle Lebensmittel und Waaren haben, und der Mangel an baaren Umlaufsmitteln wird verschwiegen. Der Acker Stadtland wird dem Ansiedler für 200; der Acker im Weichbilde für 15 Thaler veranschlagt. 150 Acker in der Feldmark sind zu 1050 Thaler angerechnet!! Dann wird von der Auswanderung nach Nordamerika abgerathen, als welche kostspieliger und beschwerlicher sei! Kurz das Ganze läuft auf eine englische Spekulation hinaus, vor der man warnen muß, wenn auch Lords und andere Herren, namentlich Kaufleute und Bankiers, dabei betheiligt sind. Sie hat Agenten in Hamburg, Frankfurt, Kitzingen, Mannheim, Osnabrück und anderen Orten, denen man von Staatswegen das Handwerk legen sollte. Neu-Südwalis ist, wie schon bemerkt, Dürren und Gluthwinden ausgesetzt; jene halten zuweilen zwei bis drei Jahre an, und der Boden wird dann völlig zu Staub. Es fehlt an fließendem Wasser; häufig regnet es dann wieder in Strömen Monate lang ohne Aufhören. Unsere Eiche verkrüppelt dort; unsere Sträuche dagegen schießen baumartig empor. An unseren Birnen wächst der Stiel am dicken Ende heraus, und bei den Kirschen hat der Kern sich außerhalb der Frucht angelagert. Australien kann nie ein ackerbautreibendes Land werden, es wird eine große Schafweide bleiben. Auch auf der Westseite Neuhollands, wo man am Schwanenflusse eine Kolonie gegründet, ist der Boden arm und ausgebrannt, das Klima indeß gemäßigter, als auf der Ostküste. Auf der Südküste, im sogenannten „glücklichen Australien“ haben die Engländer „Adelaide“ und „Port Philipp“ angelegt, wo fruchtbare Strecken mit dürrer Wüstenei abwechseln; die Flüsse trocknen in der warmen Jahreszeit aus, oder bilden Sümpfe; nur während der nassen Monate erreichen sie das

Meer. Diese Sümpfe erzeugen indessen keine Fieber; ein Beweis, wie wenig thierische und Pflanzenstoffe die australischen Gewässer mit sich führen. Bekannt ist auch, daß die neuholländischen Pflanzen in unseren europäischen Gewächshäusern in fettem Boden verkümmern, aber in den schlechtesten Erdarten gut gedeihen. Die in Hahndorf und Klemzig bei Adelaide angesiedelten Deutschen beklagen sich über steinharten Boden, und müssen beim Gemüsebau täglich begießen, wenn der Samen nicht verhärten soll. Van-Diemensland, die große Insel im Süden Neuhollands, wird nun schon neununddreißig Jahre bebaut, aber es sind von 50,000 Menschen doch erst 124,000 Morgen bestellt worden.

Die Ansiedelungen auf Neu-Seeland, die meist an der Cooksstraße liegen, sind erst ein Paar Jahre alt, also zu neu, als daß sich über den Ertrag und das Gedeihen derselben ein Urtheil fällen ließe. Das Klima der Inseln ist gemäßigt, aber sie sind heftigen Stürmen ausgesetzt, sehr gebirgig und ein schiffbarer Strom ist nicht vorhanden. Einzelne Strecken sind allerdings fruchtbar, besonders an neuseeländischem Flachs, auch kommen europäische Gemüse gut fort, und an Feuchtigkeit fehlt es nicht.

Wenn man die Lage der Dinge erwägt, wie sie gegenwärtig ist, und alle Verhältnisse sorgfältig in Betracht zieht, so muß man allen Auswanderern anrathen, für jetzt nach keinem andern Lande überzusiedeln, als nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie werden auch dort auf mannichfaltige Schwierigkeiten stoßen, und manche Widerwärtigkeiten besiegen müssen, aber sie haben in jenem Lande verhältnißmäßig bei weitem die besten Aussichten. Die Ueberfahrt ist regelmäßig, billig und dauert nicht lange; sie können wenigstens briefliche Verbindungen mit dem Mutterlande unterhalten, und für wenig Geld Ländereien erwerben. Sie finden ein Klima, das von dem unserigen nicht allzusehr abweicht, treffen fast überall Landsleute, werden nach Verlauf weniger Jahre Vollbürger der Freistaaten und treten in den Genuß sehr ausgedehnter politischer Rechte. Das Alles bietet

ihnen kein anderer Zielpunkt, wohin sich bis jetzt die Auswanderung gelenkt hat. In den Vereinigten Staaten leben, wie schon früher bemerkt ward, zwischen zwei bis drei Millionen Deutsche, die bereits politischen Einfluß üben, und ihre Kraft wird durch jedes neue Zehntausend Ankömmlinge um ein Wesentliches verstärkt. Sie dürfen nicht mehr befürchten, in Anglo-Amerikaner umgewandelt zu werden, und sich ihres Deutschthums entäußern zu müssen. Alle diese Vortheile sind auch so allgemein anerkannt, daß Nordamerika ohne Zweifel auch in Zukunft alljährlich eine beträchtliche Anzahl deutscher Ansiedler anziehen wird.

Eine Zeitlang siedelten sich auch Deutsche in Polen an. Die Versuche sind aber unglücklich ausgefallen. Slawisch und deutsch Blut thun nicht gut zusammen. Der polnische oder russische adelige Gutsbesitzer sieht im Bauern nur ein untergeordnetes Wesen, er kann sich selten so weit erheben, daß er einen vollfreien, gleichberechtigten Mann in ihm achten sollte. Der slawische Bauer aber erblickt im deutschen Ansiedler einen lästigen Eindringling, den er haßt und beneidet, dem er Hindernisse aller Art in den Weg legt. Im besten Falle wird dort der deutsche Bauer ein abhängiger Pächter, und ein russischer Unterthan.

Nicht genug kann man junge Leute vor Java und Batavia warnen. Wer hätte nicht von den holländischen Seelenverkäufern gehört, die ihr Gewerbe, wenn auch schlauer als in früheren Zeiten, bis auf den heutigen Tag forttreiben. Von tausend Deutschen, welche so thörig waren, sich von den Holländern anwerben zu lassen, gelingt es kaum zehn, nach ungeheueren Mühseligkeiten und Gefahren und zwanzigjährigem Dienste, eine irgend erträgliche Lage sich zu erringen. Die übrigen werden durch Krankheiten, Mühseligkeiten des harten Dienstes oder den Feind hinweggerafft. Die Zeit, in welcher deutsche Soldaten im holländischen Kolonialheere Glück machten, und besonders berücksichtigt wurden, ist längst vorüber; gegenwärtig werden vielmehr unsere Landsleute von den Niederländern mit scheelem Blicke betrachtet und in aller Weise zurückgesetzt. Wem es gelüsten sollte, dennoch nach Java zu gehen, der sollte vorher wenigstens Karl Heinzen's Reise nach Batavia lesen; ein Buch, das einzelne Uebertreibungen enthalten mag, im Ganzen aber die Lage der Dinge auf jener Insel, und das Loos, welches auf ihr den deutschen Soldaten zu Theil wird, ganz vortrefflich schildert. *)

Wir müssen hier auch noch Algiers erwähnen, welches die Franzosen seit 1830 in Besitz genommen haben, aber bis auf den heutigen Tag mit den Waffen in der Hand gegen die Eingeborenen schützen müssen. Die europäische Bevölkerung seines Gebietes beläuft sich, die Soldaten abgerechnet erst auf etwa 50 bis 60,000 Köpfe, die meist nur in den Städten leben, weil außerhalb derselben keine Sicherheit herrscht. Höchstens zehntausend mögen sich mit dem Ackerbau beschäftigen; vor Ueberfällen der Eingeborenen müssen sie sich durch Befestigung ihrer Dörfer und durch Blockhäuser sichern. Der Ackerbau aber kann nur gedeihen, wenn Felder und Heerden und Menschen nicht immer bedrohet sind. Die meisten Ansiedelungen, welche Bauern in Algier versuchten, sind mißlungen; theils wegen des Klimas, theils wegen feindlicher Ueberfälle von Seiten der Araber. Eine

*) Karl Heinzen, dessen Person in holländischen Blättern große Ungnade gefunden hatte, weil sich gegen die Wahrheit seiner Schilderungen nichts einwenden ließ, und es so viel bequemer war, ihn zu verläumden, als ihm zu widerlegen, klagt auch über die grausamen Prügelstrafen, welche dort bei den Truppen üblich seien und durchaus willkürlich verhängt würden. Nun enthielt unlängst die Allgemeine deutsche Militärzeitung einen ausführlichen und wohl aus den besten Quellen geschöpften Aufsatz über das holländische Heerwesen; diesem zufolge dürfen Schläge nur in den Strafkompagnieen der Armee angewendet werden. Unsere Landsleute werden also gleich von vorneherein den schlechtesten Subjekten unter den holländischen Truppen gleichgestellt. — Der Dienst in Indien scheint im holländischen Heere einer strengen Strafe so ziemlich gleichgestellt, denn wenn ein zur Einstellung in die Strafkompagnieen Verurtheilter sich zum Dienste in Indien bereit erklärt, so wird ihm die Strafe erlassen.

unglücklichere Wahl, als Algier, könnte der deutsche Auswanderer nicht treffen. In allen Wirths- und Gemeindehäusern des südlichen und mittlern Deutschlands sollten Warnungen dagegen angeschlagen sein.

Es gibt noch zwei Zielpunkte der Auswanderung, die unter günstigen Umständen, und wenn man bei uns von Staatswegen erst die wichtige Angelegenheit vom richtigen Gesichtspunkte auffassen lernt, von großer nationaler Wichtigkeit werden können. Wohlverstanden, man muß, wie die Sachen dermalen stehen, noch dringend von einer Uebersiedelung nach diesen beiden Punkten abrathen. Wir meinen die Donauländer und das südliche Brasilien mit Uruguay.

Die Donau ist eine der Hauptpulsadern Deutschlands. Wie der Rhein nach Westen strömt, so fließt sie nach Osten; sie zeigt uns den Weg zum Morgenlande, der jetzt, wo der Welthandel die seit dreihundert Jahren verlassenen Bahnen wieder einschlägt, für uns von doppelter Wichtigkeit wird. Einst saßen Deutsche bis an's schwarze Meer; jetzt ist die Mündung des gewaltigen Stromes, der unendlich fruchtbare Gebietsstrecken bewässert, in russischer Gewalt. Die Länder an der untern Donau werden von Slawen, Magyaren, Walachen, Osmanen und anderen Völkern bewohnt; nur in den ungarischen Staaten ist die Bevölkerung der Städte in sehr beträchtlicher Anzahl deutsch, und die Sachsen in Siebenbürgen sind der äußerste vorgeschobene Posten, der noch in unserer Zunge spricht. Seit vielen Jahrhunderten zogen Deutsche in die Donaugegenden; sie haben dort die Gesittung befördert, und noch heute sind die Gewerbe vorzugsweise in ihren Händen. Hätte man die Auswanderung dorthin regulirt, sie in jenes breite Bett gelenkt, und wäre man nur auf der Bahn fortgeschritten, welche schon einmal unter Maria Theresia eingeschlagen, aber bald wieder verlassen wurde, so hätten jene Landstriche, statt wie jetzt dritthalb bis drei Millionen, doppelt so viel deutsche Bewohner, die durch ihre Gesittungsstufe, ihren Fleiß, ihre Tapferkeit, und bei leichter Verbindung mit dem Stammlande, auch in politischer Hinsicht, von

großer Bedeutung seyn könnten. In den ungarischen Staaten reibt sich jetzt das magyarische Element an dem slawischen; eine gesunde Politik, vom deutschen Standpunkte aus, fordert aber, daß keines dieser beiden Elemente das andere erdrücke; und dazu muß ein ausgleichendes Element vorhanden seyn, das eben von den deutschen Bewohnern, als vermittelnden Dritten, gebildet werden sollte. Und sie könnten es bilden, wenn sie an Zahl nur um einige Millionen Seelen stärker wären. Bei dem Gähren, welches seit einiger Zeit die slawische Welt bewegt, und bei den Ereignissen, welche bei dem unvermeidlichen Sturze des türkischen Reiches in Aussicht stehen, wäre vielleicht Gefahr von einem Uebergewichte der Slawen zu besorgen; und die Magyaren sind an Zahl zu schwach, um ihrerseits ein solches auf die Dauer behaupten zu können. Eine zahlreiche deutsche Bevölkerung wäre demnach schon der Vermittelung wegen eine Wohlthat für Ungarn; sie wäre es aber auch für Deutschland. Man scheint das in Wien auch zu begreifen; wenigstens werden dort in der neuern Zeit häufig Stimmen laut, welche in diesem Sinne reden; es bleibt nur die Hauptsache übrig, nämlich auch in diesem Sinne zu handeln.

Ohne Zweifel würden in Deutschland Viele geneigt seyn, an die Donau zu wandern, und sich in dem Lande zwischen Wien und der Walachei, wo noch Raum für Millionen ist, anzusiedeln, wenn die österreichische Regierung geeignete Schritte thäte, deutsche Kolonisten dorthin zu ziehen, und ihnen vortheilhafte Bedingungen gewährleistete. Sie müßte die Einwandrer natürlich von vorne herein als vollfrei betrachten, in Betreff des Steuerwesens billig und mild behandeln, ihnen Ländereien zu den niedrigsten Preisen ohne Feudalbelastungen irgend einer Art anweisen, und ihnen beim Anbau in jeglicher Weise behülflich seyn. Die Ansiedler müßten eigene Gemeinden, unvermischt mit Slawen, Magyaren oder Walachen, bilden, und an Rechten hinter den übrigen Bewohnern in keiner Beziehung zurückstehen. Volle kirchliche Freiheit aller Glaubensbekenntnisse wäre ausdrücklich festzusetzen.

Unter diesen Bedingungen, aber nur unter diesen, wäre eine Auswanderung und zwar in Masse, und regulirt, in die Donauländer anzurathen, und der Anstoß dazu müßte von Wien ausgehen, von der österreichischen Regierung. Einzelne vermögen hier nichts. —

Wir haben schon oben bemerkt, daß deutsche Ansiedelungen in der Nähe des Erdgleichers und zwischen den Wendekreisen nie gedeihen können. Deswegen wollte es mit der afrikanischen Niederlassung, welche im siebenzehnten Jahrhunderte ein Herr von der Gröben, unter dem großen Kurfürsten von Brandenburg gründete, nicht fort, und sie mußte aufgegeben werden. Gleichfalls verunglückten bisher die Niederlassungen in Brasilien: San-Leopolde und Neu-Freiburg, aber hier nicht aus klimatischen Rücksichten, sondern durch Unfähigkeit und Leichtsinn des Spekulanten Gachet. Für Deutschland kommt Alles darauf an, ein geeignetes Küstenland für die Auswanderer zu finden, und obschon die übrigen Völker fast Alles vorweggenommen und uns nicht einmal die Nachlese übrig gelassen haben, so gibt es dennoch einzelne Strecken, die so vortheilhaft gelegen und so durchaus für deutsche Ansiedelungen geeignet sind, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen. Wir nennen die zwei oder drei südlichsten Provinzen Brasiliens und das Gebiet der Republik Uruguay, das man auch, nach der Hauptstadt Montevideo, oder nach seiner Lage zwischen Brasilien und Buenos-Ayres, die Banda oriental nennt. Diese Gegenden liegen unmittelbar an der Küste des atlantischen Weltmeeres, in einem gemäßigten, gesunden Himmelsstriche; sie haben einen Flächeninhalt, der jenen von Deutschland um einige Male übertrifft, und doch erst kaum anderthalb Millionen Einwohner. Sie lassen an Fruchtbarkeit nichts zu wünschen übrig, alle europäische Gewächse gedeihen, fischreiche, schiffbare Ströme bewässern das Land, an Holz und Waide und Vieh und werthvollen Erzeugnissen des Pflanzenreichs ist Ueberfluß; auf diesem Gebiete ist Raum für viele Millionen deutscher Auswanderer, in den Gegenden

zwischen dem 25 und 35 Grade südlicher Breite, mit ungemessenem Raume nach dem Innern hin; in den brasilischen Provinzen Santa Katharina, wo neulich Pariser Fourrieristen ein Phalanstern gegründet haben, in Rio grande do Sul und San Paolo, in Uruguay, und in der Zukunft wohl auch in dem schönen Paraguay.

Was die genannten brasilischen Provinzen betrifft, so ist bekannt, daß sie ein gemäßigtes Klima haben. Von dieser Seite wäre also hier nichts zu besorgen. Die Regierung des Kaiserstaates und die gesetzgebenden Körper sind einer Einwanderung günstig gestimmt, und nach dem, was aus England darüber verlautet, kann man ihren guten Willen nicht bezweifeln. *) Zwar wünscht sie, um allmälig die Sklaverei überflüssig zu machen, vorzugsweise Ansiedelungen in den tropischen Gegenden, allein dazu werden sich keine Europäer verstehen, und Deutsche hoffentlich am allerwenigsten. Sie ist aber auch geneigt, Ansiedler in jenen südlichen Gegenden zuzulassen, weil es ihr überhaupt daran liegt, die Menge der freien und weißen Leute zu vermehren. Jetzt hat Brasilien noch nicht sechs Millionen Einwohner, und es würde noch lange nicht in dem Verhältnisse, wie Europa, bevölkert seyn, wenn es auch zehnmal so viele Bewohner hätte. Fest steht, daß die Regierung die Einwanderung gern sieht. Es wäre demnach Sache des Zollvereins oder des deutschen Bundes auf diplomatischem Wege das Nöthige einzuleiten; und man kann mit einiger Bestimmtheit voraussetzen, daß sich ein zufriedenstellendes Ergebniß erzielen ließe, da ohnehin Brasilien begreift, wie wichtig ihm Deutschland für die Abnahme seiner Hauptprodukte ist, und der Zollverein eben jetzt die Absicht haben soll, diese günstige Stimmung zu benützen. Kommerziell sind ohnehin Deutschland und Brasilien natürliche Verbündete gegen England, das gegenwärtig auf beide drückt.

*) Wir verweisen auf die Londoner Berichte in den Beilagen der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nro. 64—66, März 1843.

Uruguay ist ein ebenes, von Hügeln durchzogenes, vortrefflich bewässertes Land, und zu Ackerbau und Viehzucht in gleicher Weise geeignet. Etwa zwölftausend Basken, welche sich dort während der letzten zehn oder zwölf Jahre niedergelassen haben, fühlen sich in dem gemäßigten Klima wohl. An Häuten, Talg, Wolle, Horn, gesalzenem Fleische und anderen Landesprodukten führt das Land jährlich für zehn Millionen Piaster aus, und die Gesammtbevölkerung eines Striches, der beinahe so groß ist wie Deutschland, beträgt doch nur erst einige hunderttausend Seelen. Gegenwärtig führt in diesem Lande ein aus Soldaten und Hirten bestehendes Heer Krieg mit Buenos-Ayres; aber derselbe ist vorzugsweise auf die Grenzgegenden beschränkt und kann nicht ewig dauern.

Südbrasilien ist holzreich, gebirgig, liefert die Produkte der warmen und gemäßigten Zone in Fülle, hat Küsten- und Hafenplätze, z. B. die Bucht von Paranagua an der Mündung des San Franciscoflusses, Porto Alegre und andere. Hier ist Platz für Millionen und aber Millionen, und die Ueberfahrt von Bremen, in der günstigsten Jahreszeit würde höchstens acht Wochen dauern; die Kosten belaufen sich bis an die Küste nicht höher, als jene nach Neuorleans und Mississippi aufwärts nach Illinois. Dorthin müßte eine aus Naturforschern, Gewerbsleuten, Landwirthen und Kaufleuten zusammengesetzte Kommission gehen, um an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen und alle nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Sollte der Zollverein, der deutsche Bund oder eine einzelne Regierung, oder eine deutsche Kammer nicht fünfzigtausend Thaler dazu verwenden, eine winzige Summe, während für unwichtige Dinge Millionen verausgabt werden? Wir sind fest überzeugt, daß jede, verständig geregelte Ansiedelung in Südbrasilien gelingen müßte. Und wenn die dortige Regierung auch nicht förderlich sich zeigte, was doch anzunehmen seyn möchte, — Hindernisse würden sie den Kolonisten gewiß nicht in den Weg legen. Sie räumt überall gern gutes Land ein, das für sie wenig Werth hat, denn auf dem Flächenraume, den das Reich einnimmt, wohnen

jetzt kaum zwei Menschen auf der Geviertmeile — (2,250,000 □ Meilen, 60 auf den Grad, und fünf Millionen Einwohner), — sie sichert Religionsfreiheit durch die Verfassung; dieselbe Verfassung gewährleistet auch Sicherheit der Person und des Eigenthums; jeder Ansiedler kann sogleich Bürger werden und damit in alle Staatsbürgerrechte eintreten. Die Presse ist frei; zum Heeresdienste sind Einwanderer erst nach zehn Jahren verpflichtet, müssen aber in ihrem Wohnorte Dienste in der Nationalgarde thun; sie haben also das Recht, Waffen zu tragen. Zudem sind die Gemeinden in allen, was ihre inneren Angelegenheiten betrifft, durchaus selbstständig. Günstigere Verhältnisse lassen sich nirgends finden. Wenn nun der Strom der Auswanderung aus Deutschland sich nur fünf Jahre nach jenen südbrasilischen Küstenprovinzen lenkte, wenn die Ansiedelung nach einem praktischen Plane eingerichtet, und vor Allem darauf Rücksicht genommen würde, daß die Ansiedler sich nicht über das weite Land zerstreuen, sondern zunächst nur eine Provinz im Auge haben, der gemeinsamen Unterstützung und Hülfeleistung wegen, so würde bald eine rein und unvermischt deutsche Bevölkerung die Mehrzahl der Bewohner dieser Provinz bilden, und nach zehn Jahren mindestens 250- bis 300,000 Köpfe betragen. Nichts würde sie hindern, ein geschlossenes Ganze zu bilden und sich nach Gutdünken einzurichten, weil die brasilische Verfassung jeder freien Thätigkeit weiten Spielraum läßt; sie würden sich als Nationalgardisten in den Waffen üben und eine streitbare Mannschaft bilden. Da sie ohne Zweifel, um mit der Küste Verbindung zu unterhalten, den Straßenbau nicht außer Acht ließen, und in stetem Verkehr mit dem Mutterlande blieben, das ihnen alljährlich frischen Zuzug lieferte, so würden sie von den Puls- und Wellenschlägen des deutschen Lebens im Mutterlande ununterbrochen berührt, und der lebhafte Handel mit unseren Seehäfen würde gleichfalls das Seinige dazu beitragen, sie vor Verknöcherung zu bewahren. In einzel-

nen, rings von brasilischen Portugiesen und Negern umgebenen Gehöften oder Gemeinden, würde das deutsche Wesen bald verschwinden; von hunderttausenden mit einander ununterbrochen im Verkehr stehenden, eine große Gemeinschaft bildenden Deutschen würde unsere, ohnehin höhere Gesittung würdig vertreten werden, das nationale Element könnte sich halten, und das vielbesprochene Neudeutschland dort allerdings sich erheben. So lange das Kaiserreich Brasilien in seiner bisherigen ungeheuern Ausdehnung besteht, müßten die Ansiedler sich um dessen innere politischen Angelegenheiten wenig bekümmern, und weiter nichts thun, als ihre Rechte, ihre Interessen und ihr Volksthum bewahren. Fällt Brasilien aber einst aus einander, was später eine unvermeidliche Nothwendigkeit seyn wird, so wäre es dann an den Deutschen, einen selbstständigen Staat zu bilden. Dieser würde naturgemäß auf den Verkehr mit dem alten Mutterlande angewiesen seyn, dieses würde dem neuen Lande, welches ihm gewissermaßen die Dienste einer Kolonie leistete, immer frische Kräfte zuführen, und die Verbindungen aller Art, nützlich für beide Theile, könnten nicht umhin, sich von Jahr zu Jahr beträchtlich auszudehnen.

Wenn irgendwo eine deutsche Kolonie oder ein neues Deutschland entstehen kann, so ist es nur in Südbrasilien und Uruguay, weil nur dort noch fruchtbares, unter mildem Himmelsstriche liegendes Küstenland verfügbar geblieben ist. Alles aber bleibt ein hohles Wenn, sobald die Auswanderung erstens nicht in Masse unternommen wird; sobald zweitens nicht dafür gesorgt wird, daß sie sich zunächst auf eine bestimmte Strecke zusammendrängt; sobald sie drittens nicht alljährlich regelmäßig durch neue Kolonisten Zuschuß erhält, und wenn viertens von Seiten irgend einer öffentlichen Behörde, sei es nun der Bund oder der Zollverein, oder seien es mehre deutsche Staaten, deren Regierungen zu diesem Zwecke zusammentreten und einen gemeinschaftlichen Körper bilden, sobald, sagen wir, nicht von dieser Seite her die Regulirung der Auswanderung

nach Südbrasilien in praktischer, nicht in beliebter schleppender und umständlicher bürokratischer Weise erfolgt. Wir zweifeln nicht, daß auch einzelne und hunderte von Ansiedlern sich dort ein erträgliches Loos schaffen können; es ist aber endlich Zeit, die Auswanderung vom höhern, vom deutsch nationalen Gesichtspunkte aufzufassen. Unsere Landsleute müssen auch jenseits des Weltmeers Deutsche bleiben, und unsere Gesittung, unsere Wissenschaft, unser eigenthümliches Wesen, wenn auch den neuen Verhältnissen gemäß in neuer Gestaltung, in Amerika würdig vertreten. Das vermöchten sie nie in der Vereinzelung, da sie in solcher sich nicht gegenseitig tragen und unterstützen könnten. Das vermögen nicht Hunderte, das vermögen nur Zehntausende. Daher muß die Auswanderung in Masse erfolgen. „In jedem neuen Lande ist ein großer Kräfteverein das wirksamste und beste Mittel zum Gedeihen;“ so lautet ein alter Satz, den schon die Griechen befolgten.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der seit einer Reihe von Jahren die Auswanderungsangelegenheit mit Aufmerksamkeit verfolgt, hat mehrfach Veranlassung genommen, auf die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit deutscher Ansiedelungen in Südbrasilien hinzuweisen (zuletzt in der Oberdeutschen Zeitung von 1842 und der deutschen Wochenzeitung von 1843). Er war daher hoch erfreut, als ihm eine Schrift in die Hände fiel, die ihm, er möchte sagen, aus der Seele genommen war. Es sind die Grundzüge einer geregelten Auswanderung der Deutschen mit besonderer Rücksicht auf Südbrasilien. Hamburg, bei Perthes, Besser und Mauke 1842. Hier ist auf 125 Seiten Alles gesagt, was über diesen Gegenstand vorgebracht werden kann; und zwar von einem durchaus praktischen Gesichtspunkte. Wir können Alle, welche sich für die Auswanderung interessiren, nicht dringend genug auffordern, dieses ganz vortreffliche Büchlein zu beherzigen. Es ist ausgezeichnet durch die Gesinnung des, uns unbekannten Verfassers, wie durch praktische Auffassung des Gegenstandes, und ein-

fache, klare Darstellung. Nichts, was bei einer solchen Ansiedelung, wie sie gewünscht werden muß, und wie sie allein gedeihen kann, zu berücksichtigen ist, hat der organisirende Verstand des Verfassers außer Acht gelassen. Er hat den Behörden und Regierungen, welche doch einst nicht werden umhin können, an die Stelle ihrer bisherigen Versäumniß eine lebendige Thätigkeit treten zu lassen, das Verständniß der großen Frage erleichtert, er hat ihnen die Pfade geebnet, und jeder Kommission, welche einst Südbrasilien mit Rücksicht auf deutsche Ansiedelungen untersuchen sollte, feste Haltpunkte und Stützen gegeben. Wir empfehlen das Buch endlich auch den Volksabgeordneten, — den Kammern, die sich mit der Auswanderungsangelegenheit, die ohnehin viel durch und durch praktische ist, mehr und erfolgreicher beschäftigen sollten, als seither der Fall gewesen. Wir müssen den Tadel, welchen wir über das Versäumniß der Regierungen ausgesprochen, auch den Kammern machen. Sie haben den Anträgen oder Bemerkungen, welche ehrenwerthe Abgeordnete in Dresden, Darmstadt, Karlsruhe und München gestellt, nicht die gebührende Beachtung zu Theil werden lassen, sie hätten weit mehr dafür thun sollen und müssen.

Der Verfasser dieses Buches verlangt, was auch wir verlangen und worauf wir hinarbeiten, die Regierungen zum Handeln zu vermögen, damit sich unter ihrer Mitwirkung und Leitung endlich bilde, woran es uns so lange gefehlt hat, ein

volksthümlicher deutscher Auswanderungsverein!

Nachschrift.

Als ich vor etwa sechs Wochen, im Junius, die obigen Bemerkungen über die deutsche Auswanderung schrieb, hatte ich auch nicht entfernt eine Ahnung davon, daß gerade zu derselben Zeit eine Anzahl ehrenwerther, vaterländisch-gesinnter Männer, am Werke war, in der wichtigen Angelegenheit, um welche es sich hier handelt, einen entscheidenden Schritt zu thun. Ich will nicht läugnen, daß ich eine nicht geringe Befriedigung und eine innige patriotische Freude empfand, als ich in der kölnischen Zeitung vom dritten August, den Prospektus sah, welcher den „Verein für deutsche Auswanderung" veröffentlicht hat. In demselben liegt eine Rechtfertigung für die in obigem Aufsatze entwickelten Ansichten.

Den Männern, * welche jenen Verein gegründet haben, gebührt der Dank von ganz Deutschland, denn aus dem Entwurfe zu den Satzungen geht deutlich hervor, daß dem Unternehmen ein sicherer, wohldurchdachter Plan zum Grunde liegt; daß die, von welchen es angeregt und in's Leben geführt wird, sehr wohl wissen, worauf es dabei ankommt; und daß sie, um einen Ausdruck aus dem gemeinen Leben anzuwenden, die Sachen beim rechten Ende angreifen. Bürger, Edelleute und Beamte, sind zu einem Vereine zusammengetreten der hoffentlich einen Mittelpunkt für die deutsche Auswanderung bilden wird; er faßt dieselbe vom nationalen Standpunkte auf, und an Mitteln wird es nicht fehlen, so wenig wie an der Zustimmung der Regierungen, denen es nur erwünscht seyn kann, daß endlich von Privatleuten etwas geschieht, nachdem von Staatswegen bis auf den heutigen Tag nichts geschah.

---

* J. Fürst zu Salm-Dyck. Graf von Hompesch. L. Fürst zu Solms. Prinz Karl zu Wied. v. Spiegel, Regierungspräsident. Freiherr von Waldbott-Bornheim. Graf von Loe. Freiherr von Cornap. Diergardt, geh. Commerzienrath. Graf von Boos. Graf von Hatzfeld. Freiherr von Rigal. von Rath. von der Heydt, Commerzienrath. von Beckerath. Hasenclever, Commerzienrath. von Wittgenstein. von Sybel, geh. Regierungsrath. Arndts, geh. Regierungsrath. Quentin, Regierungsrath. Kühlwetter, Regierungsassessor. Vopelius. Baum, Commerzienrath. Nörrenberg. C. A. Koch. v. d. Dechen, Berghauptmann. H. P. Pastor. Schoeller, Commerzienrath. Mohr, Commerzienrath. Herbertz. Baron von Elz. Baron von Spies. Roechling. Reviaudt. von Steffens, Regierungsrath. Leven, Bürgermeister. Luckemeyer, Direktor.

Die Gründer des Vereins haben sich die Frage aufgeworfen: — 1) wie ist es möglich die Neigung zum Auswandern bei den Deutschen auf das Unvermeidliche zu beschranken, dem Elende Schranken zu setzen, welches so viele unserer Landsleute in fremden Landern ereilt, ihnen vielmehr — 2) ein sicheres Loos zu bereiten, und 3) auch in der Ferne das der Heimath entzogene Kapital zu deren Nutzen ferner wuchern zu lassen? — „Welcher Patriot dürfte nicht eine glückliche Lösung dieser Fragen wünschen, nicht bereit seyn, Opfer zu bringen, wo es gilt, so hohe Interessen zu verfechten. Die deutsche Nation hat den Ruf der Bildung, der Biederkeit und des Fleißes in alle Lander getragen. Kein Staat der Welt wünschte sich bessere Bürger als Deutsche. Außerhalb Europa ist Deutschland nur geachtet, nirgend gefürchtet. Auf solchen Grundlagen laßt sich ein Gebaude aufführen, welches die Lösung jener Fragen enthalt; wir meinen namlich: eine Vereinigung ehrenhafter und thatkraftiger Männer im Vaterlande, die es sich zur Aufgabe macht, auswanderungslustige Deutsche zu belehren, auf diese Art ihrer Neigung mehr hemmend als fördernd entgegen zu treten; bei Denen aber, bei welchen der Wille zur Uebersiedelung in fremde Länder unabanderlich feststeht, möglichst einzuschreiten, um Elend von ihnen abzuhalten, und in der neuen Heimath ihrer Thatigkeit ein Feld zu öffnen, wo sie zu ihrem eigenen wie des Vaterlandes Gedeihen saen und ernten können. Zu diesem Zwecke, und mit dem festen Vorhaben dessen Erreichung nach Kraften zu fördern, haben die unten Genannten sich vorlaufig vereinigt ꝛc. Zusatzlich können sie nicht unbemerkt lassen, daß bereits für südliche Küstenlander Brasiliens Aussichten eröffnet worden sind, in einer Weise, die für das beabsichtigste Unternehmen nicht nur erleichternd sondern auch fördernd und sichernd ist, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt."

Aus dem Entwurf zu den Satzungen ergibt sich Folgendes. Der Verein für deutsche Auswanderer will unter dem Schutze der Zollvereinsstaaten, zunächst Preußens, genaue Nachrichten über die Länder einziehen, wohin die Auswanderung zu leiten sei. Er will die Ueberfahrt sichern, und erleichtern; selbstständige freie Gemeinden, so viel als thunlich an den Küsten, unter dem Schutze festbegründeter Staaten nach festen Verträgen mit denselben bilden, und ihren Genossen eine möglichst selbstständige Existenz, mit der Aussicht auf Hebung ihres Wohlstandes zu verschaffen suchen, dem Vaterlande aber die Verbindung mit ihnen erhalten, und neue Handelsgeschafte mit diesen Niederlassungen, so wie mit den Ländern, welchen sie angehören, knüpfen.

Der Verein hat seinen Sitz in Düsseldorf, als einem Rheinhafen in der Mitte der niederrheinischen Gewerbsamkeit. Er will an wichtigen Punkten Hülfsvereine bilden. Die Landerwerbungen sollen durch getreue Kommissäre besorgt, in den Seehafen sollen eigene Agenten gehalten, und besondere Ueberfahrtsvertrage abgeschlossen werden. Sobald die Landerwerbungen gemacht sind, soll ein Reglement für die Vertheilung, beziehungsweise für den Verkauf oder Rentenübertrag an die Ansiedler entworfen, und nach erlangter Genehmigung der Generalversammlung, öffentlich bekannt gemacht werden. Dabei soll als leitender Grundsatz gelten: daß keinerlei Beschränkung durch Obereigenthum des verliehenen Bodens oder andern Beziehungen, welche nicht in den ausgesprochenen allgemeinen Zwecken begründet sind, eintreten, und kein wucherlicher Gewinn aus dem Anlagekapital gezogen werden soll. Die Geschäftsleitung des Vereins wird unentgeldlich besorgt. Der letztere wird vertreten durch einen aus zwölf Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrath, den die Generalversammlung durch Stimmenmehrheit ernennt. Dieser Verwaltungsrath wählt aus seiner Mitte den Verwaltungsausschuß, — drei Männer. — Jener überwacht die ganze Verwaltung, welche der Ausschuß besorgt, und versammelt sich am ersten Montage

jeden Monats. Das Gesellschaftskapital wird vorläufig zu 100,000 Thalern angenommen, und besteht in Aktien zu 100 Thaler preußisch, oder 175 Gulden rheinisch, welche in vier Zeitfristen mit mindestens drei Monate Zwischenraum von dem Einzeichnen gegen Aktienscheine, welche auf den Inhaber lauten, eingezahlt werden müssen. Die Generalversammlung hat über die Wahl der zu machenden Erwerbungen im Allgemeinen und über die mit fremden Staaten oder Korporationen abzuschließenden Verträge zu entscheiden. Ihr wird jährlich die Rechnung des Vereins vorgelegt. —

Der Verein wird ohne Zweifel seinen Satzungen, sobald dieselben endgültig festgestellt sind, die allgemeinste Verbreitung geben, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er von allen Seiten jener Anerkennung und regen Theilnahme sich erfreuen werde, die ihm für seine patriotischen Ansichten gebührt. Namentlich soll die deutsche Presse nicht säumen ihre Pflicht zu erfüllen, und, so beklagenswerth, unwürdig und im höchsten Grade überflüssig, auch der Polizeidruck ist, unter welchem sie leider seufzt, doch nicht müde werden, volksthümliche Maßregeln und Unternehmungen kräftig zu unterstützen; — nicht um ihre Gegner zu beschämen, denn darauf muß sie verzichten, sondern, um der Nation zu beweisen, daß sie in der Presse eine uneigennützige Freundin hat, welche stets bereit ist, die Interessen Deutschlands eifrig zu vertreten.

Karlsruhe den 5. August 1843.

Karl Andree.

Der Pilger.

Kaum wollen ihn die müden Füße tragen
Den Berg hinunter, wo das Dorf ihm winkt,
Wohl kennt er es, das ihm Erinnerung bringt
Von schwerer Sünde, bitterer Reue Tagen.



Und er gedenkt, wie er mit Furcht und Zagen
Die Heimath ließ, wie er nach Gnade rings,
Wie täglich ihm das Wort des Priesters klingt:
Gott neigt sich gnädig wahrer Reue Klagen.

Ach gäb' er der Verzeihung mir ein Pfand!
So denkt er jetzt, als er die Heimath grüßt,
Mit mattem Blick, da seine Kräfte schwanden,

Ihm ward verziehen; eh' aus ird'schen Banden
Sein Geist entfloh', hat sie ihn noch geküßt
Die er geliebt, reicht ihm der Feind die Hand.

Die Waterloosäule in Hannover.

Als Napoleon am 1. März 1815 wieder in Frankreich landete, in dem das Königsgeschlecht der Bourbonen wenig festen Boden gewonnen hatte, als er noch einmal mit den Worten Siege, Eroberungen, das müde Frankreich aufstachelnd den Weltfrieden stören wollte, standen ihm zunächst nur zwei Heere gegenüber, ein preußisches unter dem Heldengreise Blücher hart an der Grenze gegen Frankreich, ein aus Engländern, Niederländern, Hannoveranern, Braunschweigern, Nassauern bestehendes unter dem Herzog von Wellington näher bei Brüssel, um diese Hauptstadt zu decken. Das preußische Heer mochte im Ganzen 116,000 Mann stark seyn; das Heer Wellingtons zählte 33,000 Mann Engländer, 7000 Mann der englisch-deutschen Legion, welche größtentheils aus Hannoveranern bestehend, im Laufe der früheren Kriege sich unter englischen Fahnen gesammelt hatten, um nicht für den ihnen aufgezwungenen König von Westphalen und gegen ihren rechtmäßigen König fechten zu müssen, 14,000 Mann Hannoveranern, lauter junge, eben erst unter die Waffen getretene Truppen, dann aus 6,600 Braunschweigern unter ihrem heldenmüthigen Herzog, 2,900 Mann Nassauern unter General Krause, und 28,800 Niederländer unter dem Prinzen von Oranien (dem jetzigen König von Holland). Napoleon

stellte diesen beiden Heeren 127,000 Mann entgegen, die er mit einer Schnelligkeit geordnet und zum Felddienst fähig gemacht hatte, die wieder ganz den großen Feldherrn erkennen ließ. Er hatte hinter sich sein großes Land, eine Kette von Festungen, die seinen Rücken deckte, Truppen und Nationalgarden, welche, hatte er einen ersten Sieg erfochten, und konnte er zu einem ausgedehnten Angriffskriege übergehen, seine Reihen zu verstarken bereit waren. Das Heer, das er seinen Feinden zuerst entgegen führte, bestand aus altversuchten Soldaten, für ihren wiedergewonnenen Feldherrn begeisterter als je, begierig so viele Niederlagen, die Einnahme ihrer Hauptstadt zu rachen. Blücher dagegen hatte viel junge Truppen, viele der Freiwilligen von 1813 waren nach dem Frieden von 1813 zu friedlicher Beschaftigung zurückgekehrt, die geübten Regimenter standen zum Theil in zu entfernten Orten um herangezogen werden zu können; ebenso hatten in Wellingtons Heer nur die Engländer und die Truppen der englisch-deutschen Legion, und ein kleiner Theil der Braunschweiger in Spanien rühmlichst gefochten, fast alle seine übrigen Truppen sahen den Feind zum ersten Male.

Napoleon wollte seine Gegner einzeln fassen, erst sich auf die Preußen werfen, welche in sehr ausgedehnten Quartieren liegen mußten, da für ihre nothwendigsten Bedürfnisse von den niederländischen Behörden auf's Schlechteste gesorgt worden war, dann, nachdem er sie geschlagen, Wellington anfallen, den er, indessen seine Hauptmacht auf Blücher lastete, durch ein vorgeschobenes Armeecorps beschaftigen und hindern wollte, dem Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen. Der preußische und der britische Feldherr hatten Napoleons Plan durchschaut, sie wollten ihre Heere vereinigen, oder doch im Falle eines Angriffes auf eines der beiden Heere einander kräftig unterstützen. Am 16. Juni aber, als Napoleon Blücher in der Gegend von Ligny, und der französische General Ney die ersten Truppen Wellingtons angriff, war das Heer dieses Feldherrn noch nicht vollständig gesammelt und konnte daher den Preußen nicht zu Hülfe kommen.

Quatrebras, wo die ersten Gefechte mit den deutsch-englischen Truppen statt fanden, liegt gerade an dem Kreuzwege, den zwei große Straßen bilden, wovon die eine nach Brüssel, die andere nach Namur führt, daher sein Name „vier Arme." Ney drang mit großem Ungestüm vor, während die Britten, Niederlander, Braunschweiger, Hannoveraner erst nach und nach anlangten; belgische Reiterei, die dem Vorrücken des Feindes Einhalt thun sollte, kehrte schnell in wilder Flucht zurück; feindliche Geschütze rückten in drohendster Nahe vor, und schmetterten ihre Kugeln in die Reihen der Verbündeten; im Kugelregen rauchte der Herzog von Braunschweig ruhig seine Pfeife. Aber immer neue Massen der Franzosen stürmten heran, ihre Küraſſiere nutzten die Lücken, welche die Geschütze gerissen hatten; seine Bataillone wieder zu ordnen, sprengte der Herzog hin, wo das feindliche Feuer am verderblichsten wüthete, ein Schuß warf ihn vom Pferde, seine Adjudanten hatte er versandt, seine Befehle an die Bataillone zu überbringen, drei tapfere Manner: der Korporal Külbel, der Hornist Aue und der Jäger Neckau hoben ihren Fürsten auf und trugen ihn unter dem heftigsten Feuer zurück; in einem Bauernhause verschied der Nachkomme Heinrichs des Löwen. Wellington hatte zuerst nicht glauben wollen, daß Napoleon mit Macht heranrücke, er hielt seine ersten Angriffe gegen die Preußen für bloße Vorpostengefechte, und war ruhig auf einem Balle zu Brüssel, den eine vornehme englische Dame gab, der Herzog von Braunschweig war es, der ihn antrieb Befehle zur Sammlung seiner Truppen zu erlassen, und so war er es, dessen Rath und Eifer der Sieg von Waterloo zu verdanken ist, dessen erste Schüsse seinem tapfern Leben ein Ziel setzten.

Neue Truppen langten indessen an, und thaten feindlichem Vorrücken Einhalt, unter dem General Alten kamen viertausendsechshundert Mann frischer Truppen heran, eine hannöver'sche Brigade unter General v. Kielmannsegge, junge Soldaten, die noch nie einen Feind gesehen, rückten unter dem Feuer von dreißig feindlichen Geschützen in die Schlachtlinie ein.

Aber auch Ney, den Verbündeten an Geschütz und Reiterei weit überlegen, führte neue Truppen in's Gefecht, dennoch hielten sich diese, bis neue Verstärkungen ihnen ein Uebergewicht gaben, dann aber machte hereinbrechende Dunkelheit dem Gefechte ein Ende. Den Braunschweigern gebührt vor Allem die Ehre dieses heißen Tages, sie waren die ersten gewesen, sich dem weit überlegenen Feinde entgegenzustemmen. Sie verloren an Todten und Verwundeten sechsundzwanzig Offiziere und sechshundert und neun Unteroffiziere und Soldaten. Im Laufe des Gefechtes traf Wellington selbst ein, unter seinen Augen zeichnete sich das hannöver'sche Landwehr-Bataillon Lüneburg besonders aus.

Indessen langte bei Wellingtons Heere die Nachricht an, daß Napoleon zu gleicher Zeit wie Ney die Verbündeten, die Preußen bei Ligny geschlagen habe. Wellington glaubte einen Angriff der gesammten französischen Armee, die ihn jetzt anfallen würde nicht abwarten zu dürfen, entschloß sich jedoch eine Schlacht in einer Stellung weiter rückwärts anzunehmen, als Blücher ihm melden ließ, seine Preußen seien zum Rückzuge gezwungen worden, er könne aber dennoch mit seiner ganzen Kraft das befreundete Heer unterstützen.

Am 17. Juni traten die bei Quatrebras im Gefechte gewesenen Truppen ihren Rückzug an, um sich mit Wellingtons Hauptmacht zu vereinigen, und mit ihr sich bis auf den Punkt zurückzuziehen, den der Feldherr sich zum Schlachtfelde gewählt hatte. Ein heftiger Regen weichte den Boden auf, die Truppen litten Mangel an Lebensmitteln, und erst in den Morgenstunden des 18. wurden einige Vorräthe unter sie vertheilt.

Das Schlachtfeld von Waterloo war von Wellington mit kundigem Blicke erkoren worden, es war günstig für die Bewegungen aller Waffengattungen, und gewährte namentlich der Reiterei, die im verbündeten Heere zahlreich und trefflich war, den besten Spielraum für ihre Bewegungen. Napoleon ließ den Marschall Grouchy die Preußen, die er ganz aufgelöst glaubte, verfolgen, und rückte dem Wellington'schen



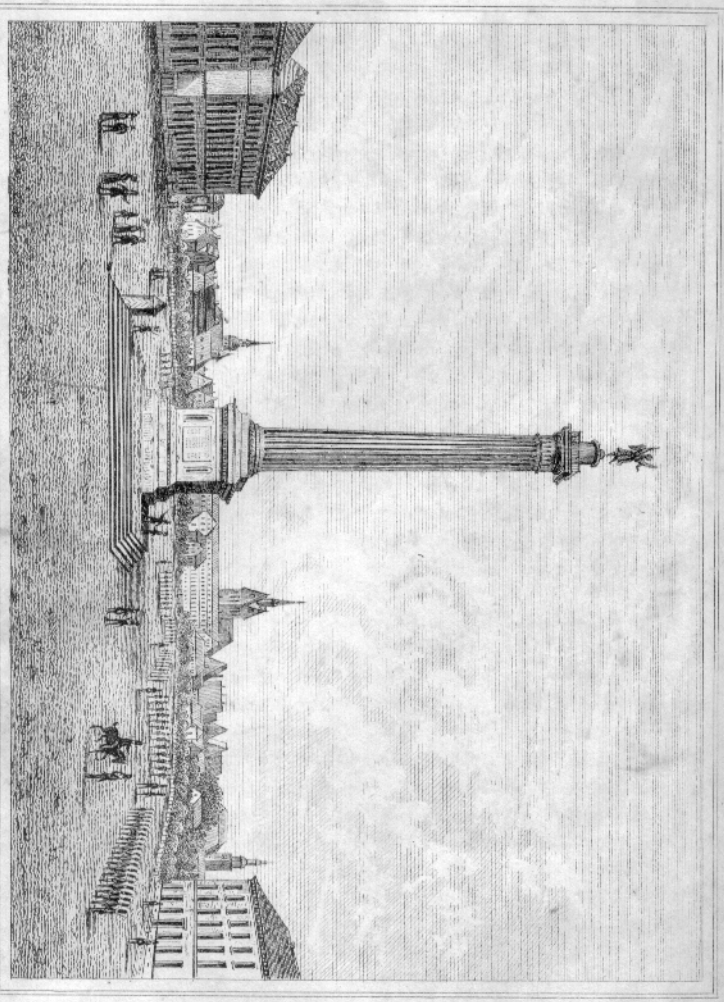
Heere entgegen, dieses stand in einem Halbkreise an einer Hügelkette um die Straße von Brüssel, vor seinen Fronten die Pachthöfe la Haye-Sainte und Hougoumont, hinter der Stellung lag das Dorf Waterloo, wo Wellington sein Hauptquartier hatte. Die Armee war in zwei Linien getheilt, zwischen die Bataillone hatte man Reiterei gestellt, damit diese überall wirksam seyn könnte. Den rechten Flügel des Heeres befehligte Lord Hill, die Mitte der Prinz von Oranien, unter ihm die englisch-deutsche Legion und die Hannoveraner General Alten, den linken Flügel Thomas Picton. 19,000 Mann darunter, viele hannöver'sche Bataillone, nahmen nicht Theil an der Schlacht, Wellington hatte sie zur Deckung seines Rückens entsendet. Napoleons Plan war, Wellington von der Straße nach Brüssel abzudrängen, Blücher hielt er für unfähig noch irgend etwas zu unternehmen, und er hatte deshalb dem ihn verfolgenden Marschall Grouchy den Befehl gesandt, mit einem Theil seines Corps sich auch gegen die Engländer zu wenden und sie im Rücken anzugreifen.

Heftige Reiterangriffe der Franzosen eröffneten halb zwölf Uhr Morgens die Schlacht, ihnen folgten starke Infanteriemassen auf allen Punkten. Besonders wichtig war für Napoleon der Besitz der beider Pachthöfe la Haye-Sainte und Hougoumont, um sie entspann sich ein bitterer Kampf, Hougoumont hielten englische Garden, Nassauer und eine kleine Abtheilung hannover'scher Jäger. La Haye-Sainte vertheidigte Major Baring mit dem zweiten leichten Bataillon der englisch-deutschen Legion auf's Aeußerste; neben ihm stürzte der zweite im Kommando Major Bösewiel, das erste Opfer des Tages, neben ihm fielen seine Soldaten, seine Offiziere im Kampfe Mann gegen Mann, die Franzosen steckten das Pachthaus in Brand, aber das brave Bataillon durch zwei Kompagnien des ersten leichten Bataillons der Legion, eine Scharfschützenkompagnie und zweihundert Mann Nassauer verstärkt, löschte das Feuer und hielt sich gegen hundertfache Uebermacht bis die letzten Patronen verschossen waren. Dann erst zog sich die kleine Schaar zurück und schloß sich an das

erste leichte Bataillon an, das einen Hohlweg neben dem Pachthofe zu vertheidigen hatte. Auch hier wüthete der Kampf heftig, die Brigaden Ompteda und Kielmannsegge leisteten den heftigsten Angriffen französischer Kürassiere den ruhigsten Widerstand. Ompteda, ein von Allen die ihn kannten verehrter Mann, der auf diesem bedrohtesten Punkte das Gefecht lange gehalten hatte, fiel, als er auf Befehl des Prinzen von Oranien ein Bataillon in Fronte vorführte, und so den feindlichen Reitern leichte Gelegenheit bieten mußte, seine Infanterie niederzureiten. Auf allen Punkten wurden indessen die feindlichen Reiter von den Vierecken des Fußvolkes kräftig empfangen, die verbündete Kavallerie setzte ihnen nach, die Geschütze schlugen in ihre Reihen. Napoleon ließ indessen auch sein Geschütz näher an die Stellungen der Verbündeten heranrücken, und es richtete furchtbare Verheerungen an; Wellington, um sich etwas gegen dasselbe zu schützen, befahl seinen Truppen eine kleine Strecke zurückzugehen, wo Hügelvorsprünge einige Deckung boten. Napoleon nahm dieß für den Anfang eines Rückzuges und erneuerte die Wucht seiner Angriffe, aber alle wurden zurückgeschlagen; Reiterei, Fußvolk, Artillerie, alle Waffengattungen kämpften mit gleicher Ausdauer; eine hannover'sche Batterie war es, die auf dem linken Flügel alle Versuche der französischen Kürassiere, das verbündete Heer zu umgehen, zu Schanden machte. Die Kanoniere dieser Batterie, waren fast lauter junge Leute, nur Unteroffiziere und Offiziere derselben hatten früher der englisch-deutschen Legion angehört; sie befehligte Major Heise, sein Sohn durch eine Explosion verwundet, fiel vor den Füßen des Vaters nieder. Die Bataillone litten furchtbar, viele verloren ein Drittheil ihrer Mannschaft; die Reiter trieben die unaufhörlichen Angriffe der Feinde mit seltener Entschlossenheit zurück, unter den Reiteroffizieren, die den schönsten Tod starben, ist vor Allen der Oberstlieutenant Meyer zu nennen, der an der Spitze des dritten Husarenregiments der Legion fiel. Endlich, endlich Nachmittags gegen 7 Uhr langte das preußische Heer auf dem Schlachtfelde an; die

Angreifenden wurden angegriffen, Napoleons Versuch, noch einmal zu herrschen, war vereitelt! Es wurde allgemein anerkannt daß die Hannoveraner, Legion wie neue Truppen, die Landwehrbataillone und die neuerrichtete Artillerie an dem glücklichen Erfolge der Schlacht durch die Standhaftigkeit und den unerschütterlichen Muth mit dem sie die tapfern Angriffe der Franzosen abgewiesen, bis die Preußen zur Hülfe herbeikamen, den wesentlichsten Antheil hatten. Aber der Sieg war mit dem Tode und mit den Wunden vieler Tapferen erkauft, allein die vom General Kielmannsegge befehligte Brigade, fünf nicht eben starke Bataillone, hatte an Todten und Verwundeten 23 Offiziere, 498 Unteroffiziere und Soldaten. Von den siebentausend Mann, welche die Legion am Schlachttage zählte, waren 129 Offiziere, 1343 Unteroffiziere und Soldaten getödtet, oder verwundet. Fast alle Offiziere des ersten leichten Dragonerregiments waren verwundet, ebenso fast alle Offiziere des dritten Husarenregiments. Im zweiten leichten Infanteriebataillon, das la Haye-Sainte vertheidigte, war fast Niemand ohne Wunde geblieben. Der tapfere Major Baring der es befehligte, entging nur durch ein Wunder dem Tode, vier Kugeln durchbohrten den Mantel der vor ihm auf dem Pferde festgeschnallt war, eine Kugel zerriß die Zügel seines Pferdes, eine Kugel riß ihm den Hut vom Kopfe. Drei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Mit Recht sagt Beamish der Geschichtschreiber der Großthaten der englisch-deutschen Legion: Das Benehmen des zweiten leichten Bataillons an diesem denkwürdigen Tage, die gänzliche Rücksichtslosigkeit der Leute für ihre persönliche Sicherheit, die Begeisterung, mit welcher sie sich um ihren braven Führer sammelten, die Hingebung, mit welcher sie sich so willig der Sache Europas und dem Wohle ihres Vaterlandes opferten, mögen vielleicht in der Geschichte ein zweites Beispiel finden; allein wir zweifeln, daß sie je übertroffen worden sind.— Ein Jäger Friedrich Lindau aus zwei Kopfwunden blutend, vertheidigte noch immer einen Eingang zu dem Gebäude, er hatte Tags

zuvor eine Summe Goldes vom Feinde erbeutet, und hätte er habſüchtiger ſeines Schatzes gedacht, die Wunden hätten ihm längſt zum Vorwand dienen können, ſich in Sicherheit zu begeben. Der Major Baring, der ihn heftig bluten ſah, befahl ihm zurückzugehen; ſeine Antwort war: nur ein Schurke kann ſeinen Offizier verlaſſen, ſo lange ihm noch der Kopf auf den Schultern ſteht. Viele Bogen würden nicht hinreichen alle die Züge von Muth und Todesverachtung zu erzählen, welche jene Felder von Waterloo ſahen. General Halkett, der eine hannover'ſche Brigade befehligte, machte den feindlichen General Cambronne, einen der tapferſten Offiziere der franzöſiſchen Armee, zum Gefangenen, doch gelang es dieſem ſpäter zu entkommen. General Halkett aber hatte durch dieſe kühne That den Muth ſeiner jungen Truppen weſentlich gehoben; ſo zerſtreute das Bataillon Osnabrück von ſeiner Brigade ein Viereck der kaiſerlichen Garde, der ausgeſuchteſten und tapferſten der feindlichen Truppen. General von Alten war überall wo die Gefahr am größten war, ſeiner Unterſtützung verdankte Wellington weſentlich den Sieg; er wurde gefährlich verwundet. Der Sergeantmajor Nienburg von der Artillerie rettete bei Quatrebras zwei engliſche Geſchütze; Huſaren und Dragoner führten mit den feindlichen Reitern Zweikämpfe aus, die an die ſchönſten Waffenthaten erinnern, welche uns Lieder und Sagen der mittelalterlichen Ritterzeit aufbewahrt haben. Franzöſiſche Küraſſiere machten auf das fünfte Linienbataillon der Legion, das im Viereck ſtand, heftige Angriffe, zu wiederholten Malen wurden dieſe Angriffe durch das ruhige und ſichere Feuer des Bataillons abgeſchlagen, und ſie zogen ſich in beſter Ordnung in eine Vertiefung zurück, wo ſie gegen das Feuer geſichert waren, nur ihr Kommandant blieb auf einer Erhöhung zurück, und ſpähte umher um eine Lücke im Viereck zu finden, wo ſeine Panzerreiter einhauen könnten. Oberſt von Ompteda der ſich im Viereck befand, forderte die beſten Schützen auf, den feindlichen Offizier niederzuſchießen, aber keiner traf ihn. In der Mitte des Vierecks lag ein



Schütze vom ersten leichten Bataillon Johann Milius, ihm war das Bein zerschmettert, und der Blutverlust hatte ihn sehr geschwächt. Er ließ sich vor das Viereck tragen und streckte mit einem Schusse den feindlichen Offizier nieder. Der Assistenz-Wundarzt desselben Bataillons, Gerson, zeichnete sich durch die Hülfe, die er den Verwundeten inmitten der größten Gefahr leistete, besonders aus, der würdige Oberst Ompteda belobte ihn noch unmittelbar vor seinem Tode öffentlich.

Auf dem Exerzierplatze in Hannover steht eine schöne Säule, am Fußgestelle sind eroberte französische Geschütze eingemauert, und auf langen Tafeln stehen die Namen derer die für die Freiheit des Vaterlandes an jenem 18. Juni 1815 den Tod mit den Waffen in der Hand fanden. Den Siegern von Waterloo, das dankbare Vaterland! lautet die Inschrift an dieser Säule, auf deren Gipfel sie die Siegesgöttin der alten Römer gestellt haben.

Das dankbare Vaterland! Dankt man nicht am besten Denen, die für die Unabhängigkeit und Ehre ihres heimathlichen Landes gefallen sind, wenn man Recht, gesetzliche Freiheit kräftig und zum Glücke Aller, auf den Fluren erblühen läßt, deren die edlen Kämpfer noch in Todesschmerzen gedachten? Die Säule steht, jener höhere Dank — Wilhelm IV. hatte angefangen ihn abzutragen, spätere Geschlechter werden des edlen Königs angefangenes Werk fortsetzen.

Als die Bataillone erschöpft waren, als der müde Arm der Reiter kaum den Säbel mehr heben konnte, als die Geschütze heiß und glühend schier zerspringen wollten, ihren treuen Kanonieren selbst Tod und Verwundung drohend, da erscholl der Rettungsruf Vorwärts der Preußen, da klangen wie himmlischer Gesang die Signale ihrer Flügelhörner. Sie kamen ihren Brüdern zu Hülfe. Wird nicht noch einmal der tröstende Ruf deutscher Brüder Jene helfen, Jene retten, die jetzt fast erliegend, Recht und Gesetz zu vertheidigen, mit letzter Kraft bemüht sind?

Das Glück ist wandelbar.

Eine Erzählung von August Lewald.

In einer der reinlichen Kellerwohnungen deren die Altstadt Hamburg's vor dem Brande so viele hatte, saß seitwärts vom Verkaufstische, der mit stattlichen Flaschen von verschiedenen Größen besetzt war, über welchen hellbraune Schinken, Würste und Speckseiten herabhingen, Herr Karsten Lührsen mit einem jüngern Freunde beim Frühstücke. Wenn gleich der Raum, nur halb über der Erde war und sich im hintern Theile schon gänzlich unter dieselbe versenkte, um Wein und Sprit in großen Fässern zu beherbergen, und die breite Treppe, die in das prächtige Haus des reichen Kaufmanns führte, einen Theil der niedrigen Fenster versteckte, und der Stube das Licht entzog, so war doch überall ein im Süden von Deutschland ganz ungewöhnlicher Luxus zu entdecken. Reiche Behänge von feinem Musselin zierten die Fenster, englische Kupferstiche hingen an der Wand, das Möbel war von Mahagoniholz, ein schönes Klavier war zum Gebrauche geöffnet und ein Duft von Reinlichkeit, man könnte sagen von reinlicher Eleganz, zog durch das Ganze, das auf jeden Eintretenden eine unbeschreiblich wohlthuende Wirkung übte. Herr Karsten Lührsen aber, obgleich er nur im Keller wohnte, wie das in Hamburg so häufig war, befand sich in einem Zustande gesegneten Wohlstandes, und jeder Waarenmakler nahm gewiß keinen Anstand, für ihn die bedeutendsten Posten geistiger Getränke und Fettwaaren, womit er Handel trieb, abzuschließen, und bei dem Verkäufer willig dafür das del credere zu übernehmen, d. h. dafür Bürgschaft zu stehen, daß der Preis der Waare zum Verfall richtig erlegt würde.

Herr Karsten Lührsen führte so eben ein hohes Stengelglas duftigen Medoc's zum Munde, seinen Freund auffordernd ihm Bescheid zu thun, als dieser halb ängstlich, halb unwillig den Kopf drehte, um sich nach der andern Ecke

umzusehen, von wo ein äußerst unangenehmer Lärm sich vernehmen ließ. Es mochten ungefähr fünfzig Flaschen seyn, die dort kunstreich aufgestapelt lagen, und jetzt durch einen Vorübergehenden aus dem Gleichgewicht gebracht, übereinander kollernd und rollend auf den Boden stürzten, und ihn mit ihrem weithin fließenden geistigen Inhalt, und mit ihren Scherben bedeckten.

Nun so stoßen Sie doch an! sprach Herr Karsten Lührsen gelassen.

Aber, mein Gott, sehen Sie denn nicht? rief bestürzt der Andere.

Ja wohl, mein alter Sprit! Alle fünfzig werden nicht hin seyn.

Ich kann Sie nicht begreifen. Sie sind stets jähzornig. Um Kleineres haben Sie schon oftmals Leute ausgezankt, fortgejagt, und der Alten sehen Sie Alles nach. Jeden Tag stellt sie etwas Neues an. Ich muß Ihnen nur gestehen, wäre ich an Ihrer Stelle, ich hätte mir das Ding schon lange geändert. Das ist wieder ein schöner Verlust! Wie viel kostet Ihnen der Sprit?

Gleichviel! das läßt sich schon noch verschmerzen.

Und aus bloßer Ungeschicklichkeit —

Trinken Sie man, und lassen Sie sich's nicht anfechten.

Unterdeß die Herren so sprachen, war eine alte, wie es schien, taube Frau, die wirklich die Flaschen über den Haufen geworfen hatte, darüber her, die Trümmer und Splitter zusammen zu kehren, dann den verschütteten Spiritus sauber aufzuwischen, und den feuchten Boden mit weißem Sande zu überstreuen. Hierauf entfernte sie sich still, ohne sich mit einem Worte zu entschuldigen.

Sie macht daß sie fortkommt, sprach der jüngere der Beiden, welche bei'm Frühstück saßen, indem er sein Glas nun erst erhob, um mit seinem Gastfreunde anzustoßen — sie fürchtet sich wahrscheinlich ausgezankt zu werden.

Ich hätte ihr doch kein böses Wort sagen können, erwiederte Herr Karsten Lührsen mit wehmüthigem Lächeln,

und als er bemerkte, daß sein Freund, wie neugierig fragend ihn ansah, so holte er tief Athem, that dann einen ordentlichen Zug aus dem Glase und sprach: Wollen Sie, daß ich Ihnen ein Geschichtchen zum Nachtisch gebe?

Der Andere bemerkte einen gewissen feierlichen Ernst an seinem Wirth, der ihm ungewöhnlich schien, und da er glaubte, daß es die Wirkung des unterdrückten Aergers war, den die Geschichte vollends zerstreuen sollte, so konnte er nicht anders, als gefallig den Antrag anzunehmen und sich zurechtsetzend, den Anfang der Erzahlung zu erwarten.

Es ist schon ziemlich lange her, begann jetzt Herr Karsten Lührsen, wohl weit über zwanzig Jahre, als in diesem Keller ein Mann wohnte, der für eben so schlau als reich und geizig galt. Er war kein Hamburger Kind, sondern aus dem Danischen hergezogen, und hatte sich bei seinem Handel mit Austern, Porter, Friedrichstadter Mustart, Ingwerbier und dergleichen, so viel erworben, daß er daran denken konnte, sich in seinen alten Tagen zurückzuziehen, und eben im Begriffe stand, seiner hübschen Tochter Hand zu vergeben, und seinem künftigen Eidam die Fortführung des Geschäfts zu überlassen. Er hatte einen jungen, thatigen Mann bei sich, auf den er sich verlassen konnte, der Ehrgeiz und Unternehmungsgeist besaß, und der sich zum Eidam wohl geschickt haben würde. Der junge Mensch war zwar weit entfernt, die schon nicht mehr ganz junge Tochter seines Prinzipals zu lieben, allein er war sehr solid und auf's Praktische bedacht, und eben deßhalb der Meinung, daß es eine gute Partie für ihn seyn dürfte, da das Madchen einst ein hübsches Stück Geld erhalten sollte, und dabei arbeitsam und anstellig war. Eine kleine Erbschaft, die ihm unverhofft zufiel, bestimmte ihn daher einen schnellen Entschluß zu fassen, und um die Hand Meta's bei dem Vater anzuhalten; dieser kam ihm jedoch auf nicht gehoffte Weise zuvor. Eines Tages, als kein Käufer da war und der Alte in seinem Sorgenstuhle saß, fing er also an: Nun wirst du auch bald fortkommen, mein Junge?

Wonehm?* fragte dieser bestürzt.

Weil ich meine Tochter weggebe, und meinem Eidam den ganzen Kram überlasse.

Und wer soll 's denn seyn.

An den alten Stockfleth, dort'n um die Ecke; der will noch in's Zeug; er hat Muth und Drittel. Das Geschaft sagt uns Beiden zu.

Aber Jungfer Meta?

Die gehorcht; das ist 'ne Unschuld, die liest keine Romane und thut was der Vater will. Sie hat nur einen einzigen kleinen Fehler; sie will schoner seyn als sie ist, und darum putzt sie sich ein Bischen — aber das wird ihr schon vergehen mit der Zeit. —

Also abgemachte Sache?

Richtig mit Leipzig! Morgen wird Alles abgeschlossen.

So! So!

Na, was geht's aber dich an, mein Jung?

Weil — wenn 's Ihnen genehm ware — ich mich dazu gemeldet hätte — ich möchte mich auch gern etabliren.

Du? — dabei lachte der alte Geizhals — Du, mein Jung? Und womit denn?

Das sollen Sie schon hören. Aber sagen Sie mir einmal, was Sie für das Geschaft haben wollen. —

Fünftausend Mark. —

Und wie viel geben Sie Jungfer Meten?

Zweitausend. —

Also muß Ihnen der Schwiegersohn dreitausend Mark herauszahlen. —

Wie du sagst, mein Jung, baar oder in guten Wechseln.

Gut. Sie wissen ja, daß ich was vom Handel verstehe, daß ich ein guter Arbeiter und gewiß kein Verschwender bin. Ich möchte auch wohl mein Glück machen, und ich glaube daß es dem, der ernstlich will und thatig dabei ist, auch

---

* Weshalb? Hamburger Provinzialism.

niemals fehlschlägt. Wenn sie mir die Hand bieten wollten, so könnten wir wohl einig werden.

Die Hand bieten? Ja wozu — hast du was dreinzulegen?

Ja wohl.

Dreitausend Mark?

Fünfzehnhundert.

Und indem er also sprach, zog er einige Papiere aus der Brusttasche und legte sie auf den Tisch.

Wenn Sie mir Jungfer Meta geben, so will ich Ihnen die andern fünfzehnhundert Mark in drei Jahren abtragen, das heißt mit Zinsen, wie sich's gehört.

Der Alte musterte die Papiere durch, gab sie dann dem jungen Menschen zurück und sagte:

Kredit kenne ich nicht; wer Kredit gibt, verliert nicht nur sein Geld, sondern seine Kunden auch.

Dabei stand er auf und ging hinaus, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Alter Geizhals! brummte der junge Mensch vor sich hin, steckte seine Papiere wieder ein und setzte sich vor die Thüre, indem er über die Hartherzigkeit der alten Leute nachdachte, die nichts kennen außer ihren Mammon, und es ganz vergessen haben, welche Hülfe von Andern sie in ihrer Jugend benöthigt waren. Es war ihm „ganz benaut" wie die Hamburger sich auszudrücken pflegen, wenn's ihnen angst und bang in der eigenen Haut wird, und daher griff er zum Gläschen, Sorgenbrecher genannt, und stürzte es einige Mal gefüllt hinunter. Er wußte fast nicht mehr was er that. Dem Alten fluchte er weidlich und wurde immer wilder dabei. In dieser Stimmung war es, daß er einen alten Schulkameraden vorübergehen sah, dem seine Aufgeregtheit auffallen mochte. Der fragte nach der Ursache, und als unser junger Freund nicht mit der Sprache so recht herauswollte, rief der Andere: Wahrscheinlich hat's wieder etwas mit dem Alten gegeben; was bleibst auch nur bei ihm? Mach's wie ich! Diesen Mittag fahre ich nach Lübeck, und von dort schiff' ich mich nach Riga ein. Ich gehe dort auf ein Comptoir;

in Rußland ist noch ein Glück zu machen. Hier verlangt man viel und zahlt wenig; dort ist's umgekehrt.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, in wie fern diese Aeußerung des jungen Unzufriedenen wahr sei oder nicht, genug — man weiß ja, daß das Neue so gern als eine Verbesserung angesehen wird. Er ließ es an nichts fehlen, das Loos, das ihn erwartete, in das reizendste Licht darzustellen, und es gelang ihm, die schon aufgeregte Stimmung des Freundes so sehr zu steigern, daß dieser sich vornahm, seinem Prinzipal noch zur Stunde selbst den Dienst aufzukündigen, um so, wie er es eben vor Augen sah, sich nach einem bessern Glück in der Welt umzuthun. Der Alte nahm die Kündigung gleichgültig auf und stellte es dem jungen Menschen frei, abzuziehen, wann er wolle, da er einen Ersatz an seinem künftigen Eidam habe, der sich bei dieser Gelegenheit in dem Geschäft zurechtzufinden wünschte. Wenn nun auch die Sache nicht so schnell ging, daß die beiden Freunde zugleich Hamburg verlassen konnten, so versprach jedoch unser junger Mann dem Andern bald nachzukommen; in Lübeck wollte Jener auf ihn warten, um dann die Reise nach Riga miteinander zu unternehmen, woselbst beide ihr Glück zu finden hofften. Man weiß ja auch wie leicht die Jugend an solchen Vorspiegelungen sich erwärmt, und ihre feste Hoffnung darauf gründet.

Die letzten Tage in dem Hause des Alten vergingen dem jungen Manne nicht auf die angenehmste Weise. Er mußte sehen wie der alte Herr Stockfleth seinen Einzug hielt, der einst hier als Herrscher thronen und überdieß Meta's Hand bekommen sollte; er mußte seine Abrechnungen stellen, die Vorräthe übergeben und über viele Dinge Rede stehen, die ihm eigentlich nie übergeben worden waren. Allein sein Prinzipal war ein strenger und genauer Mann, und wollte er keinem Verdachte sich aussetzen, und mit guten Zeugnissen versehen das Haus verlassen, so war es nöthig, sich jeder an ihn gestellten Zumuthung mit freier Stirne zu entledigen. So kam denn endlich die Stunde des Abschieds heran, die

er als eine Stunde der Befreiung begrüßte, und er verließ den Keller um nach der Stadtpost zu eilen, und den Lübecker ordinaren Postwagen zu besteigen, der damals noch ein elender polizeiwidriger Rumpelkasten war, zu schlecht — um jetzt, in den Zeiten der Vereine gegen Thierqualerei — Kalber zu Markte zu fahren, und eine wahre Folterkammer für arme Reisende.

Der junge Held unserer Geschichte war halbkrank gerüttelt und geschüttelt, und hatte fast noch keinen zusammenhangenden Gedanken fassen können, als der Postwagen in einem kleinen Städtchen halt machte, welches den Namen Oldesloe führt, und das sie wohl auch kennen werden. Ich weiß nicht ob sie schon dort waren; es ist ein kleiner Badeort und die Pest aller Badeorte, das Spiel, hatte sich auch dorthin verbreitet.

Als Herr Karsten Lührsen so weit in seiner Geschichte gekommen war, schenkte er sein Glas voll, schöpfte dann tief Athem und lachelte seinen Freund an, weil er bemerkte, daß dieser seine Blicke recht neugierig erwartungsvoll auf ihn gerichtet hatte, und fuhr dann fort:

Was ich erzahle, hat sich vor länger als zwanzig Jahren begeben. Das Spiel war unserm Freunde etwas Neues. Er war in den Saal getreten und sah zu, ohne etwas davon zu begreifen, doch zerstreute ihn das Ding gewaltig, das merkte er wohl. Das Gold, welches auf dem grünen Teppich, theils in Haufen lag, theils hin und her flog, blendete ihn; allein, nachdem er eine Weile zugesehen hatte — denn der Postwagen, der damals an Langsamkeit mit der Schnecke wetteiferte, ließ ihm die gehörige Zeit dazu — merkte er, daß ihm die Wechselfälle des Roth und Schwarz begreiflich wurden. Er brauchte nur sein Geld auf die Farbe zu setzen, welche herauskam, und sein Satz war verdoppelt. Es kam ihm in den Sinn zu spielen; er besann sich aber, welche Geschichten von Spielern ihm zu Ohren gekommen waren; er schauderte innerlich zusammen. Doch konnte er seine Augen vom Tische nicht mehr losbringen; so kam es, daß er mit

der Sache vertrauter wurde; der Zufall wollte, daß wenn er unwillkührlich sich dachte: jetzt kommt roth heraus, das Roth auch wirklich nicht ausblieb. Ohne es zu wissen, hatte er jetzt die Hand in die Tasche gesteckt und nach den Goldstücken gegriffen, die er bei sich trug. In der Zeit einer halben Stunde, sprach es in ihm, kannst du dein Kapital verdoppeln und dem alten Geizhals seine geforderten dreitausend Mark in's Gesicht schleudern; dann gehört dir das Kellergeschäft und das Mädchen; du bist ein gemachter Mann und brauchst nicht in die weite Welt zu gehen. Dein Schutzgeist hat dir's eingegeben, daß du über Oldesloe nach Lübeck gehen wolltest. Jetzt gewagt und gewonnen!

Er dachte nicht daran, daß er auch verlieren könne; schon hatte er fünf Goldstücke auf den Teppich geworfen und mit Freuden gesehen, daß sie sich verdoppelten, als der Schirmmeister zu ihm trat, um ihm zu sagen, daß der Wagen weiter fahre; er hörte zugleich das kreischende Posthorn; allein mit den Worten ich bleibe hier, fahren sie nur allein weiter! verabschiedete er den Störer und erfreute sich des Sieges, den er zwar nicht zu hoffen vermochte, allein dennoch sich erfüllen sah, denn wie die Minuten vorüber flogen, so vermehrte sich der Goldhaufen, zu dem er anfänglich die fünf Stücke ausgesat hatte, welche seine Reisekasse bildeten. Von diesem Augenblicke an sah und hörte er nicht mehr, was außer ihm sich begab; Alles verwirrte sich wunderbar seltsam und sein merkwürdiger Zustand steigerte sich bald so, daß er nicht einmal die Stimme des Croupiers mehr vernahm, welche Gewinn und Verlust ausrief.

Aber wollen Sie denn immer auf Roth stehen lassen? fragte ihn endlich der Nachbar — noch mehr zu wagen ist nicht rathsam — sogar unbesonnen.

Es war ein alter Herr, der ihn so anredete. Er blickte in die Höhe.

Und was ist denn aus meinem Gelde geworden? fragte er sich plötzlich besinnend.

Da liegt es vor Ihnen. Sie können es nehmen, und

an ihrer Stelle würde ich mich auch keinen Augenblick besinnen.

All das Gold gehört mir?

Wie denn anders? zählen Sie nur was Sie haben. Sehen Sie! schon wieder fällt Ihre Farbe und der Haufen hat sich wieder verdoppelt.

Der Croupier stöberte mit seinem Stabe in die losen Goldstücke, um sie zu zählen, dann legte er eben so viele hinzu und den Rest in Rollen, so viel als Rollen schon da lagen.

Alles das ist mein! rief der Glückliche und riß das Geld an sich, um es dem Wechsel des Spiels zu entziehen. Allein wider Willen entfiel eine der Rollen seinen Händen und blieb auf Roth stehen, das launenhafte Glück lächelte ihm noch einmal; Roth kam und eine neue Vermehrung seines Schatzes lag vor ihm. Er eilte in ein anderes Zimmer, wo er sein Geld überzählte, und siehe da! er war im Besitze von mehr als fünfzehnhundert Mark, und konnte nun zurück nach Hamburg eilen, um dem alten Geizhalse den von ihm geforderten Preis für die Tochter und das Geschäft zu bezahlen.

Man kann wohl denken, daß der Alte sonderbare Augen machte und auf allerlei Vermuthungen kam. Das leichteste, was er dem armen Jungen, der sein Schwiegersohn werden wollte, beimaß, war, daß er glaubte, er habe die Summe geborgt. Allein der Glückliche gab ihm die feste Versicherung, daß dieses nicht der Fall sei, daß er wirklich das Geld sein eigen nennen dürfe, doch auf welche Weise er dazu gekommen, das verschwieg er wohlweislich. Damit mußte sich der Vater denn auch zufrieden geben, und willigte in die Heirath und in die Uebergabe des Geschäfts. Er führte den jungen Menschen in das Zimmer, wo die Tochter strickte, und stellte ihr ihren Bräutigam vor, dann mußte sie das Strickzeug bei Seite legen, sich in Staat werfen und von ihrem Bräu igam spazieren führen lassen. Ganz glückselig darüber, am Ziele seiner Wünsche zu stehen, und sich endlich häuslich niederlassen zu können, wandelte der junge Mensch im traumähnlichen Zustande neben seiner Braut. Es war

Alles so wunderbar schnell und unerwartet eingetroffen, daß er seine Lage kaum für Wirklichkeit zu nehmen sich überreden konnte. Er schritt stumm neben seiner Zukünftigen hin, ohne zu wissen, wohin er eigentlich seine Schritte lenken sollte, als sie plötzlich vor einem jener reichen Laden sich befanden, die den kostbarsten Luxus an ihren Fenstern zur Schau legen. Sie blieben stehen um die schönen Sachen zu betrachten, und der junge Mensch mochte nun wohl einsehen, daß es an der Zeit sei, seiner Braut einige Artigkeiten zu sagen. Er fing damit an davon zu sprechen: daß er sie schon lange liebe und daß die Einwilligung des Vaters ihn zum Glücklichsten der Sterblichen mache.

Das Mädchen hörte nur mit halbem Ohre zu. Was auch der junge Mann von dergleichen Dingen vorbrachte, es wurde von ihr nicht sehr günstig aufgenommen. Sie war zu klug um nicht einzusehen, daß ihre Verbindung sich wie ein Handelsgeschäft gemacht hatte, und daß sie eigentlich keine Liebe für einander empfanden. Was aber alle Sinne der Braut in jenem Augenblicke gefangen nahm, waren die kostbaren Waaren, die sie sah. Sie konnte sich nicht los davon reissen, und vermochte den Ausruf nicht zu unterdrücken:

Ach, mein Gott, was ist doch das für eine schöne Uhr!

Es war in der That eine überaus kleine Uhr, deren Gehäuse mit Schmelzwerk verziert, und mit einem doppeltem Kranze von ächten Perlen umgeben war.

Der junge Mann warf einen gleichgültigen Blick darauf.

In der That, ein hübsches Uehrchen, sagte er, und ihren Arm nehmend, schickte er sich zum Weitergehen an.

Das Mädchen blieb aber stehen.

Ach! und die Ohrringe! das ist eine Pracht! rief sie, indem sie mit dem Finger auf ein paar Ohrringe deutete, lang und kostbar in Brillanten gefaßt.

Liebster Fritz, sagte sie vertraulich, Du hast mir gewiß etwas für unsern Hochzeittag zugedacht — und hast vielleicht noch keine Wahl getroffen. —

Noch nicht — erwiederte Fritz.

Nun, so findest Du vielleicht hier etwas Passendes. Die Ohrringe, das wäre ein Andenken für's ganze Leben; ich würde sie nie sehen, nie tragen können, ohne dabei zu denken, daß es das Erste war, um was ich Dich bat, und was Du mir bewilligtest.

Der Bräutigam ward zwar von der Art und Weise, wie diese Bitte vorgebracht wurde, etwas betreten und zögerte noch, allein, als er auf das Mädchen blickte, und sich dachte, welchen schlimmen Eindruck seine Weigerung machen würde, sprach er:

Wir wollen die Ohrringe einmal in der Nähe betrachten.

Und somit traten sie in den Laden und ließen sich den Schmuck geben. Als Meta ihn berührt, als sie ihn von allen Seiten betrachtet und der Kaufmann auf die Schönheit der Steine und die Feinheit der Fassung sie aufmerksam gemacht hatte, fühlte sie eine unbezwingliche Lust, die Ohrringe zu besitzen.

Was sollen sie kosten? fragte Fritz.

Brillanten sind eben sehr gesucht, versetzte der Kaufmann, wir haben selbst eine große Lieferung nach Rußland übernommen, und alles Schöne wandert dorthin, — allein sie werden dennoch sehen, daß ich mich billig finden lasse.

Nun, wie viel also?

Ich habe noch vorige Woche einen Käufer fortgehen lassen, der achthundert Mark bot, allein Sie sollen sie dafür haben. —

Bei diesen Worten trat unser Freund betroffen einen Schritt zurück, während Meta sich unwillkürlich dem Kaufmann näherte, der die Ohrringe wieder genommen hatte.

Das ist zu viel, sagte Fritz, obgleich er sich wohl auf seine Artikel verstand, aber von Brillanten nicht das Geringste wußte.

Durchaus billig, ich müßte Schaden leiden, versetzte der Kaufmann, indem er den Schmuck wieder an seinen Platz legte.

Wir wollen's überschlafen, sprach Fritz, und trat, indem er seiner Braut den Arm reichte, auf die Straße.

Auch die einfachste und unbefangenste Frau besitzt das Talent, den Mann, der auf irgend eine Weise sich ihr ergeben zeigt, zu Allem, was sie will, zu bringen. Für jetzt schwieg Meta, ebenso wie ihr Bräutigam; allein ihr Stillschweigen war dennoch beredt, und als er sich von ihr für diesen Tag beurlaubte, flüsterte er ihr zu:

Sei nur ruhig, liebes Kind, du sollst die Ohrringe schon kriegen!

Als er sich's überlegte, erschien es ihm wie Wahnsinn und Lächerlichkeit, daß Meta solch ein Gelüsten haben konnte. Die Frau eines sogenannten Fetthändlers und Ohrringe für achthundert Mark. Allein wenn's gleich schon lange her ist, daß die Geschichte sich zugetragen, so fing doch auch damals schon die Unsitte an, sich über seinen Stand hinaus zu schmücken und zu putzen, und den Vornehmen und Reichen Alles nachahmen zu wollen.

Ohrringe für achthundert Mark schickten sich, nach der Meinung unseres guten Fritz, für die Frau eines reichen Weinhändlers der Katharinenstraße oder des Rheders auf dem Hürter oder des Banquiers auf den hohen Bleichen. Was sollte er aber machen! das Mädchen hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt und er hatte es versprochen. Es war schlimm — aber ohne Hochzeit kein Geschäft und ohne Geschäft keine Hochzeit — eines hing vom andern ab; allein der Ankauf der Ohrringe würde einen zu großen Riß in jene dreitausend Mark machen, welche der Alte zu bekommen hatte, bevor Alles richtig war.

So 'ne Hochzeitsgeschichte ist doch verzweifelt kostspielig, dachte Fritz bei sich, Hochzeitskleider brauchen wir auch noch, und Spesen und Sporteln auch noch! und zur Haushaltung braucht man auch noch ein Sümmchen, das man nicht gleich aus dem Geschäfte ziehen kann.

So sorgte er, und in der That tausend Mark, außer den Bedingungen, wären ihm recht erwünscht gewesen, wenn sie ihm Jemand vorgestreckt hätte.

Hin und her Alles wohl überlegt, waren nun aber außer den dreitausend Mark, welche der Alte zu bekommen hatte, die achthundert zum Ankauf der Ohrringe das Wichtigste und Nächste. Er durfte schicklicher Weise seiner Braut ohne den Schmuck nicht mehr vor Augen treten. Sie hätte es ihm übel nehmen, der Alte hätte sein Wort zurücknehmen können. Fritz wußte ja, daß er an dem alten Stockfleth einen Nebenbuhler hatte. Welches Mittel konnte jedoch dem jungen Mann zu den Ohrringen verhelfen? Sie werden sich jetzt wohl schon denken können, was ihm sogleich in den Sinn kam: Bei Nacht und Nebel aufsitzen und nach Oldesloe hin, dort, sobald die Bank eröffnet wurde, sein Glück versuchen und dann mit der Beute gleich dem ersten Male nach Hamburg zurückeilen. Fritz besann sich nicht lange dieses, in der That etwas gewagte Mittel zu ergreifen. Das Glück hatte ihm ja schon gelächelt; warum sollte es ihm denn jetzt den Rücken kehren? Und so viel war es ja nicht, was er noch begehrte; das konnte er leicht haben, dachte er. Als wenn tausend Mark, die er doch nur mit anhaltendem Glück und Fleiß in seinem Geschäfte zu erübrigen im Stande war, so gar nichts gewesen wären! Allein so geht's! wird man erst einmal von dem Spielteufel verlockt, so hat er einen, wenn er will, beim Schopfe.

Noch am selben Abend war er auf dem Wege und andern Vormittags stand er wieder dem Croupier gegenüber, der ihm das erste Mal den Gewinn bezahlt hatte und ihn jetzt so bekannt und vertraut begrüßte, wie einen Freund, den er sicher erwartete. Und wirklich war es so. Denn wenn die Spielpächter einen Spieler sehen, der ungewöhnlich große Summen gewinnt, so erschrecken sie nicht darüber; sie wissen ja, daß der Gewinn nur als Lockspeise diente, ihn wieder in die Höhle der Gewinnsucht und aller Laster und Verbrechen zu ziehen; sie wissen, daß das gewonnene Geld nicht nur zu ihnen zurückkehren werde, sondern auch das ganze Vermögen und das Glück ihres bethörten Gastes. Fritz hatte sich das Wort gegeben, dießmal nicht mehr als

tausend Mark zu gewinnen und dann davon zu gehen. Der lächelnde Empfang des erbärmlichen Menschen, der seine Tage maschinenmäßig damit hinbringt, den Wurf auszurufen, den Satz einzustreichen oder auszuzahlen, erschien ihm wie eine gute Vorbedeutung.

Er wollte nicht viel Zeit verlieren, um bald wieder bei seiner Braut zu seyn; ohne sich lange zu besinnen, setzte er daher ziemlich stark auf Roth, das ihm bis dahin so günstig gewesen war, und hoffte recht schnell am Ziele zu seyn. Hören Sie jetzt, wie er dahin gelangte.

Das Gold, was er gesetzt hatte, wurde bei dem ersten Male eingezogen. Jetzt war's ihm nicht mehr möglich, aufzuhören; an der Summe, die er seinem Schwiegervater zu zahlen hatte, fehlte ihm nun schon das Verspielte. Er verdoppelte seinen Satz. Dießmal war ihm das Glück günstiger; er gewann. Voll Freude ließ er Satz und Gewinn stehen; die Karte fiel von Neuem und er hatte verloren. Der Croupier sah ihn wie herausfordernd an.

Das Glück hat sich gewendet — sagte er zu sich selbst — ich will es einmal mit Schwarz versuchen.

Aber Schwarz war ihm feindlich; er verlor und verlor und nicht lange war er am Spieltisch, so war all sein baares Geld, das er vor wenigen Tagen erst hier gewonnen hatte, wieder zur Bank zurückgekehrt. Er hatte jetzt nichts mehr, als jene fünfzehnhundert Mark in guten Papieren, dieselben, die er vor Kurzem von einem alten Onkel geerbt hatte. Jetzt wurde er aber plötzlich für einen Augenblick vernünftig, es war wie ein Blitz, der ihn erleuchtete.

Fort von hier, sprach's in seinem Innern, ich will denken, daß ich geträumt habe. Ich bin wieder in derselben Stellung, in der ich war; ich will meinem Alten sein Wort zurückgeben; Meta kann den alten Stockfleth meinetwegen heirathen. Und könnt's denn nicht wirklich ein Traum gewesen seyn?

Hart war es wohl, einer häuslichen Niederlassung entsagen zu müssen, in dem Augenblicke, wo man sich schon

so sicher in derselben wähnte. Wie wird der alte Fetthändler wohl sein Zurücktreten aufnehmen? Wie sehr wird Meta ihn verachten? Konnte er nicht seinen ganzen Verlust wiedergewinnen? Neckte ihn vielleicht nicht nur das Glück, um im nächsten Momente ihm Alles wieder mit Zinsen einzubringen? Er besann sich nicht lange. Frisch gewagt ist halb gewonnen und Alles oder Nichts, dachte er bei sich und griff nach seinen Papieren. Er zog den Spielpächter bei Seite und fragte ihn bescheiden, ob er wohl die Papiere in Gold umsetzen wollte; der Mann war gefällig genug, es zu thun. Jetzt setzte er von Neuem, und acht bis zehn Minuten waren hinreichend gewesen, ihn kahl wie eine Kirchenmaus zu machen.

Es würde schwer seyn, mein lieber Freund, sagte Herr Karsten Lührsen nach einer Pause, Ihnen den Zustand zu schildern, in dem sich Fritz befand, nachdem ihm nicht ein Schilling von seinem schönen Gelde geblieben war. Zuerst dachte er daran, den Croupier todtzuschlagen, den Spieltisch umzuwerfen und an Alles, was ihn umgab, Rache zu nehmen. Bald aber sah er ein, daß solche Gewaltthätigkeiten unmöglich seien. Er verließ den Ort des Verderbens und jagte, so schnell es ging, nach Hamburg zurück, wo er, ohne einen bestimmten Entschluß zu fassen, auf gut Glück in der Straße umherirrte.

Der Zufall wollte, daß er bei dem Laden des Juweliers vorbeiging, dessen Ohrringe der Grund zu seinem Elend geworden waren. Der Kaufmann stand vor der Thür, erkannte seinen Käufer und ging höflich auf ihn zu;

Ich glaubte, daß Sie mich gestern wieder beehren würden; sagte der Mann, wegen jener schönen Ohrringe, die Ihrer Frau so gefallen haben — entschließen Sie sich schnell, denn ich stehe im Handel mit einem andern Herrn. —

Hol' Sie der Teufel, schrie der arme Junge außer sich, meine Frau, den andern Herrn, und vor Allem aber die Ohrringe selbst, die mich ruinirt haben!

Der Juwelier sprang erschrocken in seinen Laden und

schloß die Thür hinter sich; Fritz eilte weiter als ob er verfolgt würde. Er kämpfte mit sich selbst lange Zeit, ob er sich in's Wasser stürzen sollte; endlich siegte die Vernunft. Er beruhigte sich so weit, daß er philosophische Betrachtungen über die Gefahren des Spiels anstellen konnte. Am andern Morgen gab er dem alten Fetthändler schriftlich sein Wort zurück, lieh von einem Freunde ein paar Drittelstücke und verließ Hamburg zu Fuße, einen dicken Knotenstock in der Hand, um vorerst seine alte Mutter aufzusuchen, die in einem hannöver'schen Städtchen wohnte. Im Grunde war Fritz kein übelgerathener Junge, und der leichtsinnige Streich, zu dem er sich hatte verleiten lassen, sollte ihm zur Lehre für's ganze Leben dienen, und ihn vor jedem Rückfall behüten. Seiner Mutter berichtete er Alles, und gab sich Mühe ein Unterkommen zu erlangen. Mit zwanzig Jahren kann man mit Fleiß und anstelligem Sinn schon zu etwas kommen. Fritz ließ keine Gelegenheit aus der Acht, die sich ihm darbot, ihn weiter zu bringen. So kam es, daß er bald ein gutes Geschäft hatte, und da er sparsam dabei lebte, und den Schilling wahrnahm, wie es heißt, so brachte er bald einiges Vermögen zusammen. Was er jetzt gewann, gewann er nicht im Spiele oder in zu gewagten Unternehmungen, was im Ganzen auch nichts Anderes ist, sondern durch angestrengte Thätigkeit, durch kluge Berechnung und Sparsamkeit. Nach und nach wurde er wohlhabend; für seinen Stand reich, und er, der das schöne Hamburg einst zu Fuß, mit einigen geborgten Schillingen in der Tasche, hatte verlassen müssen, kehrte jetzt zu Wagen dorthin zurück.

Nach seinem früheren Prinzipale und dessen Tochter erkundigte er sich nicht, weil er die trübe Erinnerung an jene Zeit, so viel wie möglich fern von sich halten wollte. Es wurde ihm leicht; denn dem Geize des Vaters, so wie der Eitelkeit und Putzsucht der Tochter, die er überdieß niemals geliebt hatte, schrieb er ja den traurigen Fehltritt seiner Jugend und dessen Folgen allein zu. Es hatte sich in seinem Herzen ein bitteres Gefühl gegen den Alten festgesetzt, der

ihm einen kurzen Kredit, bei dem er nichts gewagt hätte, so schonungslos abgeschlagen, und Meta's Neigung für Brillanten hatte ihm in der That fünfzehnhundert Mark seines Vermögens gekostet.

Eines Tages jedoch ward er wider Willen auf diese alten Geschichten zurückgeführt. Er wünschte nämlich einen guten Keller zu haben, um einen bedeutenden Vorrath von Sprit und Wein unterzubringen, den er gekauft hatte. Jeden Morgen nahm er die sogenannten wöchentlichen Nachrichten zur Hand, die schon seit sehr langer Zeit ihrem Namen zum Trotze täglich erscheinen, und da fand er denn, daß der Keller seines frühern Principals, wegen Fallissement des bisherigen Inhabers, zu vermiethen sei. Der Name des Mannes wäre ihm nicht aufgefallen, weil es ja in Hamburg auch Andere dieses Namens geben konnte, allein der Keller war's, die Lage, die Straße, was ihm sogleich durch den Sinn fuhr. Dieser Keller war ihm wohlbekannt, er wußte, daß er vortrefflich war, und er zögerte nicht, den Handel sogleich richtig zu machen.

Wie sehr hatte sich seitdem Alles verändert; und wie weit war der damals fast verstoßene Fritz gekommen! Er war jetzt ein wohlhabender Mann, der jedem Rede stehen konnte und die Absicht hatte, ein großartiges Geschäft in seinem Fache zu begründen. Zwar war er nicht mehr jung; allein er fühlte sich noch kräftig, und nicht blos der einladende Gewinn trieb ihn zu neuen Unternehmungen, sondern die Lust an Thätigkeit und der Drang zu schaffen. So kam er denn in den Besitz des Kellers, der ihm einst so schnöde vorenthalten worden war, und er befand sich bereits seit mehren Wochen daselbst, als an einem schönen Morgen, wo er eben mit dem monatlichen Abschluß seiner Kasse beschäftigt war, eine alte Frau zu ihm kommt und ihn um eine kleine Unterredung bittet. Er fragt nach ihren Wünschen.

Sie war ziemlich zerrissen und schmutzig angethan; ihre Haare waren ergraut, ihr Gesicht voller Runzeln, ihr Nacken durch Schwäche gebeugt; aus ihrem Wesen sprachen

deutlich Krankheit, Alter, Mangel, die drei schrecklichsten Geißeln des dahinsterbenden Menschen.

Sind Sie der Herr, der jetzt diese Handlung besitzt? fragte die arme Alte.

Ja, lautete die Antwort.

Sie haben da ein gutes Geschäft gemacht; ach! leider ist es Ihrem Vorgänger nicht so ergangen. Haben Sie daher einiges Mitleid mit seiner Wittwe, der die Gläubiger nichts gelassen haben.

Ist Herr Stockfleth gestorben?

Seit einem Monat —

Und was kann ich für seine Wittwe thun?

Geben Sie ihr Arbeit, sprach zitternd die arme Frau, sie will ja gern arbeiten — der Hunger thut so weh — dann aber —

Hier stockte sie — man sah es ihr an, daß das, was sie eben hatte sagen wollen, ihr das Herz abdrückte, daß sie aber nicht im Stande war, die Worte über die Lippen zu bringen. Fritz that, was er vermochte, um sie zu beruhigen. Es gelang ihm endlich, und nun zog sie ein kleines Futteral hervor, öffnete es und zwei brillantene Ohrringe blitzten ihm daraus entgegen.

Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie dieß hier kaufen, sagte sie mit tiefbewegter Stimme.

Obgleich schon eine sehr lange Zeit verstrichen war, seitdem Fritz die Ohrringe nicht mehr gesehen hatte, so erkannte er sie doch sogleich wieder. Es waren dieselben, welche Meta sich einst so sehr gewünscht hatte, dieselben, die ihn fast zum Selbstmord geführt — er sah sie wieder vor sich und seine jugendliche Verirrung stand lebhaft vor ihm.

Sind Sie die Wittwe Stockfleth? fragte er zögernd die alte, arme Frau, die vor ihm stand.

Ach ja, Herr, gab sie zur Antwort.

Schon wollte er weiter fragen: Also Meta sind Sie? — Aber er hielt die Frage zurück; denn er hatte sie erkannt

unter ihren Runzeln und trotz der armen, elenden Kleidung. Er holte einen Stuhl herbei und bat sie, sich zu setzen.

Warum tragen Sie diese Ohrringe nicht lieber einem Juwelier zum Kaufe an? fragte er. Mir scheint, daß sie dabei viel besser wegkommen würden.

Ach, die Juwelier's! sagte die Alte klagend, die haben kein Treu' und Glauben. Die Ohrringe hier haben achthundert Mark gekostet, ich habe die Rechnung darüber bei mir und jetzt will der Verkäufer selbst nicht mehr als vierhundert dafür geben.

Die Steine werden im Werthe gefallen seyn und die Fassung ist veraltet, erwiederte Fritz. Wahrscheinlich wird es Ihnen schwer, sich von diesen Ohrringen zu trennen?

Ach nein, seufzte die Alte, sie haben mir stets nur Unglück gebracht.

Und nun erzählte sie Alles das, was Fritz schon längst wußte. Ein junger Mensch hatte sie heirathen wollen, Alles war richtig und abgemacht, da verließ er sie plötzlich, ohne daß sie einen Grund dafür anzugeben wußte. Doch mochten wohl eben diese Ohrringe für etwas dabei im Spiele gewesen seyn, deren Besitz sie so sehr ersehnte, daß sie deren Ankauf zur ausdrücklichen Bedingung machte, wenn sie Hrn. Stockfleth ihre Hand geben sollte. Er kaufte die Ohrringe, sie gab ihm ihre Hand, aber die Ehe war sehr unglücklich. Der alte Stockfleth war ein jähzorniger Mann gewesen, dabei liebte er, in's Lotto zu setzen, ergab sich in spätern Jahren dem Trunke, um seine Sorgen zu betäuben und das Ende vom Liede war ein schmählicher Bankrutt, den er nicht lange überlebte. Er starb auf dem Stroh und seiner Wittwe hinterließ er weniger als nichts — Schulden.

Wären diese Ohrringe nicht gewesen, so schloß sie mit schmerzvollem Ausdrucke ihre Erzählung, so würde jener junge Mensch mein Mann geworden seyn, ich wäre glücklich, vielleicht im Wohlstande. Ach, jetzt, da Sie Alles wissen, kaufen Sie mir diesen Schmuck ab; sie thun ein gutes Werk und helfen einer armen Wittwe aus großer Noth.

Ich wünschte endlich dieser Ursache aller meiner Leiden mich zu entäußern. Sie sind wohl glücklich verheirathet; Sie haben eine liebe Frau, eine schöne Tochter. Kaufen Sie, das Geschenk wird Ihnen Freude machen.

Ich habe weder Weib noch Kind, sagte Fritz sehr ernst, aber dennoch kaufe ich diese Ohrringe — Meta!

Meta! schrie die arme Frau überrascht. Sie kennen mich also?

Ja, Meta! ich kenne auch die Ohrringe, die Sie mir zum Verkaufe anbieten.

Wie? Sie kennen — Sie wären?

Ich weiß, daß Sie Fritz, den Lehrling ihres Vaters, heirathen sollten und daß der Leichtsinn des Menschen Schuld war, daß nichts daraus wurde. Ich selbst bin jener Fritz — —

Bei diesen Worten sprang der junge Freund, der mit Herrn Karsten Lührsen eben beim Weine saß und dem er diese Geschichte erzählte, in die Höhe und unterbrach seine Erzählung:

Erlauben Sie mir man, Herr Lührsen, ist es nicht wahr? Heißen Sie nicht mit dem ersten Taufnamen Fritz?

Ja so heiße ich — Und was nun weiter?

Und was nun weiter? Ja doch — erzählen Sie nur —

Je nun, was ich Ihnen hier mitgetheilt habe, war meine eigene Geschichte. Sie können denken, daß ich Meta in's Haus nahm und die Ohrringe kaufte. Die arme, unglückliche Frau hat einen Zufluchtsort bei mir gefunden; mag sie nun immerhin manches anstellen, Flaschen zerbrechen und dergleichen; ich ertrage Alles, ich sage kein böses Wort dazu. Sie soll hier bei mir sterben, und gehe ich vor ihr heim, so sorge ich für sie, daß sie es bis an ihr seliges Ende gut hat und keinem Fremden mehr zur Last fallen darf.

Hier stand Herr Karsten Lührsen auf, schloß seine eiserne Kasse auf und hob ein Futteral daraus hervor, welches die verhängnißvollen Ohrringe umschloß:

Sehen Sie, sagte er zu seinem jungen Freunde, hier

sind sie. Sie predigten mir stets, daß der Gewinn im Spiel, statt zu bereichern, nur ärmer macht, und daß das einzige dauerhafte Glück nur aus Fleiß und Sparsamkeit entspringt.

Deutsche Abgeordnete. *

I. Baden.

Es mag einem Volksbuche wohl ziemen, Bild, Kunde und Urtheil von Hervorragenden unter denen zu geben, welche in den deutschen Ländern, die so glücklich sind, Verfassungen und landständische Einrichtungen zu besitzen, für Recht, gesetzliche Freiheit des Volkes wirken, oft kämpften, nicht selten auch leiden. — Nicht besser aber glaubte ich die Reihe dieser Schilderungen anfangen zu können, als mit ausgezeichneten Verfassungstreuen des Landes Baden, wo unter dem Schutze der Verfassung, unter der Regierung eines milden und das Gute aufrichtig wollenden Fürsten, Dank der Bestrebungen der Volksvertreter, vieles für die Beförderung der sittlichen Freiheit und des Wohlstandes eines biedern Volkes geschehen ist, sehr Vieles aber noch zu thun bleibt, sowohl die heiligen Versprechungen zu erfüllen, welche als Lohn für so edles in den Befreiungskriegen vergossenes Blut in der deutschen Bundesakte gegeben — bislang aber zum Theil eben nur Versprechungen geblieben sind, als auch die dem badischen Lande theure Verfassung in allen ihren Theilen eine Wahrheit werde, und unerschütterlich fest, im vaterländischen Boden wurzeln zu lassen.

Adam von Itzstein ist zu Mainz am 18. September 1775 geboren, wo sein Vater eine höhere Stelle beklei-

* Wir werden in den folgenden Jahrgängen diese Bilder fortsetzen.



dete; Itzstein widmete sich jung dem öffentlichen Dienste, und kam bei den Vergrößerungen Badens zu Anfang unseres Jahrhunderts als Beamter in dieses Land. Seine ständische Thätigkeit begann er auf dem denkwürdigen Landtage von 1822. Hier war er Berichterstatter der zur Prüfung für die Militärausgaben niedergesetzten Kommission. Es herrschte durch Mißernten, aber auch durch schlechte Regierungsmaßregeln, namentlich durch verschwenderische Soldatenspielereien veranlaßt, Noth im Lande, welche besonders auf den bäuerlichen Bevölkerungen schwer lastete. Die Kommission für die Militärausgaben glaubte Ersparungen im Betrage von nicht ganz 200,000 fl. vorschlagen zu müssen. Sie hätte vielleicht Tadel verdient, daß sie nicht durchgreifendere Ersparungen beantragte, die Minister aber erklärten, auf keine Ersparungen eingehen zu wollen; sie versuchten die Kammer einzuschüchtern, und versicherten, die ursprünglich für das Militär geforderte Summe unter allen Umständen verausgaben zu müssen; wolle die Kammer nicht nachgeben, so würden Gesetze, welche Befreiungen von alten Abgaben, gleichmäßigere Vertheilung der Lasten bezweckten, nicht zu Stande kommen. Itzstein und der verewigte Abgeordnete Uhl, ein redlicher, verfassungstreuer Mann, erhoben sich mit Kraft gegen diese Drohungen; jetzt sei die Ersparungsfrage Nebensache, jetzt gelte es der Verfassung, jede freie Abstimmung sei vernichtet, wenn die Minister der Kammer mit einem ungesetzlichen Verfahren offen drohen dürften. Unter dem Eindruck dieser Reden wurde der ministeriellen Drohungen ungeachtet, der frühere Ersparungsbeschluß mit dreißig gegen neunundzwanzig Stimmen aufrecht erhalten. Tags darauf wurde die Ständeversammlung geschlossen; ihren Mitgliedern der Vorwurf der Hartnäckigkeit nachgesandt. Itzstein und Uhl erfuhren besonders die höchste Ungunst; Itzstein wurde erst gegen seinen Willen und mit Verletzung rechtskräftiger Verträge versetzt, dann pensionirt. — In die Kammern von 1825 und 1828 kamen, außer drei freigesinnten Männern: Duttlinger, Föhrenbach, Grimm, nur wen die übermächtigen Minister v. Berstett und v. Berck-

heim hinein haben wollten; man wünschte höhern Ortes die Verminderung der Landtage, man wünschte eine Veränderung der verfassungsmäßigen Bestimmungen, wornach die Abgeordneten, außer im Falle einer Auflösung der Kammern, immer nur zu einem Viertheil austreten, und es den ständischen Versammlungen also nie an erfahrenern, mit den Geschäften, namentlich mit den Einzelnheiten des Budgets, vertrauten Männern fehlen kann, und glaubte mit zu jedem Landtage frisch gewählten Abgeordneten ein leichteres Spiel zu haben. Der verstorbene Winter ließ sich bereit finden, den Gesetzentwurf, der eine Veränderung der Verfassung, eine Verkürzung der Volksrechte bezweckte, zu vertheidigen. Aber es bedurfte kaum seiner Vertheidigung. Die Kammer war äußerst fügsam; wer kann gegen den Strom schwimmen! war ihr Wahlspruch, und was die meisten Mitglieder gut hießen, weil ihnen männlicher Muth fehlte, das hüllten die Heidelberger Professoren Roßhirt und Zachariae in jenen Mantel zweideutiger Gelehrsamkeit, den sich Gewalt und Rechtsverletzung gern umhängt. Duttlinger, Föhrenbach, Grimm wankten nicht; Duttlinger hielt zur Vertheidigung der bedrohten Verfassung eine Rede, die stets in der Geschichte der politischen Beredtsamkeit der Deutschen fortleben wird. Aber umsonst, die Verfassung ward verstümmelt. — Da fiel die Regierung dem Großherzog Leopold zu, und ihm vertraute das Volk, ihm, der dem freigewählten Landtage von 1831 das heilige Versprechen gab: „Bei meinem Fürstenwort erneuere ich die schon öffentlich verkündete Zusicherung, die Verfassung des Großherzogthums wahrhaft zu beobachten und beobachten zu lassen, Gerechtigkeit zu üben, die Ruhe und Ordnung mit Kraft zu erhalten, und Allen und Jeden gleichen Schutz und Schirm zu gewähren.“ — Itzstein, Mitglied dieses ruhmwürdigen Landtages von 1831, sollte durch das Vertrauen der Volksvertreter zum Präsidenten der Kammer gewählt werden, er mußte diese Ehre ablehnen, die Anstrengungen des Landtages von 1822, eine Reihe von Kränkungen, mit denen ihn die Herren Minister jener Zeit überhäuft, hatten seine Gesundheit zu sehr erschüttert, als daß

er jener angespannten Thätigkeit fähig gewesen wäre, welche das Präsidentenamt erheischt. Er aber war es, der die Verfassung in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herstellte, auf seinen Antrag beschloß die Kammer der Abgeordneten mit sechzig gegen zwei Stimmen die Regierung um Vorlage eines Gesetzentwurfes in diesem Sinne zu bitten. Der Minister Winter war es, der jetzt die nöthigen Anordnungen traf, die Kammerbeschlüsse auszuführen, er, der vor noch nicht ganz sechs Jahren die Verfassungsveränderung vertheidigt hatte. Ein schneller Sinneswechsel! — Winter hat sonst das Lob eines Mannes, der es treu und redlich mit dem Lande meinte; aber das ist es: Erziehung, Anschauungen von frühster Jugend auf, übertriebene, von schlechten staatsrechtlichen oder besser staatsunrechtlichen Schriftstellern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, künstlich erzeugte Vorstellungen von der Ausdehnung der Fürstengewalt in Deutschland, ersticken in manchem, ursprünglich braven Herzen, jenen höheren Muth der Pflichterfüllung um jeden Preis. Eins oder das Andere; entweder konnte Winter 1825 nicht die Abänderung der Verfassung vertheidigen, oder er konnte 1831 nicht die abgeänderte Verfassung wieder herstellen. — An allen Arbeiten des Landtages von 1831 nahm Itzstein den thätigsten Antheil, dieser Landtag aber zählt unter seinen schönsten Erfolgen das Gesetz über Ablösung der Zehnten, eine wenigstens in vielen Theilen sehr freisinnige Gemeindeordnung, und das leider später zurückgenommene Gesetz über die Freiheit der Presse. Besonders zeichnete sich Itzstein, mit dem eben so muthigen als humanen und liebenswürdigen Abgeordneten Hoffmann in den Debatten über die Militärausgaben aus; hier galt es neben einzuführenden Ersparungen sehr bedeutender Art einen Kampf gegen hartnäckige, von der frühern Regierung bis zum Uebermaß gepflegten Standesvorurtheile. Itzstein war nie der Mann, vor einem Kampfe zurückzuweichen. Seinem Herzen gereichte es aber wahrhaft zur Ehre, daß er, des in früheren Zeiten ihm bewiesenen Wohlwollens eingedenk, so scharf er auch Vieles in der Kriegsverwaltung tadeln mußte, dem persönlich höchst

achtungswerthen Kriegsminister von Schäffer die Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ihn selbst stets in Schutz zu nehmen, wo er auch die von jenem wenigstens geduldeten Maßregeln angreifen mußte. Hoffmann und Itzstein sind es, denen das Land es dankt, daß die Stellung des Militärs eine verfassungsmäßigere geworden ist, und daß für die bewaffnete Macht nicht mehr so viele Ausnahmsrechte in Anspruch genommen werden, welche mit dem Wesen eines verfassungsmäßigen Staates in schreiendem Widerspruche stehen würden. — Seit 1831 hat das Vertrauen seiner Mitbürger Itzstein auf jeden Landtag berufen, stets ist er derselbe geblieben, stets hat er die Volksrechte mannhaft vertheidigt; das gedrückte Recht der Hannoveraner hat in ihm einen treuen Fürsprecher gefunden; bei der Prüfung des Staatshaushaltes, den er seit Jahren bis auf die geringsten Einzelnheiten kennt, gewissenhaft in der Verwendung der mühsam aufgebrachten Steuern, aber eben sowohl die Würde des Staates, die Bedürfnisse einer guten Verwaltung, die Anforderungen welche Kunst und Wissenschaft mit Recht an ein gebildetes Volk machen dürfen, erwägend, ein standhafter Freund der freien Presse, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte, der Selbstständigkeit der Gemeinden, entstellt nur ein arger Flecken sein schönes Bild als Volksvertreter; Itzstein hat immer gegen die an die Kammer gebrachte Bitte der badischen Juden gestimmt, oder sich der Abstimmung, vielleicht klug, aber gewiß nicht sehr ehrenhaft entzogen. Ein erster und oberster Grundsatz aller Gerechtigkeit im Staatsleben ist aber, daß Gleichheit der Pflichten, Gleichheit der Rechte bedingt. Die Juden im Großherzogthum Baden erfüllen alle staatsbürgerlichen Pflichten, es ist eine schnöde Ungerechtigkeit ihnen den Genuß wesentlicher Rechte vorzuenthalten. Darum soll nicht verkannt werden, daß gegen die Juden noch bei Vielen im Volke gehässige Vorurtheile vorwalten, aber diese Vorurtheile müssen vor verbessertem Unterricht, vor einem wahrhaft religiösen Geiste und vor klarer Einsicht in das Wesen des Verfassungsstaates schwinden. Und ist der Volksvertreter dazu da, sich dem Vorurtheile zu beugen? Als

auf dem ersten Landtage von 1842 Itzstein als Beispiel einer gehässigen Hartnäckigkeit, das Verfahren eines großen Theiles der Engländer gegen die katholische Bevölkerung Irlands anführte, erinnerte ihn der würdige Abgeordnete Pfarrer Kuenzer daran: im Sinne seines Tadels gegen die aristokratischen Engländer möge er auch stimmen, wenn eine Frage in die Kammer käme, in der Viele es nicht über sich gewinnen könnten, einer großen Anzahl von Staatsbürgern den vollkommenen Genuß ihrer Rechte zu gewähren. Itzstein antwortete: ich werde für alles Gute stimmen. Der Begriff gut ist aber dem heiligen Worte recht gegenüber etwas sehr Schwankendes und Unbestimmtes!

Man kann auch mit weißen Haaren noch viel lernen. Möge Itzstein es endlich lernen, der Gewalt eines Vorurtheiles die Brust zu bieten, wie er dem Mißbrauch der Macht oft sich entgegengestemmt hat. — Im ganzen Wesen Itzsteins liegt etwas Kriegerisches im besten Sinne des Wortes, liegt etwas vom Feldherrn, man möchte ihn einen parlamentarischen General nennen. Ein mittelgroßer Wuchs, eine feine Haltung, eine schöne, wohlklingende Stimme, ein gewandtes, lebhaftes Wesen, dem das schneeweiße Haar etwas Ehrwürdiges leiht, lassen ihn unter den Abgeordneten gleich als eine bedeutende Persönlichkeit hervortreten; einer der Aeltesten in der Kammer, sehr vertraut mit dem deutschen Staatsrecht, mit der Geschichte der Entwickelung der ständischen Verfassungen in Deutschland, ein in vielen Lebensverhältnissen gewiegter Mann, übt er durch die Art, wie er in die Debatte eingreift, einen sehr bedeutenden Einfluß. Wo einer seiner Gegner sich eine Blöße gibt, ist er da, diese Blöße unerbittlich zu benutzen, wo einer der politischen Freunde von den Gegnern umringt ist, schwingt er das Schwerdt seiner Rede, dem Bedrängten Luft zu verschaffen. Seine Art aufzutreten, hat schon etwas Ruhiges, Sicheres; ausführlichere Vorträge spart er gern, bis die Debatte fast erschöpft ist, dann erst wirft er seine Gründe in die Wagschaale und pflanzt sein Votum fest und kräftig hin, eine Fahne, der viel wackere Männer folgen.

Bekk gehört der Kammer seit 1831 an; er ist ein Mann des gemäßigten Fortschrittes, aber man muß fast glauben, daß er auf das Gemäßigte im Fortschritte, in neuester Zeit einen etwas übermäßigen Werth legt. Bekk, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, ist gewohnt, die wichtigen Dinge, welche die Kammer zu entscheiden hat, mit juristischer Klarheit darzulegen, seine Auseinandersetzungen sind ungemein verständlich und schön, sein Vortrag ist ruhig und gemessen und erhebt sich nur zuweilen zu einer Wärme, die um so überzeugender wirkt, weil sie durch die wahre und ungekünstelte Ueberzeugung des Redners hervorgerufen ist. Bekk ist der Verfasser jenes Berichtes über das Urlaubsrecht der Regierung, in welchem die Verfassung gegen sie einseitig beschränkende Auslegungen der Herren Minister kräftig vertheidigt wurde, und er hat an jenem Kampfe so lange entschieden Theil genommen, bis er durch den Tod des würdigen Duttlinger berufen wurde, die Verhandlungen der Kammer erst als Vicepräsident, dann als Präsident zu leiten. — Bekk hat als Abgeordneter, wie als Richter dem badischen Lande schon wesentliche Dienste geleistet, im kräftigsten Mannesalter stehend, ist er berufen, ihm noch wesentlicher zu nützen; eben jetzt ist eine Kommission versammelt, um für den nächsten Landtag eine Strafprozeßordnung auszuarbeiten, die auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gebaut seyn soll. Bekk ist unstreitig der ausgezeichnetste Rechtskenner in dieser vorbereitenden Kommission. Er hauptsächlich wird einen großen Theil des Ruhmes haben, wenn der vorzulegende Gesetzentwurf eine redliche und wahre Oeffentlichkeit begründen will, er aber auch wird die Verantwortlichkeit schwer mit tragen müssen, wenn ein Zwitterding halb heimlich, halb öffentlich erscheint. Der Kanzler von Wächter in Würtemberg hat früher sich für volle und unverkürzte Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ausgesprochen, dann richtete sich sein Blick auf einen Platz am Ministertische und er schwankte und benutzte den Präsidentenstuhl der Abgeordnetenkammer zu klugem Schweigen. — Dieses Benehmen wird Bekk nicht nachahmen wollen, er wird dem Feldruf der





Freisinnigen: gründliche Reform des Rechtswesens! sein Ohr nicht mit ichsüchtiger Klugheit verstopfen wollen, er wird gewiß den Hoffnungen des Volkes, so viel an ihm ist, entsprechen, die Erwartungen seiner politischen Freunde glänzend rechtfertigen.

Bassermann, ein schöner, kräftiger Mann, erst im Anfang der Dreißiger stehend, ist erst seit zwei Landtagen Abgeordneter; er hat sich schnell das schönste Prädikat in Deutschland erworben, dessen man genießen kann; wo man seinen Namen nennt, fügt man hinzu: ein redlicher Mann. Sein erstes Auftreten in der Kammer ist nicht tadelfrei, er war vielleicht mehr als sich seiner Unabhängigkeit bewußt, er trotzte auf seine Unabhängigkeit, aber schnell streifte sein großes Talent, seine reine Volksliebe diese Unarten ab. In den wichtigsten Debatten glänzen seine klaren Gründe, seine warmen Berufungen an des Rechtsgefühl und an das Ehrgefühl des Landes. Wenn der elende Hochmuth der sogenannten gelehrten Stände, sie allein seien eigentlich berufen, an der Leitung der Staatsgeschäfte Theil zu nehmen, noch einer Widerlegung werth wäre, Bassermann, der Kaufmann Bassermann, wäre die beste Widerlegung. Wie schön stellt er das Bild eines Justizministeriums, wie es seyn sollte, hin: „Das Justizministerium eines Staates hat einen schönen Beruf. Mag das Staatsschiff schwankend treiben im Zeitstrom, dem leider alle gemeinen Naturen unbedingt folgen, mag die Verwaltung zu Willkürmaßregeln hingerissen werden: die Gerichte müssen, wie ein Fels, unerschütterlich bleiben. Die Unabhängigkeit der Rechtspflege muß wie das heilige Feuer der Vesta bewahrt werden, und so wie die Römer mit dem Erlöschen dieses Feuers den Untergang des Staates fürchteten, so ist es auch in unseren Staaten um alle Ehrfurcht, alle Achtung geschehen, wie die Erfahrung lehrt, sobald eine Frevlerhand die Unabhängigkeit der Gerichte antastet. Das Ideal eines Staates, das jeder Staatsmann von nicht ganz gemeiner Gesinnung in sich trägt, verschwindet, und an seine Stelle tritt ein Zustand roher Gewaltthätigkeit. Vor diesem Zustande zu bewahren, das heilige Feuer der Vesta zu erhalten, die Unabhängigkeit der

Gerichte zu pflegen, — das ist die schöne Aufgabe eines Justizministeriums; nur wenn es diese erfüllt, verdient es seinen Namen.“ — Bassermann war es, der den Antrag stellte: es wolle die Kammer um eine Amnestie für alle wegen politischer Vergehen Verfolgte bitten *), Bassermann war es, der den Antrag stellt, die auf den badischen Juden lastenden Rechtsungleichheiten abzustellen, und gerade in dieser Frage verschönerte die Kunst des Redners das Pflichtgefühl des hoch über dem Vorurtheil stehenden, ächt verfassungstreuen Abgeordneten in wahrhaft großartiger Weise. Bassermann selbst ist reich, er ist von einer reichen Stadt in die Ständeversammlung gesendet, aber eingedenk seines Eides: nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Bestes, ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen nach innerer Ueberzeugung zu berathen, hat gerade er eine Verbesserung des Steuerwesens vorgeschlagen, welche, wie recht und billig, von den Schultern der Armen einen Theil ihrer Lasten abnehmen und sie den Wohlhabenden und Reichen auflegen würde. —

Neben diesen Abgeordneten, die hervorgehoben wurden, weil sich an sie besonders Erfolge, Hoffnungen auf Erfolge knüpfen, kennt und verehrt Baden und Deutschland die Namen Welcker, Hoffmann, Mathy, Baader, Kuenzer, leider dem letzten Landtage vorenthalten, Sander, Bissing und so viele andere ehrenwerthe und verfassungstreue Männer.

In wenig Tagen wird die fünfundzwanzigjährige Feier der Verfassung begangen, welche diese Männer in ihrer vollen Reinheit aufrecht zu erhalten, auszubilden bemüht sind. Es wird ein schönes Fest werden, aber Feste vergehen schnell. Möge es dadurch für alle Zeit bedeutsam bleiben, daß es die Liebe zu gesetzlicher Freiheit neu kräftigt und stärkt, und Baden mehr und mehr zum Musterstaate für Deutschland und zum Vorbild dessen werden läßt, was die deutsche Nation im Ganzen und Großen erstreben muß.

*) Das Buch für Winterabende, Jahrgang 1843, enthält einen Aufsatz: Amnestie in Deutschland, der diesen Antrag ausführlich bespricht.

Baden-Baden, den 7. August 1843.

Gemeinnütziger Anhang

zu

dem Buche für Winterabende

von

M. Honek.

Eisenbahnen und Dampfboote in Deutschland.

Die schöne Erfindung der Eisenbahnen, seit Gutenberg die Buchdruckerpresse, diesen Schirm und Schutz gegen Willkür und Tyrannei, ersann, gewiß das Großartigste, was der Menschengeist zu finden vermochte, ist bei uns schnell verbreitet worden, und man hat nicht so lange, wie es sonst wohl bräuchlich, gewartet, sondern rüstig Hand an's Werk gelegt. In allen Theilen Deutschlands binden die Eisenschienen der Bahnen die Bevölkerungen enger und fester an einander, der Rauch der Lokomotiven flattert über die weiten Ebenen des deutschen Nordens, und an dem saftigen Grün der süddeutschen Berge hin, und bis auf Kurhessen ist in diesem Augenblicke kein größerer deutscher Staat, in dem nicht für die Bahnen Dämme errichtet, Bäume gefällt, Tausende von Armen in Bewegung gesetzt würden. Nächst Belgien, das hauptsächlich mit durch die Eisenbahnen in nicht vollen dreizehn Jahren wieder einen Wohlstand gewann, wie ihn seine alten Städte seit zwei Jahrhunderten nicht mehr gekannt hatten, besitzt Deutschland jetzt die meisten Eisenbahnen auf dem europäischen Festlande. Sie werden den Verkehr heben, den Spekulationen des Kaufmanns rascheste Ausführung leihen, dem Gewerbfleiß seine tausenderlei Erzeugnisse in alle Gegenden verbreiten, sie werden die Segnungen des Friedens vermehren, vielleicht die leichtfertige Lust zum Kriege vermindern, und so den Besitz, den sie erhöhen, auch schützen helfen — aber sie werden noch Höheres und Größeres leisten, die Bevölkerungen werden sich unendlich näher gerückt. Unser

Postwesen ist im Allgemeinen trefflich geordnet, auf den badischen, preußischen, auf den hannöverschen Posten herrscht eine Pünktlichkeit, eine wohlwollende Berücksichtigung der Reisenden, die allen Dank verdient, aber setzt Euch in eine Postkutsche von Köln nach Bremen, von Karlsruhe nach Berlin, wie viel Tage gehen Euch verloren, welch bedeutenden Kostenaufwand müßt Ihr machen? Wo Ihr Tage und Thaler braucht, da führt Euch die Eisenbahn in Stunden und für Groschen hin — das Reisen wird unendlich leichter, unendlich vervielfaltigte Gelegenheit zu persönlicher Verständigung, Besprechung wird geboten, Selbstanschauung wird Vorurtheile zerstreuen, Gleichgesinnte werden sich leichter als je zusammenfinden; jeder Deutsche wird große Strecken seines Vaterlandes kennen lernen, und wieviel auch zu tadeln und zu beklagen, oder lieber zu ändern, zu verbessern, zu vernichten ist, Millionen werden fortan die Ueberzeugung gewinnen, daß wir doch stolz seyn dürfen, auf dieses Deutschland, von dem aus das Licht der größten geistigen Sonnen strahlte, das das treue, große Herz Europa's ist! Wenn Eisenbahnen das große Land durchkreuzen, was hilft dann auch die alte Heimlichkeit, der Mißbrauch der Polizeigewalt, was hilft dann die liebenswürdige Tante aller Dinge, die das Licht zu scheuen haben, Madame Censur? Dann heißt es Wasser in einem Siebe schöpfen wollen, das gedruckte Wort verbieten, mißhandeln, während ganze Bevölkerungen Mann gegen Mann sich aussprechen, die geflügelte Rede, wie sie der alte Dichter nennt, austauschen können?

Und ebenso die Dampfboote, auch sie dienen diesem Geiste des Fortschrittes, der oft bekämpft, nie besiegt, durch die Geschichte unsers Jahrhunderts schreitet, auch sie dienen dem Handel, dem Verkehr, auch sie dienen dem Höheren, der Vaterlandsliebe, und rufen den Bevölkerungen zu: Lernt dieses schöne Land kennen, um es recht zu lieben!

Möge es uns im nächsten Jahrgange vergönnt seyn, von recht viel neuen Eisenbahnen, von Hunderten von Dampfschiffen berichten zu können, welche unter deutscher Flagge die vaterländischen Ströme, die Meere der Welt bedecken.

M. H.

Deutschlands Eisenbahnen im Jahr 1843.

Die Eisenbahnen haben auf das Geschäftsleben einen so großen Einfluß geübt, daß es von allgemeinen Interesse für's Publikum, insbesondere aber für Kapitalisten, Reisende, Kaufleute und Techniker seyn muß, eine Uebersicht von den Verhältnissen der in Deutschland schon bestehenden, so wie von den im Bau begriffenen Eisenbahnen zu erhalten. Wir haben uns zu diesem Zweck an sämmtliche verehrte Eisenbahn-Direktionen Deutschlands schriftlich mit der Bitte gewendet, uns Mittheilungen, welche von allgemeinem Interesse für's Publikum seyn dürften, in Betreff ihrer eigenthümlichen Bahnen, so wie von denen, welche etwa mit den ihrigen in Verbindung treten werden, gefälligst zu machen. — Die meisten respektiven Direktionen haben uns durch bereitwillige Zusendungen in diesem Betreff erfreut; wir erstatten denselben hierfür unsern verbindlichsten Dank, und bitten zugleich um Nachsicht, wenn der Raum dieses Werkchens vielleicht zu große Kürze nothwendig machte. Wir erlauben uns ferner an Wohldieselben das ergebenste Gesuch zu stellen, uns in der Folge diejenigen Rechenschaftsberichte, welche für die respektiven Aktionäre gedruckt werden, so wie Tarifs- und Fahrten-Veränderungen und sonstige Mittheilungen von allgemeinem Interesse, durch die nächst gelegene Buchhandlung oder Post unter unserer Firma gefälligst übersenden zu wollen, damit wir in den Stand gesetzt werden, jedes Jahr zeitig eine vollständige und zuverlässige Uebersicht vom Stand der Eisenbahnen Deuschlands liefern zu können. — Zur Erläuterung fügen wir hier noch bei, daß wir von denjenigen Eisenbahnen, über welche wir die erbetenen Mittheilungen nicht erhielten, uns damit begnügen mußten, was wir aus Zeitungsberichten und sonstigen Nachrichten erhalten konnten.

Karlsruhe, im Juli 1843.

Das Artistische Institut.
F. Gutsch & Rupp.

1. Die Großherzoglich Badischen Eisenbahnen.

Durch ein Großherzogliches Reskript vom 22. Dezember 1837 wurden die Mitglieder beider Kammern zu einem außerordentlichen Landtage auf den 10. Februar 1838 einberufen, um sich wegen Anlegung einer Eisenbahn von Mannheim nach der Schweizergrenze, zu berathen. Die Eröffnung dieses außerordentlichen Landtags fand hierauf am 12. Februar 1838 statt. Das Ergebniß desselben war folgender Gesetzentwurf, aus dem das Wesentlichste hier mitgetheilt wird: Art. 1. Von Mannheim über Heidelberg, Carlsruhe, Rastatt, Offenburg, Dinglingen und Freiburg bis zur Schweizergrenze bei Basel wird eine Eisenbahn erbaut. Kehl wird durch eine Seitenbahn mit der Hauptbahn verbunden. Zwischen den genannten Orten an der Hauptbahn soll dieselbe möglichst nahe dem Gebirge mit besonderer Rücksicht auf die Ausmündungen von Seitenstraßen, an den dort liegenden volkreichen Orten hingeführt werden, wo nicht überwiegende Gründe eine Ausnahme rechtfertigen. Art. 2. Der Bau wird auf Staatskosten ausgeführt. Ueber die Fortschritte des Bahnbaues und über die Kosten der Arbeiten wird jedem Landtage eine besondere Nachweisung vorgelegt ꝛc. ꝛc. Art. 3. Der Fahrdamm der Bahn wird zu einem doppelten Schienenweg angelegt; für jetzt aber nur ein Schienenweg vollständig ausgebaut. Der Regierung wird überlassen, auf einzelne Strecken, wo und wann das Bedürfniß es fordert, den doppelten Schienenweg ausbauen zu lassen. Art. 4. Der Bau selbst wird in Mannheim begonnen, und jene Bauwerke, deren Ausführung längere Zeit in Anspruch nimmt, sogleich in's Werk gesetzt. Nach Festsetzung des Bahnzuges wird das dazu erforderliche Grundeigenthum für die ganze Linie erworben. — Ueber die Abtretung des für die Eisenbahn erforderlichen Geländes, wurde mit Zustimmung der Stände das Gesetz vom 29. März 1838 erlassen. Zur Aufbringung der Mittel für die Kosten des Eisenbahnbaues vereinigten sich beide Kammern zu folgendem Gesetzentwurf: Art. 1. Die Kosten des Baues der Eisenbahn von Mannheim bis an die Schweizergrenze bei Basel, nach dem Voranschlag zu 13 Millionen Gulden (für 1 Geleis) berechnet, werden von der Amortisationskasse bestritten, ꝛc. ꝛc. Art. 2. Für den Bauaufwand, der sich während der gegenwärtigen Budgetperiode 1837/39 ergeben dürfte, ist dem Ministerium des Innern ein Credit bis zu 4 Millionen fl. eröffnet ꝛc. ꝛc. Art. 3. Von der darauf geleisteten Summe sind der Amortisationskasse $3^1/_2$ % Zinsen und $^1/_2$ % Tilgungsfonds aus der Staatskasse zu vergüten, die das Finanzministerium im Voranschlag von 90,000 fl. auf die budgetmäßigen Ueberschüsse der gegenwärtigen Finanzperiode anweisen wird. Art. 4. In so weit die verfügbaren Mittel der Amortisationskasse zu Leistung der ihr nach Art. 2 obliegenden Verbindlichkeit nicht zureichen, ist sie ermächtigt, unter Beobachtung des Art. 10 des Gesetzes, über Verfassung und Verwaltung der Amortisationskasse, Anleihen zu machen. — Sämmtliche Kammerbeschlüsse wurden in der II Kammer mit allen gegen 3, und in der I Kammer mit allen gegen 4 Stimmen angenommen. — Am 26. März 1838 wurde der Landtag durch den Herrn Staatsminister Winter geschlossen. — Das Großh. Staatsministerium errichtete zur obern Leitung der Geschäfte des Eisenbahnbaues eine eigene Behörde, die Eisenbahnbau-Direktion, welche am 16. Mai 1838 in Wirksamkeit trat. Die Vorarbeiten zur Ausmittelung deß Bahnzuges, welcher von den Landständen beantragt war, wurden sogleich begonnen, und waren bereits im Mai 1839 für die ganze Länge der Bahn vollendet. Die Bahnlinie wurde in folgende 13 Sectionen abgetheilt:

I	Section	von	Mannheim	bis	Heidelberg	4,25 Stunden
II	"	"	Heidelberg	"	Bruchsal	7,40 "
III	"	"	Bruchsal	"	Carlsruhe	4,77 "
IV	"	"	Carlsruhe	"	Rastatt	5,24 "
V	"	"	Rastatt	"	Oos	1,53 "
VI	"	"	Oos	"	Appenweier	7,53 "
VII	"	"	Appenweier	"	Offenburg	2,20 "
VIII	"	"	Offenburg	"	Dinglingen	3,60 "
IX	"	"	Dinglingen	"	Kenzingen	3,60 "
X	"	"	Kenzingen	"	Freiburg	6,20 "
XI	"	"	Freiburg	"	Müllheim	6 44 "
XII	"	"	Müllheim	"	Schweizergrenze	6,74 "
XIII	"	"	Appenweyer	"	Kehl	3,31 "

Die Bahnsection I von Mannheim bis Heidelberg beginnt auf der südöstlichen Seite von Mannheim am Vereinigungspunkt des Rheindammes und der Schwetzinger Straße, nimmt dann dnrch einen Bogen eine Wendung und zieht nahe am Dorfe Friedrichsfeld vorüber in einer geraden Linie, bis dieselbe ungefähr $^1/_2$ Stunde vor dem Ende der Section in einen großen Bogen auf Heidelberg einlenkt, und sodann in einer kurzen geraden Strecke auf der westlichen Seite der Stadt am Anfange des Pariser Weges endet. Die Länge derselben beträgt $4^1/_4$ bad. Stunden oder franz. Lieus. Der Voranschlag der Baukosten für die Bahn, der Stationen Mannheim und Heidelberg betrug 1,274,754 fl. Der Bau der Bahn wurde am 14ten September 1838 angefangen, und dieselbe war am 11. September 1840 so weit gediehen, daß der regelmäßige Betrieb beginnen konnte. Obgleich der Heidelberger Bahnhof 53 Fuß höher als der bei Mannheim liegt, so konnte dennoch ein fortwährendes gleichmäßiges Steigen der Bahn eingehalten werden, welches nur $^1/_{11}$ % beträgt. Zu Friedrichsfeld auf der Hälfte der Bahn befindet sich eine Aufnahmsstelle und eine Ausweichungsspur. Der Bahndamm ist zu 25 Fuß Kronenbreite, für 2 Schienengeleise ausreichend, angelegt, vorerst wurde jedoch nur ein Geleis ausgeführt; in den Bahnhöfen befinden sich indessen 4 Geleise. Die Krone des Bahnkörpers erhält auf alle Sectionen folgende Dimensionen:

Breite der beiden Schienenwege à $5^1/_2$' . . .	10,667 Fuß
Breite der obern Fläche (Kopf) der 4 Schienenreihen à 0,175'	0,700 "
Entfernung der beiden Schienenwege von einander .	5,333 "
Breite der beiden Banquette à 4,15'	8,300 "
Ganze Breite des Bahnkörpers	25 Fuß.

Die Spurweite beträgt 1,6 Meter oder $5\frac{1}{3}$ bad. Fuß. Der Unterbau besteht abwechselnd aus Quader von 2 × 2 × 1′ und eichenen Querschwellen von 8′ lang und 1 zu 0,5 stark, welche von Mitte zu Mitte 7,5 Fuß entfernt liegen und mit Schotter und Kies fundamentirt sind. Auf diesen sind die 6 auf 10 Zoll starken Langschwellen mittelst hölzerner Dollen befestigt. Sämmtliche Schwellen wurden kyanisirt, d. h. in Sublimatauflösung gebeizt. Bis zur obern Kante der Langschwellen ist der Bahndamm mit Kies überführt. Die Schiene ist die sogenannte Brück-Schiene (bridge rail) mit plattem Fuß von gewalztem Eisen, hat 15 Fuß Länge und wiegt 209—210 Pfund, der laufende Fuß demnach 14 Pfund. Die Schienen werden mittelst der Hackenkloben auf die Langschwellen befestigt; so, daß auf 15 laufende Fuß 16 Stück erforderlich werden, von denen das Stück $\frac{4}{10}$ Pf. wiegt. In dem Stoße zweier Schienen liegt ein eiserner Sattel von 5 Pf., welcher durch 2 eiserne Nägel auf die Langschwellen befestigt ist, wodurch das Verschieben der Schienen verhindert wird. — Nach der Vorlage, welche den Landständen 1842 gemacht wurde, betrug der wirkliche Aufwand für die Section I

1)	Baukosten der Bahn	801,030 fl.
2)	die Station Mannheim	219,517 fl.
3)	" " Heidelberg	169,948 fl.
	Summa	1,190,495 fl.

Die Section II

von Heidelberg bis Bruchsal, beginnt im Bahnhof zu Heidelberg, und zieht, da dieser Bahnhof eine Endstation bildet, durch dasselbe Thor, welches der Mannheimer Bahn zum Eingang dient; sie wendet hierauf zur linken Seite in einen Bogen, zieht sodann in einer geraden Linie bis zur Dornmühle bei Wiesloch, woselbst eine Zwischenstation errichtet ist. Von hier aus geht die Linie in gerader Richtung längs dem Fuße des Gebirges und erreicht bei Langenbrücken die Zwischenstation. Fast in gleicher Richtung zieht die Bahn gegen Bruchsal, durchschneidet daselbst den Schloßgarten und endet im Bahnhof, welcher nahe der Stadt am Saalbach gelegen ist. Die Construction des Schienengeleises ist in dieser Section etwas verschieden gegen der von Section I. Die Quader sind hier weggelassen; die Langschwellen ruhen nur auf eichenen Querschwellen, welche im Mittel 5 Fuß entfernt liegen und durch Schotter fundamentirt sind. Nur die Querschwellen sind kyanisirt. Auf diesen sind die Langschwellen wie in Section I befestigt. — Unter dem Zusammenstoß zweier Schienen ist eine gußeiserne Platte mit Sattel in die Langschwelle eingelassen, welche die Schienen gegen das Verschieben sichert. Die Station Bruchsal liegt nur 1,4 Fuß höher, als die bei Heidelberg. Die größte Steigung, welche am Uebergang eines Baches vorkömmt, beträgt $\frac{1}{4}$ %. Der Voranschlag für diese 7,4 Stunden Bahn nebst Stationen beträgt 1,328,590 fl. — Die Baurechnung ist noch nicht veröffentlicht, wird aber wahrscheinlich am nächsten Landtage erfolgen.

Section III

von Bruchsal über Durlach bis Carlsruhe ist 4,77 Stunden lang.

Sie zieht nahe am Fuße des Gebirges westlich an Weingarten, woselbst eine Aufnahmsstelle errichtet ist, vorüber, und erreicht bei Durlach den Bahnhof, welcher auf der westlichen Seite der Stadt an der Carlsruher Chaussee errichtet ist. Am Endpunkte dieses Bahnhofs wendet die Linie in einen Bogen, zieht dann in einer geraden Linie, parallel mit der Carlsruher Chaussee, und geht bei Carlsruhe mittelst eines Bogens in den Bahnhof, welcher auf der südlichen Seite der Stadt, zwischen dem Rüppurrer und Ettlinger Thor errichtet ist. Von Bruchsal bis Carlsruhe steigt die Bahn 6,85 Fuß; und in den Verbindungsbögen beträgt der kleinste Radius 1000 Fuß. Die Station Carlsruhe wird den Hauptbahnhof der ganzen Eisenbahn bilden, in welchem zugleich die Werkstätten für die Betriebsmittel errichtet werden. Die Construction des Schienengeleises ist in dieser Section etwas verschieden gegen der in Section II Die Querschwellen liegen zum Theil, statt 5 Fuß im Mittel, jetzt 7,5 Fuß von einander entfernt Sodann sind sowohl die Quer- als Langschwellen mit Steingestück, welches eingerammt und mit Schotter ausgeglichen ist, fundamentirt. Das Uebrige ist mit den andern Sectionen gleich. — Der Voranschlag für den Bau der Bahn nebst den Stationen Durlach und Carlsruhe beträgt 1,357,178 fl.; die Baurechnung ist auch hiervon am nächsten Landtag zu erwarten. Vorstehende 3 Sectionen sind mit allen Nebenwerken bis Carlsruhe vollständig ausgebaut und durch ein Spalier eingefriedigt. Am Bahnhof zu Carlsruhe, welcher 21 Morgen Geländ umfaßt, wird thätig gearbeitet, so daß dessen Vollendung im Sommer 1844 zu erwarten steht. — Die Betriebsmittel, welche bis Juli angeschafft wurden, bestehen in 14 Locomotiven mit Tender, 94 Personenwaaen, davon 4 I Classe, 15 I und II Cl. combinirt, 13 II Cl., 54 III Cl. und 8 Stehwagen, in Summe zu 3850 Plätze; sodann 33 Transportwagen aller Art zu 2400 Ctr. Ladung. — Diese kosten nach den bereits gedruckten Nachweisungen circa 630,000 fl.

Ueber die Fortsetzung der Bahn erwähnen wir noch, daß die ganze Linie bis Freiburg in Arbeit befindlich ist, und daß die Strecke von Carlsruhe bis Offenburg und Kehl im Frühjahr 1844 in Betrieb kommen dürfte Die Bahn erhält bis Offenburg und Kehl folgende Stationen und Anhaltspunkte: Ettlingen, Muggensturm, Rastadt, Oos Bühl, Achern, Renchen, Appenweier, Kork, Kehl und Offenburg. — Von Offenburg zieht die Bahn an folgenden Orten vorüber: Niederschopfheim, Friesenheim, Dinglingen, Kippenheim, Ettenheim, Ringsheim, Kenzingen, Riegel, Emmendingen, Langen-Denzlingen, Freiburg. Von Freiburg bis zur Schweizergrenze weist die Zugskarte, welche von der Direction erschienen ist, folgende Richtung an: Längs dem Gebirg an Schallstadt, Unter-Krotzingen, Seefelden, Müllheim, Schliengen, Rheinweiler, Istein vorüber bis Efringen, woselbst sich der Zug nach Lörrach oder zur Schweizergrenze wenden wird. Von Istein aufwärts ist der Bahnzug noch nicht definitiv bestimmt. Der Voranschlag für die ganze Bahn von 62.8 Stunden Länge ist, nach der Geschäftsnachweisung von 1840, wie folgt :

1)	Bahndamm und Bahnwarthäuser . . .	11,911,908 fl.
	Reservefond	603,180 "
2)	Stationen und Aufnahmsstellen	2,016,294 "
	Reservefond	91,099 "
3)	Betriebmittel incl. 10 % Reservefond .	1,655,477 "
	Für 1 Geleis in Summa	16,277,958 fl.
4)	Für das 2te Geleis	5,575,999 "
	Reservefond	318,240 "
5)	Vorbereitungs- und Verwaltungskosten .	343,410 "
	Summa	22,515,607 fl.

Vergleicht man in Section I den wirklichen Aufwand mit dem Voranschlag, so läßt sich erwarten, daß diese veranschlagten Summen für die Vollendung des Baues vollkommen hinreichen werden; um so mehr, da während der Zeit die Eisenpreise um ¼ billiger geworden sind.

Uebersicht der Fahrten während des Sommerdienstes 1843.

von Carlsruhe			von Durlach		
nach Durlach	nach Bruchsal	nach Heidelberg und Mannheim	nach Carlsruhe	nach Bruchsal	nach Heidelberg und Mannheim
Vormittag	Vormittag	Vormittag	Vormittag	Vormittag	Vormittag
6U. 30M.	6U. 30M.	6U. 30M.	5U. 32M.	6U. 41M.	6U. 41M.
9 " — "	10 " 30 "	10 " 30 "	8 " 23 "	10 " 41 "	10U. 41M.
10 " 30 "			9 " 30 "		
Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.
12U. 15M.	12U. 15M.	3U. 15M.	12U. 25M.	12U. 28M.	3U. 26M.
3 " 15 "	3 " 15 "	6 " — "	2 " 31 "	3 " 26 "	6 " 11 "
4 " — "	6 " — "		4 " 20 "	6 " 11 "	
5 " 15 "	9 " 15 "		4 " 36 "	9 " 28 "	
6 " — "			6 " 30 "		
7 " 30 "			8 " — "		
9 " 15 "			8 " 36 "		

Uebersicht der Fahrten während des Sommerdienstes 1843.

von Bruchsal		von Heidelberg		von Mannheim	
nach Carlsruhe	nach Heidelberg und Mannheim	nach Carlsruhe	nach Mannheim	nach Heidelberg	nach Carlsruhe
Vormittag	Vormittag	Vormittag	Vormittag	Vormittag	Vormittag
5U. —M.	7U. 15M.	6U. 45M.	5U. —M.	6U. —M.	6U. —M.
7 " 52 "	11 " 15 "	10 " 45 "	8 " 30 "	10 " — "	10 " — "
11 " 52 "			10 " 50 "	11 " 45 "	
Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.	Nachmtg.
2U. —M.	4U. —M.	3U. —M.	12U. 25M.	2U. 15M.	2U. 15M.
4 " 5 "	6 " 45 "	7 " — "	3 " 15 "	4 " 15 "	6 " 15 "
8 " 5 "			5 " 10 "	6 " 15 "	
			8 " — "	10 " — "	

Außerordentliche Fahrten an Sonn- und Feiertagen:

von **Carlsruhe** nach **Langenbrücken**: Mittags 12 Uhr 15 Minuten und zurück 1 Uhr 30 Minuten; von **Carlsruhe** nach **Durlach**: Nachmittag 2 Uhr und 3 Uhr; von **Durlach** nach **Carlsruhe**: Nachmittag 2 Uhr 30 Min. und 3 Uhr 30 Min. Für diejenigen Tage, an welchen in Carlsruhe Theatervorstellung oder Concert stattfindet, ist der Abgang der Abendfahrt von **Carlsruhe** nach **Bruchsal** (respve. Durlach) von 9¼ Uhr auf **10 Uhr** Nachts verlegt.

In einer Zeitstunde werden 8½ bad. Wegstunden oder 5⅒ geographische Meilen zurückgelegt. Eine Wegstunde erfordet circa 7 Minuten und eine geogr. Meile circa 12 Minuten. Der Aufenthalt auf den Stationen ist wie folgt: in Friedrichsfeld 3 Minuten, Heidelberg 10—15 Min., Wiesloch 5, Langenbrücken 3, Bruchsal 5, Weingarten 3, und in Durlach 3 Minuten.

Tarif für die Beförderung von Personen und deren Reisegepäck.

Jeder Reisende hat sich vor der Abfahrt mit einem Fahrbillet bis zum Bestimmungsort zu versehen. Das Billet gilt nur für die bezeichnete Fahrt. Fünf Minuten vor jeder Abfahrt wird das Ausgeben der Fahrbillets eingestellt, und es bleibt das Billetbureau bis nach der Abfahrt des Wagenzuges geschlossen.

Stationen (Nach dem Alphabet)	Distanz bad. Stunden oder franz. Lieus	Dauer der Fahrt		Preise der Plätze I Classe		II Classe		III Classe		Stehwagen		Reise-Gepäck p. 10 Pfd Uebergew.
		St	M	fl.	kr.	fl.	kr	fl.	kr	fl.	kr	kr
Bruchsal bis Carlsruhe	4.77		40		57		33		24		15	3
" " Durlach	3.77		30		45		27		21		12	3
" " Friedrichsfeld	9.60	1	26	1	57	1	18	1	—		39	6
" " Heidelberg	7,40	1	—	1	30	1	—		45		30	5
" " Langenbrücken	2,07		15		27		15		12		6	2
" " Mannheim	11,65	1	43	2	2	1	33	1	12		45	8
" " Weingarten	2,00		14		24		15		12		6	2
" " Wiesloch	4,44		34		54		33		24		15	3
Carlsruhe b. Durlach	1,00		7		12		9		6		3	1
" " Friedrichsfeld	14,37	2	10	2	54	1	57	1	27		57	9
" " Heidelberg	12,17	1	45	2	27	1	39	1	15		48	8
" " Langenbrücken	6,84		59	1	24		57		42		27	5
" " Mannheim	16,42	2	28	3	18	2	12	1	39	1	3	10
" " Weingarten	2,77		23		33		21		15		9	2
" " Wiesloch	9,21	1	19	1	51	1	15		57		36	6
Durlach bis Friedrichsfeld	13,37	2	—	2	42	1	48	1	21		54	9
" " Heidelberg	11,17	1	35	2	15	1	30	1	9		45	7
" " Langenbrücken	5,84		49	1	12		48		36		24	4
" " Mannheim	15,42	2	18	3	6	2	3	1	33	1	—	10
" " Weingarten	1,77		12		21		12		9		6	1
" " Wiesloch	8,21	1	9	1	39	1	6		51		33	6
Friedrichsfeld b. Heidelberg	2,20		16		27		18		12		9	2
" Langenbrücken	7,53	1	8	1	30	1	—		45		30	5
" Mannheim	2,05		14		24		15		12		6	2
" Weingarten	11,60	1	45	2	21	1	33	1	12		42	8
" Wiesloch	5,16		46	1	3		42		33		21	4
Heidelberg b. Langenbrücken	5,33		43	1	6		45		33		21	4
" " Mannheim	4,25		33		51		30		21		15	3
" " Weingarten	9,40	1	19	1	54	1	15		57		36	6
" " Wiesloch	2,96		21		36		21		15		9	2
Langenbrücken b. Mannheim	9,58	1	26	1	57	1	18	1	—		36	6
" Weingarten	4,07		34		51		30		21		12	3
" Wiesloch	2,37		17		30		18		12		9	2
Mannheim b. Weingarten	13,65	2	2	2	45	1	51	1	24		57	9
" " Wiesloch	7,21	1	4	1	27	1	—		45		30	5
Weingarten b. Wiesloch	6,44		53	1	18		54		39		27	4

Eine erwachsene Person kann ein Kind unter 4 Jahren in der I, II und III Classe frei mit sich führen, wenn die Reisenden dadurch nicht belästigt werden. Kinder von 4—12 Jahren dürfen mit einem Billet in die zunächst höhere Classe, als dasselbe anzeigt, aufgenommen werden. Stehwagenbillets werden nur bis zur Entfernung von 8 Stunden ausgegeben; also nach dem Tarif von 3—30 kr. in einer Tour. Auf den Zwischenstationen kann die Aufnahme nur dann stattfinden, wenn noch leere Plätze vorhanden sind. Das Aussteigen der weiterreisenden Personen ist auf den Zwischenstationen nicht erlaubt. — Das Reisegepäck muß ½ Stunde vor der Abfahrt des Wagenzuges zur Expedition gebracht werden und mit einer Adresse versehen seyn. Die Administration übernimmt die Garantie für das Reisegepäck und vergütet dessen Verlust mit 1½ fl. für jedes Pfund. Jeder Reisende hat 50 Pfund Gepäck frei; für das weitere Gewicht gilt nebenstehende Taxe, deren kleinster Betrag jedoch mit 3 kr. in Rechnung genommen wird. Dem Reisenden ist gestattet, kleine Gepäcke bis zu 10 Pfund taxfrei mit sich zu führen. Traglasten sind bis zu 80 Pfund frei und dürfen in den Stehwagen mitgenommen werden, in so fern deren Größe den Raum des Wagens nicht zu sehr beengt. — Hunde und andere Thiere werden in die Personenwägen nicht aufgenommen. (Siehe den Tarif für Viehtransport.)

Tarif für die Beförderung von Equipagen und Pferde.

Stationen (nach dem Alphabet)			Taxe in fl. und kr. 1 Reisewagen		1 Gedeckt. Calesche		1 Offene Calesche		1 Pferd	
Bruchsal	bis	Carlsruhe	5	42	4	31	3	20	1	54
"	"	Durlach	4	30	3	34	2	38	1	30
"	"	Heidelberg	8	51	7	1	5	10	2	57
"	"	Langenbrücken	2	33	2	2	1	30	—	51
"	"	Mannheim	13	57	11	3	8	9	4	39
"	"	Wiesloch	5	15	4	10	3	4	1	45
Carlsruhe	"	Durlach	1	12	—	57	—	42	—	24
"	"	Heidelberg	14	33	11	32	8	30	4	51
"	"	Langenbrücken	8	15	6	32	4	49	2	45
"	"	Mannheim	19	39	15	34	11	28	6	33
"	"	Wiesloch	11	6	8	48	6	29	3	42
Durlach	"	Heidelberg	13	21	10	35	7	48	4	27
"	"	Langenbrücken	7	3	5	35	4	7	2	21
"	"	Mannheim	18	27	14	37	10	46	6	9
"	"	Wiesloch	9	54	7	51	5	47	3	18
Heidelberg	"	Langenbrücken	6	27	5	7	3	46	2	9
"	"	Mannheim	5	6	4	3	2	59	1	42
"	"	Wiesloch	3	36	2	51	2	6	1	12
Langenbrücken	"	Mannheim	11	33	9	9	6	45	3	51
"	"	Wiesloch	2	51	2	16	1	40	—	57
Mannheim	"	Wiesloch	8	42	6	54	5	5	2	54

Die in oder auf dem Wagen mitfahrenden Personen haben Fahrbillets für die 3te Classe zu lösen. — Die zu befördernden Equipagen müssen spätestens eine halbe Stunde vor Abgang des Wagenzuges angemeldet und in den Bahnhof verbracht seyn; auf den Zwischenstationen muß eine frühere Anmeldung stattfinden, wenn mit Sicherheit auf die Abfahrt gezählt werden will. — Die Bezahlung der Tare hat bei der Anmeldung zu geschehen. (Wegen der Pferde siehe die Bestimmungen beim Viehtransport.)

Tarif für den Viehtransport.

Stationen (nach dem Alphabeth)			Tare in fl. und kr.											
			1 ganzer Wagen für Vieh		1 Stück schwer Rindvieh		1 Stück klein Rindvieh		1 Schwein		1 Kalb, Schaaf, od. Hund	
Bruchsal	bis	Carlsruhe	4	45	—	48	—	38	—	12	—	10
"	"	Durlach	3	45	—	38	—	30	—	10	—	8
"	"	Friedrichsfeld	—	—	—	—	—	—	—	—	—	20
"	"	Heidelberg	7	23	1	14	—	59	—	19	—	15
"	"	Langenbrücken	2	8	—	22	—	17	—	6	—	5
"	"	Mannheim	11	38	1	57	1	33	—	30	—	24
"	"	Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
"	"	Wiesloch	4	23	—	44	—	35	—	11	—	9
Carlsruhe	"	Durlach	1	—	—	10	—	8	—	3	—	2
"	"	Friedrichsfeld	—	—	—	—	—	—	—	—	—	29
"	"	Heidelberg	12	8	2	2	1	37	—	31	—	25
"	"	Langenbrücken	6	53	1	9	—	55	—	18	—	14
"	"	Mannheim	16	23	2	44	2	11	—	41	—	33
"	"	Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
"	"	Wiesloch	9	15	1	33	1	14	—	24	—	19
Durlach	"	Friedrichsfeld	—	—	—	—	—	—	—	—	—	27
"	"	Heidelberg	11	8	1	52	1	29	—	28	—	23
"	"	Langenbrücken	5	53	—	59	—	47	—	15	—	12
"	"	Mannheim	15	23	2	34	2	3	—	39	—	32
"	"	Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
"	"	Wiesloch	8	15	1	23	1	6	—	21	—	17
Friedrichsfeld	b.	Heidelberg	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
"		Langenbrücken	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15
"		Mannheim	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
"		Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
"		Wiesloch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11
Heidelberg	b.	Langenbrücken	5	23	—	54	—	43	—	14	—	11
"	"	Mannheim	4	15	—	43	—	34	—	11	—	9
"	"	Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	19
"	"	Wiesloch	3	—	—	30	—	24	—	8	—	6
Langenbrücken	b.	Mannheim	9	38	1	37	1	17	—	25	—	19
"		Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9
"		Wiesloch	2	23	—	24	—	19	—	6	—	5
Mannheim	b.	Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	28
"	"	Wiesloch	7	15	1	13	—	58	—	19	—	15
Weingarten	bis	Wiesloch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13

Nach und von den Stationen Friedrichsfeld und Weingarten findet die Beförderung von Vieh, mit Ausnahme von Hunden, vorläufig nicht statt. — Viehtransporte müssen spätestens eine halbe Stunde vor Abgang des Wagenzuges angemeldet und in den Bahnhof verbracht seyn. Größere Viehtransporte, welche auf den Zwischenstationen verladen werden sollen, müssen am Tage vorher angemeldet werden. Die Bezahlung der Tare geschieht bei der Anmeldung. Die niedrigste Tare ist 3 kr. Jedem Viehtransport muß ein Führer zur Beaufsichtigung beigegeben seyn, welcher für sich ein Fahrbillet zu lösen hat. Entschädigung für beschädigte oder entsprungene Thiere wird nicht geleistet. Einzelne Stücke Kleinvieh werden nur dann zur Beförderung angenommen, wenn ein geeigneter Platz für dieselben übrig bleibt.

Tarif für Beförderung von Gütern, Rohproducten etc.

Stationen (nach dem Alphabet)			Tare in fl. und kr.					
			1 Wagen zu 72 Ctr. Tragfähigkeit		½ Wagen od. 36 Ctr. Ladung		⅓ Wagen od. 18 Ctr Ladung	
			fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Bruchsal	bis	Carlsruhe	8	33	5	—	2	51
"	"	Durlach	6	45	3	57	2	15
"	"	Heidelberg	13	17	7	45	4	26
"	"	Langenbrücken	3	50	2	14	1	17
"	"	Mannheim	20	56	12	13	6	59
"	"	Wiesloch	7	53	4	36	2	38
Carlsruhe	"	Durlach	1	48	1	3	—	36
"	"	Heidelberg	21	50	12	44	7	17
"	"	Langenbrücken	12	23	7	14	4	8
"	"	Mannheim	29	29	17	12	9	50
"	"	Wiesloch	16	39	9	43	5	33
Durlach	"	Heidelberg	20	2	11	41	6	41
"	"	Langenbrücken	10	35	6	11	3	32
"	"	Mannheim	27	41	16	9	9	14
"	"	Wiesloch	14	51	8	40	4	57
Heidelberg	"	Langenbrücken	9	41	5	39	3	14
"	"	Mannheim	7	39	4	28	2	33
"	"	Wiesloch	5	24	3	9	1	48
Langenbrücken	"	Mannheim	17	20	10	7	5	47
"	"	Wiesloch	4	17	2	30	1	26
Mannheim	"	Wiesloch	13	3	7	37	4	21

Die Beförderung von Gütern, Rohproducten ꝛc. beschränkt sich vorerst lediglich auf Abgabe von Transportwagen und deren Beförderung von und nach oben genannten Stationen. Der Versender hat das Auf- und Abladen selbst zu besorgen. Garantie wird nicht geleistet. Güterstücke müssen verpackt und emballirt seyn. Zu jeder Versendung hat der Absender einen Frachtbrief auszustellen. Die Anmeldung der zu befördernden Gegenstände muß auf den Hauptstationen 1 Stunde vor Verbringung derselben in den Bahnhof, auf den Zwischenstationen aber den Tag vorher geschehen. Die Bezahlung der Tare hat bei der Anmeldung zu geschehen. Die Gegenstände müssen am Bestimmungsorte von dem Adressaten innerhalb 24 Stunden nach angezeigter Ankunft derselben in Empfang genommen und aus dem Bahnhof entfernt werden.

Die Frequenz auf der Mannheim-Heidelberger Bahn bestand im Jahre 1842 in 307,692 Personen und einer Total-Einnahme von 97,314 fl. Seit Eröffnung der weitern Strecke von Heidelberg bis Carlsruhe 10. April 1843 hat sich die Frequenz fast um das Vierfache gegen voriges Jahr vermehrt; wie folgt:

April	45,919	Personen	23,347 fl.	Total-Einnahme	
Mai	81,716	"	34,658 "	"	"
Juni	104,424	"	41,011 "	"	"

3 Monate 232,059 Person. u. 99,016 fl. Total-Einnahme. — Am Pfingstsonntag wurden 6,832 und am Pfingstmontag 10,554 Personen befördert.

2. Elsässische Eisenbahnen.*

Durch das Gesetz vom 6. März 1838 ist das Anerbieten der Herren Nic. Köchlin und Brüder, eine Eisenbahn von Straßburg nach Basel auf ihre Kosten auszuführen angenommen, und denselben eine Concession auf 70 Jahren ertheilt worden. Es wurden hierzu von der Regierung folgende Bedingungen gestellt: Das Unternehmen binnen 6 Jahren vollständig auszuführen; und im Fall in Rheinbaiern von der Rheinschanze bei Mannheim nach Lauterburg eine Eisenbahn erbaut werden sollte, ist die Gesellschaft verpflichtet, die Bahn von Straßburg bis Lauterburg zu verlängern und zwar binnen 5 Jahren. Das Geländ soll für 2 Geleise erworben werden; die Kunstwerke sollen ebenfalls für 2 Geleise ausgeführt werden, indeß sind die Unternehmer nur verpflichtet, vorerst ein Geleis mit Kreuzungen (Ausweichungen) aufzulegen. Sobald das erste Schienengeleis vollendet, ist ein Zweites anzulegen. Ausserdem 14 dreifache Geleise zu Ausweichungen, jedes von 200 Meter Länge anzulegen, und endlich die Eisenbahn entweder über oder unter die Staatsstraßen zu führen, und zwar so, daß die Passage für das Fuhrwerk immer frei bleibt. — Die Bausumme war im Projekt auf 26 Millionen Franken angeschlagen, jedoch nur für 1 Geleis vorgesehen. Durch die vorstehende Vermehrung der Arbeiten ist der Anschlag der Baukosten von 26 auf 40 Millionen Franken erhöht worden. — Die Bahn soll hiernach in ihrer ganzen Ausdehnung 8 Meter breit gebaut werden und 2 Geleise erhalten. Die Spurweite beträgt 1,44 Meter. Die Schienen sind von gewalztem Eisen 4,5 Meter lang und wiegen 112,5 Kilogramm. Sie sind durch 4 gußeiserne Stühle unterstützt und ruhen an den Endpunkten in viel schwerere gemeinschaftlich. Die Schienen werden durch Holzkeile festgehalten. Die Stühle sind auf Quader und Querschwellen befestigt; letztere sind bei großen Auffüllungen angewewendet. Die Quader sind mit Schotter und die Querschwellen mit Kies fundamentirt. — Der Zug der Bahn ist, wie folgt: Sie beginnt bei Straßburg am Kronenburger Thor (der provisorische Bahnhof ist zur Zeit noch bei Königshofen), zieht um die westlichen Festungswerke, geht an Erstein, Schlettstadt und Colmar vorüber und vereinigt sich bei Lutterbach mit der Thanner Eisenbahn. Hierauf wendet dieselbe in einen Bogen nach Mühlhausen, zieht sodann an Sierneß vorüber und endet zur Zeit bei St. Louis 0,6 Lieus von Basel entfernt. In Folge eines kürzlich mit der Stadt Basel abgeschlossenen Vertrags wird die Bahn vollends bis Basel geführt werden. — Der Anschluß der projectirten Pariser Eisenbahn ist durch Kammerbeschluß bei Straßburg bestimmt worden. Die Transportmittel waren zu 16 Locomotiven, 100 Waggons und 26 Diligences und Char-à-bancs berechnet. — Die veranschlagte Bausumme wurde durch Actien aufgebracht, und der Bau unter der Direction der Herren Nic. Köchlin und Brüder ausgeführt. — Die Förderung auf der Bahn geschieht nur durch Dampfkraft und es ist die geringste Geschwindigkeit auf 8 Lieus incl. Aufenthalt auf 1 Stunde bestimmt.

Es finden verschiedene Fahrten statt, nämlich 4 täglich von jeder Seite auf der ganzen Tour von 3 Stunden 50 Minuten bis 6 Stunden Fahrzeit, 2 Fahrten zwischen Colmar und St.-Louis und zwei Fahrten zwischen Straßburg und Colmar von 2 Stunden 30 Minuten bis 3 Stunden Fahrzeit. — Kleine Kinder bis zu 7 Jahr in Begleitung der Angehörigen sind in Dilig. und Ch. à B frei, in den Waggons bis zu 4 Jahr. Diejenigen, über dieses Alter, zahlen den vollen Preis. Jeder Reisende hat 20 Kilogramm (40 Pfund) Gepäck frei. — Der Transport eines Reisewagens kostet incl Stadtfuhren: Zwischen Straßburg und Basel 50 Fr., zwischen Straßburg und Colmar 30 Fr., zwischen Straßburg und Mühlhausen 40 Fr., zwischen Basel und Colmar 30 Fr. und zwischen Basel und Mühlhausen 15 Fr.

* Man konnte hier einwenden, das Elsaß gehöre nicht zu Deutschland, folglich konne auch diese Eisenbahn hier wegbleiben. Wir waren aber der Ansicht, da die Mehrzahl der Bewohner des Elsasses Deutsche sind, und die deutschen Nachbarstaaten mit diesen im Verkehr stehen, diese Bahn deßhalb aufzunehmen.

Tarif, Distanzen und Fahrzeit.

Von **Straßburg** nach	Entfernung in Lieus	Dauer der Fahrt St.	M.	Preise der Plätze: Dilig. Fr.	C.	C.—à B. Fr.	C.	Wagg. Fr.	C.
Erstein	4,9	—	39	2	—	1	55	1	05
Benfelden	6,4	—	56	2	60	2	—	1	35
Schlettstadt	10,0	1	35	4	40	3	35	2	25
Rappoldsweiler	12,2	1	57	5	35	4	05	2	75
Colmar	14,8	2	29	6	70	5	10	3	40
Bollwiller	20,5	3	23	9	30	7	05	4	75
Lutterbach	23,0	3	48	10	55	8	—	5	40
Mühlhausen	24,2	4	10	11	15	8	50	5	70
Sierentz	28,2	4	42	12	80	9	75	6	55
Saint-Louis	31,0	5	—	13	95	10	60	7	15
Sennheim	25,0	4	8	11	45	8	70	5	85
Thann	26,1	4	23	12	—	9	10	6	10
Von **Saint-Louis** nach	(Omnibus nach Basel 50 Ct.)								
Sierentz	2,8	—	21	1	15	—	90	—	60
Mulhouse	6,8	1	—	2	95	2	25	1	50
Lutterbach	7,10	1	17	3	55	2	70	1	85
Bollwiller	10,5	1	42	4	70	3	60	2	40
Colmar	16,2	2	41	7	40	5	65	3	80
Ribeauvillé	18,8	3	8	8	65	6	60	4	40
Schlestadt	21,0	3	35	9	70	7	35	4	95
Benfeld	24,6	4	9	11	35	8	65	5	80
Erstein	26,1	4	26	12	10	9	20	6	15
Straßbourg	31,0	5	—	13	95	10	60	7	15
Cernay	9,9	1	37	4	50	3	40	2	30
Thann	11,1	1	52	5	—	3	80	2	55

Den Betrag der Zwischenstationen findet man, wenn die eine Zahl von der andern abgezogen wird.

Tarif für den Waarentransport.

I. Messageriegegenstände, II. Geld- und werthvolle Sendungen, III. Eilfracht, IV. ordinäre Waarensendung, V. Getreide und Produkte. (Die 4 ersten Classen werden abgeholt und in's Haus geliefert.)

Von **Straßburg** nach	1. Messageriegegenstände Kilogramm bis 10 Fr.	C.	25 Fr.	C.	50 Fr.	C.	100 Fr.	C.	2. Werthsendungen bis zu Franken 250 Fr.	C.	500 Fr.	C.	3000 p. ml Fr.	C.	4000 p. ml Fr.	C.	3. Eilfracht 100 Kil. Fr.	C.	4. Ordinäre Waaren 100 Kilogr. I. Cl. Fr.	C.	II. Cl. Fr.	C.	5. Getreide und Produkten 1 Waggon Fr.
Schlettstadt	—	70	—	80	—	85	1	55	—	75	—	80	—	85	—	65	1	25	1	10	1	—	30
Colmar	—	75	—	90	1	10	2	5	—	85	—	90	—	95	—	75	1	60	1	35	1	20	40
Mühlhausen	1	—	1	25	1	50	2	85	1	—	1	5	1	10	—	85	2	—	1	40	1	20	50
St. Louis	1	20	1	50	1	80	3	45	1	25	1	30	1	35	1	15	2	50	1	75	1	50	60
Basel	1	50	1	65	2	5	3	85	1	55	1	80	1	60	1	20	3	—	2	25	2	—	65
Von Mühlhausen nach Thann	—	60	—	60	—	70	—	70	—	70	—	75	—	80	—	60	—	60	—	50	—	50	10
Straßburg n. Thann	1	5	1	30	1	55	2	95	1	5	1	10	1	15	—	95	2	25	1	70	1	40	50
Basel n. Thann	—	80	—	90	1	5	1	80	1	—	1	25	1	5	—	70	1	45	1	35	1	30	25

Ueber die Frequenz wird folgendes bemerkt:

Die Mühlhausen-Thanner Bahn ist die ältere; die Eröffnung derselben fand am 1. September 1839 statt und die Zahl der Reisenden betrug:

Vom 2. September	1839	bis 1. September	1840	200,019	Pers.
„ 2. „	1840	„ 1. „	1841	143,023	„
„ 2. „	1841	„ 1. „	1842	162,232	„
Also in 3 Jahren				505,274	„

welche eine Einnahme von 492,340 Fr. 50 Ct. brachten; dieß macht durchschnittlich à Person 97 Ct

Die Straßburg-Baseler Bahn wurde in 4 Sectionen eröffnet, und je nachdem eine fertig war, in Betrieb gesetzt. Die Section von Mühlhausen nach St Louis wurde am 25. October 1840 eröffnet; befördert wurden auf derselben vom 25. October 1840 bis 18. October 1841 116,708 Reisende. Die Einnahme betrug 166,653 Fr. 75 Centiem Die Section von Colmar bis Benfeld wurde am 18ten October 1840 eröffnet, und hat vom 19. October 1840 bis 31. Mai 1841 91,574 Reisende zu 122,675 Fr. 15 Ct. befördert. Die Section von Colmar nach Königshofen (Station bei Straßburg) wurde am 31. Mai 1841 in Betrieb gesetzt, und hatte von da bis 18. October 1841 136,961 Reisende zu 249,898 Fr. 40 Ct.

Die ganze Linie von Straßburg bis Basel wurde am 15. August 1841 eröffnet. Vom 15. August 1841 bis 18. October 1841 fuhren 171,740 Reisende zu 387,017 Fr. Vom 18. Okt. 1841 bis 1. Januar 1843 fuhren auf allen Linien 1,368,155 Reisende, welche eine Einnahme von 2,743,779 Fr. 21 Ct. brachten. Außerdem wurden 357,709 Fr. für Kaufmannsgüter und Gepäck eingenommen. Vom 15. August 1841 bis 15. August 1842 also binnen einem Jahre sind auf allen Linien befördert 1,097,203 Reisende, welche 2,095,825 Fr. 89 Ct. einbrachten. *

3. Taunus-Eisenbahn.

Die Taunus-Eisenbahn, welche Frankfurt a. M. über Castel (bei Mainz) mit Wiesbaden verbindet, hat eine Zweigbahn für Pferde-Transport nach Bibrich-Mosbach. Ihre Länge beträgt 43,400 Meter. Durch Ausgabe von 12,000 Aktien à 250 fl. wurde ein Kapital von drei Millionen Gulden für die Anlage dieser Bahn beigebracht: diese Summe reichte indeß für die vollständige Ausführung derselben nicht hin, weshalb man sich genöthigt sah, noch ein Anlehn von 300,000 fl. zu 4 Prozent zu machen. Der Bahndamm ist für zwei Schienengeleise, à 1,5 Metre Spurweite, angelegt, jedoch bis jetzt erst eines aufgelegt worden. Die Construktion des Geleises besteht aus 15 füßige freitragende Schienen von 18 Pfund per laufenden Fuß, welche von 3 zu 3 Fuß auf gußeiserne Stühle befestigt sind, die im Einschnitt des Terrains auf Steinblöcken und im Auftrag auf Querschwellen ruhen; erstere sind 0,6 Meter lang und breit, und 0,3 Meter stark,

* Die resp. Direction der Elsässer Eisenbahnen hat unsere Bitte um Mittheilungen in Betreff Ihrer Bahnen nicht beachtet. Was wir hier bringen, entnehmen wir aus einer Privatmittheilung und aus dem Avant-Projet. Wir behalten uns indeß vor, diesen Artikel im nächsten Jahr zu ergänzen, und zwar besonders hinsichtlich der Baukosten, der Transportmittel, der Betriebskosten und des finanziellen Zustandes der Elsässer Eisenbahn. Wir sind um so mehr hierzu verpflichtet, da der Bau der Bahn noch nicht vollkommen beendigt ist, und ein vollständiger Rechnungsabschluß noch bevorsteht.

letztere sind 12—14 Zoll breit und halbrund. Die Stühle unter den Stößen der Schienen sind 21⅕ Pfund und die Zwischenstühle 18½ Pfund schwer. Die Bahn wurde bis Hattersheim am 11. Sept. 1839 und auf der ganzen Länge am 13. April 1840 eröffnet. Die Stationen liegen der Reihe nach wie folgt: Frankfurt, Höchst, Hattersheim, Flörsheim, Hochheim, Castel (Mainz gegenüber), Biebrich, Wiesbaden. — Die Gesellschaft besitzt gegenwärtig 11 Lokomotiven, 99 Stück Personen-Transportwagen, 9 Stück gedeckte Packwagen und 20 Stück Transportwagen verschiedener Art für Chaisen, Güter, Vieh u. s. w. — Die Lokomotiven haben im Jahre 1842 zusammen 5,205 Fahrten gemacht und 37,144 Stunden zurückgelegt. An Brennmaterial wurde incl. des Holzes zum Anheizen der Maschinen 43,507 Centner Cokes verbraucht, was auf die Wegstunde 1 Centner 17 Pfund ausmacht.

Im Jahre 1842 wurden exclusive 4,088 Postreisenden, 809,012 Personen befördert; hiervon fuhren 10,593 I. Klasse, 81,169 II. Klasse. 230 028 III Klasse, 487,222 IV. Klasse. Die Frequenz war um 43,134 Personen stärker als 1841. Außer den Personen wurden befördert: 11,740 Centner Reisegepäck-Ueberfracht, 5 550 Centner Postgüter, 34 110 Centner Frachtgüter, 1,286 681 fl. baar Geld, 1,435 Equipagen, 4,795 Stück Schlachtvieh, 34 Stück Wildpret, 35 Hasen, 2,665 Hunde, 11,534 Traglasten. Die Gesammteinnahme hierfür betrug: . . . . . 453,555 fl.

Hierzu die Zahlung der Fürstlich Thurn und Taxisschen Postadministration		6,200 „
Ferner Agio und Gewinn an Geldsorten ꝛc. . .		349 „
Mithin Total-Einnahme		460,194 fl.
Hiervon ab die Betriebs- und Verwaltungskosten . . .	236,706 fl.	
Steuer an das Herzogthum Nassau*)	9,280 „	
		245,986 fl.
Bleibt reiner Gewinn		214,208 „

Dieser wurde wie folgt vertheilt:

1) Tantieme für den Herrn Director . . .	1,500 fl.
2) Zur Gründung einer Unterstützungskasse . .	1.500 „
3) Dividende à 15 fl. per. Actie	180 000 „
4) Kapital-Reserve-Conto	16 000 „
5) Maschinen- und Transportmittel-Conto . . .	15,208 „
Summe wie oben	214,218 fl.

Im Sommer werden täglich sechs durchlaufende Fahrten in jeder Richtung gemacht; die Fahrzeit beträgt zwischen Frankfurt und Castel 1 Stunde und 15 Minuten, und bis Wiesbaden 1 Stunde 45 Minuten. Außerdem finden noch Lokalfahrten zwischen Castel und Wiesbaden, und zwischen Frankfurt und Höchst statt.

Kinder unter 10 Jahren zahlen die Hälfte. Auf den Zwischen-

*) Gewerbsteuer, siehe Leipzig-Dresden.

stationen können Reisende nur dann aufgenommen werden, wenn noch leere Plätze vorhanden sind. Reisegepäck, welches mit dem Namen des Reisenden und des Bestimmungsorts versehen seyn muß, ist bis 40 Pfund frei; das Uebergewicht wird nach den auf den Stationen befindlichen Tarifen bezahlt. Die Effekten, wogegen Empfangscheine abgegeben werden, müssen spätestens ½ Stunde vor der Abfahrt in den Bahnhof abgeliefert seyn, widrigenfalls sie erst mit dem nächsten Zuge befördert werden können.

Tarif für den Personen-Transport.

Stationen. (Nach dem Alphabet.)			Distanz in Stunden oder franz. Lieus.	Preise der Plätze. I. Klasse fl. kr.	II. Klasse fl. kr.	III. Klasse fl. kr.	IV. Klasse fl. kr.
Castel	bis	Biebrich	1 50	— —	— 12	— 9	— 6
"	"	Flörsheim	2,30	— 42	— 30	— 21	— 15
"	"	Frankfurt	7,22	2 6	1 27	1 —	— 42
"	"	Hattersheim	3 90	1 9	— 48	— 33	— 24
"	"	Hochheim	1,20	— 21	— 15	— 12	— 9
"	"	Höchst	5 20	1 30	1 3	— 42	— 30
"	"	Wiesbaden	1,96	— 36	— 24	— 18	— 12
Biebrich	"	Flörsheim	3,80	1 6	— 45	— 30	— 24
"	"	Frankfurt	8,72	2 30	1 45	1 12	— 48
"	"	Hattersheim	5,40	1 30	1 3	— 42	— 30
"	"	Hochheim	2,50	— 42	— 30	— 21	— 15
"	"	Höchst	6,70	1 54	1 21	— 51	— 36
"	"	Wiesbaden	1.14	— —	— 12	— 9	— 6
Flörsheim	"	Frankfurt	4 92	1 24	1 —	— 39	— 27
"	"	Hattersheim	1,60	— 24	— 18	— 12	— 9
"	"	Hochheim	1,30	— 21	— 15	— 9	— 6
"	"	Höchst	2,90	— 48	— 36	— 21	— 15
"	"	Wiesbaden	4,26	1 15	— 54	— 36	— 27
Frankfurt	"	Hattersheim	3 32	1 —	— 40	— 27	— 18
"	"	Hochheim	6,22	1 45	1 15	— 48	— 33
"	"	Höchst	2,02	— 36	— 24	— 18	— 12
"	"	Wiesbaden	9,18	2 42	1 48	1 15	— 51
Hattersheim	"	Hochheim	2,90	— 48	— 36	— 21	— 15
"	"	Höchst	1,30	— 24	— 15	— 9	— 6
"	"	Wiesbaden	5,86	1 42	1 12	— 48	— 33
Hochheim	"	Höchst	4 20	1 9	— 51	— 30	— 21
"	"	Wiesbaden	2,96	— 54	— 39	— 27	— 18
Höchst	"	Wiesbaden	7,16	2 6	1 27	— 57	— 42

Tarif für den Transport von Fuhrwerk etc.

Von Frankfurt nach: und in entgegengesetzter Richtung.	Castel	Wiesbaden oder Biebrich.
Schwere mit Koffern bepackte Reisewagen	8 fl. 15 kr.	9 fl. 12 kr
Gewöhnliche viersitzige Kaleschen . .	6 " 12 "	7 " — "
Jedes andere leichte Fuhrwerk . .	5 " 30 "	6 " — "

Von Castel nach Wiesbaden 2 fl. 20 kr., 2 fl. und 1 fl. 45 kr. die verschiedenen Wagen.

Die Reisenden, welche während der Fahrt von ihren Wagen Gebrauch machen wollen, zahlen die Tarife der II. Wagenklasse, die sie begleitende Dienerschaft ist auf den äußeren Sitzen frei.

Tarif für den Tansport von Schlachtvieh und Wildpret.

Von Frankfurt nach: und in entgegengesetzter Richtung.	Castel	Biebrich oder Wiesbaden
1 ganzer Transportwagen (für 6 Ochsen oder 24 Schweine)	8 fl. — kr.	9 fl. — kr.
1 Stück Rindvieh	1 " — "	1 " 20 —
1 Schwein	— " 30 "	— " 36 "
1 Kalb	— " 20 "	— " 24 "
1 Schaaf	— " 15 "	— " 18 "
1 Stück Wildpret, Hirsch, Reh ꝛc. .	— " 30 "	— " 36 "

1 Hund 3 kr. und 1 Traglast für 1 Person 1 kr. die Stunde Weges.

Frachttarif für Güter, Geldsendungen u. Gegenstände mit Werthangabe.

(Taxe in Kreuzer) per Zollcentner. Von	nach Frankfurt. Trockenes Gut.	nach Frankfurt. Nasses Gut.	nach Castel. Trockenes Gut.	nach Castel. Nasses Gut.	nach Biebrich. Trockenes Gut.	nach Biebrich. Nasses Gut.	nach Wiesbaden Trockenes Gut.	nach Wiesbaden Nasses Gut.
Frankfurt . . .	—	—	18	20	22	24	22	24
Höchst	9	10	18	20	22	24	22	24
Hattersheim . .	9	10	9	10	11	12	11	12
Flörsheim . . .	18	20	9	10	11	12	11	12
Hochheim . . .	18	20	9	10	11	12	11	12
Castel	18	20	—	—	8	9	8	9
Biebrich . . .	22	24	8	9	—	—	8	9
Wiesbaden . . .	22	24	8	9	8	9	—	—

Von Geldsendungen und Gegenständen mit Werthangabe sind 3 kr. von jeden 100 fl. deklarirten Werth — für alle Bahnstrecken gleich zu bezahlen. — Pakete unter 25 Pfund unterliegen dem Postzwang.

Taxe der Omnibus. Von Frankfurt zum Bahnhof eine Person ohne Gepäck 6 kr., mit Gepäck 12 kr., von Mainz incl. Gepäck und Brückengeld 18 kr., von Castel zur neuen Anlage 24 kr. Von Wiesbaden incl. Gepäck 12 kr. Von Höchst nach Soden 12 kr., nach Königstein 24 kr.

4. Rheinische Eisenbahn.

(Cöln-Aachen.)

Diese Bahn beginnt bei Cöln, geht über Aachen bis zur belgischen Grenze, und zieht nur durch preußisches Gebiet. Die Bahn tritt bei Herbosthal zwischen Aachen und Verviers mit den belgischen Bahnen in Verbindung; sie führt ohne Unterbrechung von Cöln nach Müngersdorf, Königsdorf, Horren, Buir, Düren, Langerwehe, Eschweiler und Stolberg vorüber nach Aachen. An sämmtlichen Orten halten die Wagenzüge; zu Cöln, Aachen und Düren werden Wagenzüge formirt. Der Oberbau der Bahn besteht aus eichenen Querschwellen, auf denen gußeiserne Stühle mittelst schmiedeiserner Nägel befestigt sind. In den Stühlen sind die Schienen mit Holzkeilen befestigt. Die Bahn hat bis jetzt nur ein Geleis; die Spurweite beträgt 4 Fuß 8½ Zoll englisch Maß, und das Gewicht der Schienen per laufende Fuß 17 Pfund. Auf sämmtlichen oben angegebenen Stationen befinden sich Ausweichungen. Seit September 1841 ist die Bahn zwischen Cöln und Aachen eröffnet; das Stück zwischen Aachen und der belgischen Grenze bei Herbosthal wird im October 1843 beendet und eröffnet werden. Die Anlagekosten werden sich nach Beendigung der ganzen Bahn mit doppeltem Geleis auf 9,250,000 preußische Thaler belaufen. Für Locomotiven, Wagen, Güterkrahnen, Ausstattung der Werkstätten ꝛc. sind bis jetzt 424,339 Thl. verausgabt. Die Bahn ist auf Actien erbaut; der Nennwerth einer Actie ist 250 Pr. Thlr. Stammactien sind 18,000, und Prioritätsactien 10,000 Stück ausgegeben. — Die Förderung auf der Bahn geschieht nur durch Dampfkraft. Im Winter, Frühjahr und Herbst gehen täglich 2 Personenzüge und 1 Güterzug in jeder Richtung zwischen Aachen und Cöln, und im Sommer 3 Personenzüge. Die preußische Meile wird in 10—12 Minuten durchfahren. Gegenwärtig besteht die Hauptförderung in Personentransport. Nach Beendigung der Bahn ist ein großartiger Waarenverkehr zwischen Antwerpen und Cöln zu erwarten. Aus dem Kohlengebiete der Inde und Wurm kommen viele Steinkohlen, vom Rheine her viel Bauholz auf die Bahn. Viehtransport hat außer Pferden und Hunden bis jetzt nicht stattgefunden. Die Taxe für 1 Pferd ist 20 Sgr. und 1 Stück Rindvieh 7½ Sgr. per Meile.

Tarif für den Personentransport, Distanzen und Fahrzeit.

In der Fahrzeit ist der Aufenthalt auf den Stationen mit eingerechnet, welcher zwischen 26 und 30 Minuten beträgt. Freigepäck

wird nicht bewilligt; der Zollzentner Gepäck zahlt 2 Sgr. per Meile.

No.	Von einer Station zur andern	Entfernung Pr. Meil	Dauer der Fahrt Min.	Preise der Plätze I. Cl. Sgr	II. Cl. Sgr.	III. Cl. Sgr.
1	Cöln bis Müngersdorf	0,95	13	6	4	3
2	Müngersdorf bis Königsdorf	0 88	17	4	3	2
3	Königsdorf bis Horren	0,67	15	4	3	2
4	Horren bis Buir	1,50	23	8	6	4
5	Buir bis Düren	1,25	20	8	6	4
6	Düren bis Langerwehe	1,25	22	8	6	4
7	Langerwehe bis Eschweiler	1.05	20	6	4	3
8	Eschweiler bis Stolberg	0,43	12	4	3	2
9	Stolberg bis Aachen	1,35	23	8	6	4
	Summe	9,33	165	2 Thl.	1½ Thl.	1 Thl.

Extra-Reisende zahlen für einen vierrädrigen Wagen 1 Thl. und für einen zweirädrigen 20 Sgr. und für 1 Pferd 20 Sgr. per Meile. Eine Person im eigenen Wagen zahlt den Preis der 2ten Wagenklasse. Die Briefe werden für die Post und ohne Vergütung befördert. Der Gütertransport geschieht nach 5 Classen für die ganze Bahnstrecke, wie folgt: 1te Classe: Steinkohlen, Stein, Sand in Ladungen von 80 Z.-Ctr. à 3 Sgr. — 2te Classe: Asphalt, rohe Metalle, Holz, Kalk, Gyps, Getreide ꝛc à Ctr. 4 kr. — 3te Classe: alle Güter, die nicht zu andern Classen gehören, die nicht sehr schwierig zu verladen, oder nicht sehr voluminös sind, à Ctr 6 Sgr. — 4te Classe: Eilgut, welches mit den Personenzügen befördert wird, à Ctr. 18 Sgr. — 5te Classe: baares Geld und Werthstücke für 500 Thl. und darunter 15 Sgr., für jede 100 Thl. mehr 3 Sgr. Die Frequenz auf der ganzen Bahn betrug im Jahr 1842: 317,766 Personen und 538,614 Z.-Ctr. Güter. — Eine Dividende ist noch nicht gezahlt worden, da der Bau noch nicht beendigt ist.

5. Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn.

Diese Bahn beginnt bei Düsseldorf, berührt die Orte Gerresheim, Erkrath, Hochdahl, Haan, Vohwinkel und endet bei Elberfeld. Vom Rhein zum Bahnhof bei Dusseldorf führt eine Pferdebahn welche für den Güterverkehr bestimmt ist. Die Gesammtlänge der Hauptbahn beträgt 3,52 Preuß. Meilen; sie zieht nur durch Preuß. Gebiet, und steht bis jetzt noch mit keiner andern Bahn in Verbindung. Der Anschluß der project. Rheinweserbahn zu Düsseldorf, so wie die Ausführung der bezweckten Kohlenbahn von Steele nach Vohwinkel wird sehr gewünscht. Die Bahn ist bis auf einige kleine Nachbauten beendigt und wird seit dem 1. September 1841 befahren. Außer der geneigten Ebne von Erkrath bis Hochdahl hat

die Bahn nur ein Geleis; indeß befinden sich auf sämmtlichen Bahnhöfen Ausweichungen. Die Spurweite beträgt 4' 8 ½" engl. oder 4' 6⅞" Preuß. Maaß; das Gewicht der Schienen per Fuß 15 ℔. Die Schienen ruhen in Stühlen welche auf Querschwellen befestigt sind. Das gesammte Bau- und Anlagekapital sammt dem Reservefond beträgt 2,027,800 Thlr. preuß. Courant, welches durch Actien aufgebracht wurde. Es sind deren 20,278 Stück à 100 Thlr. ausgegeben worden. Die Betriebsmittel bestehen in Folgendem: 8 Locomotiven, 4 Personenwagen I Kl., 8 II Kl., 27 gedeckte III Kl., 4 ungedeckte III Kl., 2 Bagagewagen, 2 Equipagewagen, ein Gemüsewagen, 2 Viehwagen und 31 Güterwagen, deren Anschaffung 184,580 Thlr betrug. Die Hauptförderung auf der Bahn besteht in Personen; mit diesen werden zugleich auch Güter befördert. Die Briefe werden für Rechnung der Post versendet. An Produkten werden vorzüglich Kalksteine gefördert. Die Förderung selbst geschieht durch Dampfkraft, die Feuerung durch Coaks; und es werden in einer Stunde 4 Meilen zurückgelegt. Im Sommer werden täglich 10 — 12 und im Winter 8 — 9 Fahrten gemacht. An allen oben genannten Stationen halten die Wagenzüge, und es werden daselbst nach Bedürfniß neue formirt oder Wagen beigegeben.

Tarif für den Personentransport, Distanzen u. Fahrzeit incl. Aufenthalt.

Stationen.	Entfernung. Meil.	Dauer der Fahrt. Min.	Preise der Plätze. I. Kl. Sgr.	II. Kl. Sgr.	III. Kl. Sgr	IV. Kl. Sgr.
Von Düsseldorf bis Gerresheim	0 79	12	7	5	3½	3
" " " Erkrath	1 14	20	10	7	5	4
" " " Hochdahl	1,49	28	12½	10	7	5
" " " Haan	2,07	40	16	12½	9	7
" " " Vohwinkel	2.79	54	20	15	10	8
" " " Elberfeld	3.52	68	25	18	12½	10
Gerresheim bis Erkrath	0,35	5	5	4	3	2
" " Hochdahl	0.70	14	7½	6	4	3
" " Haan	1,38	27	12	9	6	5
" " Vohwinkel	2,00	39	16	12	8	6
" " Elberfeld	2,73	53	20	15	10	8
Erkrath bis Hochdahl	0,35	5	5	4	3	2
" " Haan	1,03	18	9	7	5	4
" " Vohwinkel	1,65	31	12½	9	6	5
" " Elberfeld	2,38	44	17	12½	9	7
Hochdahl bis Haan	0,68	10	7	6	4	3
" " Vohwinkel	1,30	22	10	8	6	4
" " Elberfeld	2,03	36	15	10	7½	6
Haan bis Vohwinkel	0.62	9	6	5	4	3
" " Elberfeld	1,35	23	12	8	6	5
Vohwinkel bis Elberfeld	0,73	11	8	6	4	3

In der Fahrzeit ist der Aufenthalt auf jeder Station zu 3 Minuten gerechnet. — Die IV. Kl. sind Stehplätze. — Der Reisende hat 30 ℔ Gepäck frei; für 10 ℔ Uebergewicht werden 2 Sgr. bezahlt. — Für einen Reisewagen werden für die ganze Tour 2½ — 4 Thlr. bezahlt; eine Person im eigenen Wagen zahlt II Kl., Pferde werden noch nicht befördert. Für einen Hund werden 3 Sgr. bezahlt. Viehtransport findet zu ganzen Wagenladungen statt und kostet per Wagen 3½ Thlr. Eben so Steine, Kalk, Sand und Kohlen. Die Güterfracht beträgt per Ctr. für die ganze Bahn 3 Sgr. — Die Frequenz vom September 1841 bis incl. November 1842 beträgt 494,731 Personen zu 123.763 Thlr in 4099 Fahrten und 456 Tagen. — 8024 Ctr. Ueberfracht-Gepäck zu 1280 Thlr. — 214 Reisewagen zu 580 Thlr. — 351.246 Ctr. Güter zu 20,741 Thlr.

6. Nürnberg-Fürther-Eisenbahn.

Im Jahre 1836 erhielt ein Verein unter dem Titel Ludwigs-Eisenbahn-Gesellschaft auf 30 Jahre ein Privilegium exclusivum, eine Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth auf Actien zu erbauen. Diese Bahn, welche gegenwärtig noch isolirt dasteht, ist 20 700 bair. Fuß oder 0,82 geograph. Meilen lang, und nach dem System der Liverpool-Manchester Eisenbahn, nämlich mit freitragenden Schienen in gußeisernen Stühlen auf Quader befestigt, erbaut worden. Die Bahn hat nur ein Geleis, dessen Spurweite 4 Fuß 8 Zoll englisch Maß beträgt. Die Schienen wiegen 7½ Pfund bayr. per bayr. Fuß; und ein gußeiserner Stuhl 9 und 11 Pfund. Das Baukapital für die Bahn incl. der Stationen zu Nürnberg und Fürth sammt den Betriebsmitteln betrug bis jetzt 212,000 fl. rhein. Es sind 1770 Stück Actien à 100 fl. ausgegeben worden; demnach hat sich also das Gesellschaftsvermögen durch Ueberschüsse um 35,000 fl. vermehrt. Die Dividende für eine Actie belief sich im Jahr 1842 auf 15 %; und ihr gegenwärtiger Kurswerth ist 310 fl. Die Förderung auf der Bahn geschieht durch Dampf- und Pferdekraft; in der Regel werden täglich 8 Dampf- und 16 bis 20 Pferdefahrten gemacht, von denen erstere à 10 und letztere 25 Minuten Zeit erfordern. Im Jahr 1842 wurden 2,786 Dampf- und 6456 Pferdefahrten gemacht. Die Personenfrequenz betrug 450 638, von denen 49 in der I., 236 in der II. und 715 in der III Classe auf 1000 zu rechnen sind. — Das Fahrgeld beträgt: I. Classe 12 kr., II. Classe 9 kr. und III. Classe 6 kr. Der Reisende hat so viel Gepäck frei, als er tragen kann. Uebergewicht wird nicht bezahlt. Gütertransport findet nicht statt; im Viehtransport nur Schweine à 4 kr. — Die Briefe werden für die Post befördert, welche dafür jetzt 91 fl. 30 kr. zahlt. — Die Gesammteinnahmen betrugen im Jahr 1842 53.637 fl. 3 kr., und die Ausgaben 24,123 fl. 6 kr., also verbleiben an reinem Ertrag 29,513 fl. 57 kr. Hiervon sind 15 % Dividende mit 26,550 fl. den Actionären gezahlt, und der Rest von 2963 fl. 57 kr. zum Reservefond genommen.

7. Münchener-Augsburger Eisenbahn.

Am 18. Juli 1836 wurde der Bau und die Richtung der Eisenbahn von München nach Augsburg von Sr. Maj dem König von Baiern genehmigt. Die Gesellschaft ist zum Personen- und Waarentransport zwischen München und Augsburg berechtigt, hat jedoch die Verpflichtung: die Briefe für die Post unentgeldlich und die Postpakete zu $^3/_4$ der Frachttaxe mitzunehmen. Die Bahn beginnt in München, zieht nur durch baierisches Gebiet, berührt die Orte Lochhausen, Olching, Maisach, Nannhofen, Althegenberg, Mering, Stierhof, und endet in Augsburg, und wird nirgends unterbrochen. An allen diesen Orten befinden sich Stationen und Ausweichungen, und in Nannhofen begegnen sich die zu gleicher Zeit in München und Augsburg abgegangenen Wagenzüge. Die Bahn hat bis jetzt nur ein Geleis und wurde vom 1. Sept. 1839 bis 3. Okt. 1840 streckenweis, seit 4 Oct. 1840 aber in ihrer ganzen Länge befahren. Zur Zeit steht die Bahn mit keiner andern in Verbindung, doch wird dieselbe mit der bereits in Angriff genommenen Lindau-Augsburger und Augsburg-Nürnberger Nordarenzbahn in Verbindung treten. — Das Schienengeleis ruht auf hölzernen Querschwellen, auf welchen die Stühle befestigt sind; das Gewicht vom laufenden Fuß Schiene beträgt circ. $12^1/_4$ ℔. Die Spurweite ist die gesetzliche Bairische von 4 Fuß $8^1/_2$ Zoll englisch. Die Kosten für den Bau der Bahn und Anschaffung der Betriebsmittel ꝛc. betrugen 1840: der Bahndamm 3,168,501 fl., Hochgebäude 112,202 fl., Transportmittel 272,419 fl., Leitung des Baues 151,513 fl., außerordentliche Ausgaben als Verzugszins, Inventarium ꝛc. 239,228 fl. Summa 3,942,863 fl. Die Einnahmen betrugen 4,114,446 fl. hiervon ab die Ausgaben, verblieb am 1. Okt. 1840 nach Abzug von Kautionen ꝛc. ein Activrest von 171,583 fl. Außerdem war vorhanden an veräußerlichen Grundstücken circ. 500 Tagwerke zu 50,000 fl. und an Mobiliar 372,638 fl. Die Betriebsmittel bestehen gegenwärtig in: 8 Locomotiven, 8 Tender, 1 Gallawagen, 5 Wagen I Kl., 16 II Kl., 15 gedeckte III Kl., 5 offene III Kl., 23 Frachtwagen, 12 Rollwagen, 5 Wagenkästen ꝛc, deren Anschaffung 385,958 fl. kostete. — Die Kapitalien wurden beigebracht durch 6000 Actien à 500 fl, 1,100,000 fl. Anlehen à 4 Proz. und 100,000 à $4^1/_2$, also in Summa 4,200,000 fl. — Die Actien stehen gegenwärtig 94—95 Proz. Die Stammactien erhielten im Jahr 1842 3 Proz. Devidende. — Die Förderung auf der Bahn geschieht gewöhnlich durch Dampfkraft; nur in den Wintermonaten fanden auch postliche Sendungen mittelst Pferdekraft statt, bei welchen auch Personen befördert wurden. Die höchste Fahrgeschwindigkeit ist auf 10 Wegstunden in einer Zeitstunde festgesetzt, also für $16^1/_4$ Wegstunde 1 St. 36 Min. Der Aufenthalt auf den 8 Zwischenstationen beträgt 53 Minuten. Während der Sommermonate wurden täglich regelmäßig 3 und in den Wintermonaten 2 Fahrten von Augsburg und München aus gemacht. Im Jahr 1842 wurden 917 Fahrten zu 29,802 Weg-Stunden gemacht.

Tarif für den Personentransport, Distanzen u. Fahrzeit incl. Aufenthalt.

Stationen.	Entfernung in Stunden.	Dauer der Fahrt. Minuten.	Preise der Plätze. I. Cl. fl.	kr	II. Cl. fl.	kr	III. Cl. fl.	kr
München nach Passing .	2	12	—	24	—	18	—	12
" " Lochhausen	$2^1/_2$	27	—	36	—	27	—	15
" " Olsching	5	42	—	57	—	40	—	27
" " Maisach .	$6^1/_2$	57	1	15	—	51	—	30
" " Nannhofen	$8^1/_2$	75	1	36	1	9	—	42
" " Althegenberg	11	101	2	—	1	27	—	54
" " Mering .	$12^1/_2$	116	2	21	1	39	1	3
" " Stierhof .	$15^1/_8$	137	2	45	2	—	1	15
" " Augsburg	$16^1/_4$	150	3	—	2	12	1	24
Augsburg nach Stierhof .	$1^1/_6$	7	—	15	—	12	—	9
" " Mering .	$3^3/_4$	28	—	39	—	33	—	21
" " Althegenberg	$5^1/_2$	43	1	—	—	45	—	30
" " Nannhofen	$7^3/_4$	64	1	24	1	3	—	42
" " Maisach .	$9^7/_{12}$	87	1	45	1	21	—	54
" " Olsching .	$11^3/_4$	102	2	3	1	33	—	57
" " Lochhausen	$12^3/_4$	117	2	24	1	45	1	9
" " Passing .	$14^1/_4$	131	2	36	1	54	1	12
" " München	$16^1/_4$	150	3	—	2	12	1	24

Jeder Reisende hat 40 ℔ Gepäck frei. Das Uebergewicht wird bezahlt 1 ℔ zu 6, 2 zu 9, 3 zu 12, 4 zu 14 kr. Eine einspännige Chaise oder Cabriolet zahlt 10 fl., 1 zweisp. 12 fl., Glaswagen 14 — 16 fl., 1 viersp. Reisewagen 20 fl., ein sechssp. Reisewagen 24 fl für die ganze Bahn von Augsburg bis München. Die Person im eignen Wagen zahlt II Kl. — Für ein Pferd werden 5 und 6 fl. und für 1 Hund 12 kr. bezahlt. — Geldsendungen werden bezahlt 1—5 ℔ mit 3 kr., 5—10 zu 6 kr., 10—15 zu 9 kr., 15—20 zu 12 kr., 20 bis 25 zu 15 kr. Für Colli über 25 Pfund und Frachtgüter werden 30 kr. pr. Ctnr. bezahlt. — Viehtransport findet zu folgenden Preisen statt: 1 Ochse, Kuh, Stier 3—4 fl. für die Bahn; Kälber und Lämmer pr. Ctr. und Stunde 2 kr., Schweine von 25 Pf. zu 9 kr. und bis 400 Pf. zu 1 fl. 30 kr., Gänse 100 Stück 12—15 fl., Wild pr. Pf. und Stunde 2 kr. Die Frequenz auf der Bahn war im Jahr 1842 = 211,308 Personen; hievon fuhren 2522 Pers. i. d. I. Cl., 34,657 II. Cl. u 174,129 III. Cl.; an Waaren wurden befördert 81,917 Ctr., Thiere 22 130 Stück, Reisewagen 851 Stück. — Der Rechnungsabschluß vom 8. Nov. 1842 weist folgende Zahlen nach: Personentransport 199,453 fl., Waarentransport 56 925 fl., Diverse-Einnahme 14,676 fl., Gesammteinnahme 271,054 fl. Die Unterhaltungs-, Betriebs- und Verwaltungskosten, so wie neue Anschaffungen betrugen in Summa 146,996 fl. (circa 54%). Es blieb demnach

Einnahme-Ueberschuß 124,058 fl.; davon wurden ausgegeben 47,075 fl. Zinsen für sämmtliche Anleihen. Es verblieben folgende Activreste:

I.	Abth. von früheren Jahren	13,789 fl.
II.	" vom Betrieb i. J. 42	76,983 fl.
III.	" von Zinsenrechnung	28,472 fl.
IV.	" vom Reservefond	154 fl.
	Gesammt-Activrest =	119,398 fl.

Hiezu kommen

Immobilien (Geleis außer der Bahn)	50,000 fl.
Vorräthe an Materialien	24,614 fl.
Maschinen und Werkstätten	235,977 fl.
Wagen und Werkstätten	149,981 fl.
Geräthschaften, Utensilien und Werkzeuge . . .	29,668 fl.
Summa	609,638 fl.

Von vorstehenden Activresten erhielten die Stammactien 3% Dividende = 90,000 fl.

8. Leipzig-Dresdner-Eisenbahn.

Eine Actiengesellschaft erhielt 1835 von der sächsischen Regierung ein ausschließliches Privilegium für den Bau und den Betrieb dieser Eisenbahn. Sie beginnt in Leipzig, berührt die Stationen Wurzen, Luppa-Dahlen, Oschatz, Riesa (woselbst die Elbe überschritten wird), Pristewitz, Niederau und endet in Dresden. Die Länge dieser Bahn, welche nur durch sächsisches Gebiet zieht, beträgt 15½ geogr. Meilen. Dieselbe Gesellschaft unternahm auch den Weiterbau der Magdeburger Bahn bis zur Preuß. Grenze, welche 1⅔ Meilen von Leipzig entfernt liegt. Die Magdeburger (Preußische) Eisenbahngesellschaft hat jedoch den Betrieb auf dieser Bahnstrecke von der Grenze bis Leipzig übernommen. Die Bahn hat 2 Geleise, die nach einem eigenthümlichen System mit Vignolsschienen, welche nur auf Querschwellen ruhen, erbaut sind. Die Spurweite beträgt 4 Fuß 8½ Zoll engl. und das Gewicht der Schienen pr. laufender Fuß engl. 16⅔ ℔. Die Bahn wird nirgends unterbrochen und hat auf alle Bahnhöfe und Stationen Ausweichungen und Verzweigungen. Die Baukosten der Bahn betrugen:

Für 15½ Meilen Hauptbahn	4,941,642 Thlr.
" 1½ M. von Leipzig bis zur Preuß. Grenze	423,646 "
" sämmtliche Gebäude	274,628 "
mithin die Summe der Baukosten	5,639,916 Thlr.

Die Betriebsmittel bestehen in 23 Locomotiven, 13 Tender, 12 Wagen I. Classe, 34 II. Cl., 30 III Cl. mit Verdeck, 23 III. Cl. ohne Verdeck, zusammen 99 Personenwagen zu 2968 Plätze. 120 Packwagen mit 4 Räder, 5 mit 8 R., 12 mit 6 R., 8 Wagen f. Equipagen, 4 W. f. Pferde, zusammen 149 Packwagen zu 14,000 Ctr. Ladung. Die Anschaffungskosten betrugen 576,748 Thlr. Die Einrichtungen, Inventarium und Bestände kosten 281,540 Thlr. — Diese Gesammtkosten wurden aufgebracht durch 45,000 Actien à 100 Thlr.,

1½ Million Anleihe und 500,000 Thlr. Kassenscheinen; also durch ein Kapital von 6½ Millionen. Die Actien stehen gegenwärtig 14—15% über Pari. Den Actionären wurden 4⁵⁄₁₂ % Zinsen bezahlt; außerdem verblieb ein Ueberschuß von 44,421 Thlr. vom Jahre 1842. — Am 24. April 1837 wurde die erste Fahrt nach Althen (1 Meile v. Leipzig) gemacht, und am 7. April 39 die ganze Bahn eröffnet und in vollen Betrieb gesetzt. — Auf alle obengenannte Stationen werden nach Erforderniß Wagen beigegeben. Die Förderung geschieht nur durch Dampfkraft; die Bahn zwischen Leipzig und Dresden wird durchschnittlich in 3½ Stunden befahren; also nach Abzug des Aufenthalts von circa 5 Minuten auf jeder Station mit einer Geschwindigkeit von circa 5½ Meilen pr. Stunde. Täglich werden 8 regelmäßige Fahrten und Extrafahrten nach Bedürfniß gemacht. Die Locomotiven haben im Jahr 1842 57,528 geogr. Meilen zurückgelegt und pr. Meile 3,22 Scheffel Koks (circa 350 ℔) verbraucht; und die im Gebrauch gewesenen Wagen haben 464,015 Meilen zurückgelegt. Die Distanzen der Bahn betragen: von Leipzig bis Wurzen 3¼ geogr. Meilen, bis Luppa-Dahlen 5¾, bis Oschatz 7, bis Riesa 9, bis Pristewitz 11½, bis Niederau 13½ und bis Dresden 15½ Meilen. — Die Briefe werden für Rechnung der Post befördert. —

Ein kleines Kind, welches eine Person trägt, ist frei; Kinder bis zu 10 Jahren können mit Billets III. Classe in alle Classen fahren. Jeder Reisende hat 50 Pfund Gepäck frei; das Uebergewicht wird à 10 Pfund zu 2½ Ngr. für 15½ Meilen bezahlt. Für einen Reisewagen mit 4 Räder werden 25 Ngr. und für einen kleinen Wagen oder Cabriolet 20 Ngr. pr. Meile bezahlt. Personen im eigenen Wagen haben Billets II. Cl. und die auf dem Bock fahrenden III. Cl. zu lösen. Der Pferdetransport zwischen Leipzig und Dresden wird 1 zu 10 Thlr., 2 zu 15 und 3 zu 20 Thlr. bezahlt. Hunde werden im Käfig zu 1 Ngr. pr Meile mitgenommen. Für Frachtgüter wird bezahlt pro 100 Pfund Zollgewicht von Leipzig bis Dresden: A. Eilfracht mit den Postzügen 20 Ngr.; B. Güterfracht mit den Packzügen 10 Ngr.; C. Productenfracht 5½ Ngr. Viehtransport findet statt, im Großen der Wagen pr. Meile 1 Thlr.; 1 Rindvieh von Leipzig bis Dresden 4½ Thlr., 1 Schwein 1⅓ Thlr., 1 Kalb 29 Ngr., 1 Schaaf 20 Ngr.; jedoch alles nur unter Verantwortlichkeit der Treiber.

Tarif für den Personen-Transport.

Fahrtrate in Neu-Groschen für eine Person in	Wagenklasse.	Von Leipzig			Mach Leipzig			Mach Wurzen			Mach Lappe-Dahlen.			Mach Oschatz.			Mach Riesa.			Mach Priesewitz.			Mach Meißen.			Mach Dresden.		
		I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.	I.	II.	III.
Von Leipzig																												
„ Wurzen		20	—	—																								
„ Lappa-D.		35	26	17	15	11	8																					
„ Oschatz		42	32	21	23	17	11	8	—	—																		
„ Riesa		54	41	27	35	26	17	20	15	10	12	9	6															
„ Priesewitz		70	52	35	50	37	25	35	26	17	27	20	14	15	11	8												
„ Niederau		81	61	41	62	46	31	50	37	25	35	26	17	12	9	6	—	—	—									
„ Dresden		90	68	45	74	55	37	59	44	29	42	31	20	27	20	14	20	15	10	15	11	8	27	20	14	59	20	20

Die Frequenz im Jahre 1842 war folgende: Auf der Leipzig-Dresdner Bahn 382,284 Personen; davon fuhren I. Cl. 12,877, II Cl. 77,285, III. Cl. 292,122 Personen. Die Einnahme hierfür machte 322,472 Thlr. Der durchschnittl. Fahrpreis ist $3\frac{1}{2}$ Ngr. für die Person und Meile. — Die Gewichtsmasse aller Frachtgegenstände betrug auf 1 Meile 11,680,938 Ctr.: diese zerfällt in: A. 110,805 Ctr. Eilfracht, B. 5,768,465 Ctr. gew. Fracht und C. 4,247,375

Ctr. Produktenfracht, 983 Equipagen, 829 Stück Vieh, 88,179 Ctr. Gepäck 142 366 Ctr. Postfracht und 989,982 Ctr. Steinkohlen; die Brutto-Einnahme hiefür beträgt 212,556 Thlr. Die Einnahme auf der Leipzig-Dresdner Bahn war demnach 535,028 Thlr. — Der Antheil von der Magdeburger Bahnstrecke beträgt 26,156 Thlr. Reinertrag. Davon 16,857 Thlr. für 206,277 Personen, von denen 6202 in der I. Cl., 73,187 II. Cl. und 126,888 III Cl. fuhren. Ferner 9299 Thlr. Frachtgelder für 31,333 Ctr. Eilgut, 471,859 Ctr. Frachtgut, 106,888 Ctr. Produkten und 1018 Equipagen ꝛc. — Die Gesammteinnahme beträgt demnach 561,184 Thlr. — Der Rechnungsabschluß vom Jahre 1842 gibt folgende Nachweise:

Uebertrag vom Jahre 1841		1,646 Thlr.
Personenfahrt		322,472 „
Gütertransport netto		191,278 „
Magdeburger Bahnstrecke (s. oben)		26,156 „
Pachtertrag		3,405 „
Gewinn auf verschiedene Conti		9,124 „
Summe der Einnahme		554,081 Thlr.
Die Betriebskosten machen (circa 47%) . . .		258,659 Thlr.
Bleiben an Ueberschuß		295,421 Thlr.
Davon wurden bezahlt:		
12 Monat Actienzinsen . . .	180,000 Thlr.	
12 „ Anleihz. u. Amortis.	60,000 „	
Postentschädigung	10,000 „	
Gewerbsteuer	1,000 „	
		251,000 Thlr.
Bleibt Reservefond		44,421 Thlr.

Der Vermögensstand der Gesellschaft war am 1. Januar 1843 = 6,636,254 Thlr.

9. Magdeburg-, Cöthen-, Halle-, Leipziger-Eisenbahn.

Am 13. Novbr. 1837 ist einer Actiengesellschaft zum Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Magdeburg über Cöthen und Halle nach Leipzig ein Privilegium ertheilt worden. Im Monat April 1838 wurde mit dem Bau begonnen. Sie hat ihren Anfangspunkt in der Mitte der Stadt Magdeburg auf dem linken Elbufer nahe der Brücke, zieht sodann an den Städten Schönebeck, Groß-Salza und Kalbe an der Saale vorüber, überschreitet $\frac{1}{4}$ Meile weiter die Saale auf einer dazu erbauten Brücke von 1,421 Fuß Länge, und nahe vor Cöthen schließt sich die Berlin-Anhalt'sche Eisenbahn an. Von Cöthen ab führt sie ziemlich nahe bei den Städten Halle und Schkeuditz vorüber, und endet in Leipzig unmittelbar neben der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Die Länge der Bahn beträgt $15\frac{3}{4}$ geogr. Meilen, davon ziehen $11\frac{3}{4}$ Meilen auf k. preußischem, 3 Meilenauf Anhalt-Cöthen'schem und $1\frac{1}{2}$ Meilen auf k. sächsischem Gebiet. Die letzte Bahnstrecke ist auf Kosten der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft erbaut, wofür dieselbe einen verhältnißmäßigen Antheil von der Brutto-

Einnahme erhält. Der Betrieb wird jedoch auf der ganzen Bahnstrecke von obiger Gesellschaft besorgt. Zum ersten Geleise sind Brückformschienen angewendet, von denen der laufende Fuß 14 Pfund wiegt. Diese sind auf Langschwellen, welche in kieferne Querschwellen eingelassen sind, aufgeschraubt. Das zweite Geleis, welches gegenwärtig ausgeführt wird, erhält $3\frac{1}{4}$ Zoll hohe Schienen mit einem $3\frac{7}{8}$ Zoll breiten Fuß und einem Mittelsteg, welche per lauf. Fuß 18 Pfund wiegen. Diese werden unmittelbar auf eichene Querhölzer, 3 Fuß entfernt durch Hacknägel befestigt. Die Zusammenstöße sind durch Langhölzer und eiserne Unterlagsplatten gesichert. — Die Spurweite beträgt 4 Fuß $6\frac{7}{8}$ Zoll. — Das Anlagekapital zur Herstellung der Bahn mit 2 Geleisen bis zur sächsischen Grenze bei Schkeuditz sammt Gebäuden und Betriebsmitteln beträgt 4.100.000 Thlr und besteht in 23.000 Stammactien à 100 Thlr und 18.000 Prioritäts-Actien à 100 Thlr. zu 4 % und $\frac{1}{2}$ % Amortisationsfond. Die Eröffnung der Bahn erfolgte theilweis und zwar von Magdeburg bis Schönebeck am 29. Juni 1839, Schönebeck bis zur Saale 8. September 1839, von der Saale bis Cöthen 19. Juni 1840, Cöthen bis Halle 22. Juli 1840, und in ihrer ganzen Länge bis Leipzig 18. August 1840. An Transportmitteln sind vorhanden 19 sechsrädrige Locomotiven, 2 sechsrädrige Tender, 11 vierrädrige Tender, 8 Personenwagen 1 Classe. 30 II. Classe, 62 III Classe, 6 Gepäckwagen, 100 Güterwagen, 10 ditto mit 8 Räder, und 26 verschiedene vierrädrige Fahrzeuge für Equipagen, Vieh 2c. Außerdem noch 98 Transportwagen für beide Bahnen in Gemeinschaft mit der Leipziger Gesellschaft. Die Die Föderung auf der Bahn geschieht nur durch Dampfkraft. Die reine Fahrzeit von Magdeburg nach Leipzig ohne Aufenthalt ist 177 bis 225 Minuten, und von Leipzig nach Magdeburg 160—208 Min. Also im Mittel mit 5 Min. Aufenthalt, auf den Stationen 230 Min. und einer Geschwindigkeit von 4,1 Meilen per Stunde. Täglich werden 3 Personenzüge und 2 Güterzüge, mit denen auch Personen in II. und III Classe befördert werden, von jedem Endpunkt aus gemacht. Die Bahn hat folgende Stationen und Distonzen: Magdeburg bis Schönebeck 2 geogr. Meilen, bis Gnadau $2\frac{3}{4}$, bis zur Saale $3\frac{3}{4}$, bis Cöthen $6\frac{3}{4}$, bis Stumsdorf $8\frac{7}{8}$, bis Halle $11\frac{1}{2}$, bis Schkeuditz 14, bis Leipzig $15\frac{3}{4}$ Meilen.

Tarif für den Personentransport.

Fahrtage in Silbergroschen für eine Person in

Wagen-Classe	nach Magdeburg			nach Schönebeck			nach Gnadau			nach der Saale			nach Cöthen			nach Stumsdorf			nach Halle			nach Gröbers			nach Schkeuditz			nach Leipzig		
	I.	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III	I	II	III
von Magdeburg	—	—	—	12	8	5	17	11	7	21	14	9	40	27	17½	54	36	23	69	46	29	—	—	—	84	56	35	96	64	40
„ Schönebeck	12	8	5	—	—	—	5	3	2	9	6	4	28	19	12½	42	28	18	57	38	24	—	—	—	72	48	30	84	56	35
„ Gnadau	17	11	7	5	3	2	—	—	—	4	3	2	23	16	10½	37	25	16	52	35	22	—	—	—	67	45	28	79	53	33
„ der Saale	21	14	9	9	6	4	4	3	2	—	—	—	19	13	8½	33	22	14	48	32	20	—	—	—	65	42	26	75	50	31
„ Cöthen	40	27	17½	28	19	12½	23	16	10½	19	13	8½	—	—	—	14	9	5½	29	19	11½	—	—	—	44	29	17½	56	37	22½
„ Stumsdorf	54	36	23	42	28	18	37	25	16	33	22	14	14	9	5½	—	—	—	15	10	6	—	—	—	30	20	12	42	28	17
„ Halle	69	46	29	57	38	24	52	35	22	48	32	20	29	19	11½	15	10	6	—	—	—	3	—	—	15	10	6	27	18	11
„ Gröbers	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	8
„ Schkeuditz	84	56	35	72	48	30	67	45	28	63	42	26	44	29	17½	30	20	12	15	10	6	3	—	—	—	—	—	12	8	5
„ Leipzig	96	64	40	84	56	35	79	53	33	75	50	31	56	37	22½	42	28	17	27	18	11	—	—	—	8	12	5	—	—	—

Kleine Kinder, welche getragen werden, sind frei; bis zu zehn Jahren zahlen je 2 ein Billet, oder ein Kind kann mit seinem Billet in der zunächst höheren Classe fahren. — Jeder Reisende hat 40 Pf. Gepäck frei. Für Uebergewicht wird bezahlt für die Meile; 41—100 Pfund 6 Pfennige, 101—150 Pf. 1 Sgr., 151—200 Pfund $1\frac{1}{2}$ Sgr.

Fahrtaxe für Equipagen in preuß. Thaler.

Personen im eigenen Wagen zahlen II Cl., und die auf dem Bock mitfahrenden

Tarif für den Transport von Pferden.

Von	nach Magdeburg			nach Cöthen			nach Halle			nach Leipzig		
	I Cl.	II Cl.	III Cl.	I Cl.	II Cl.	III Cl.	I Cl.	II Cl.	III Cl.	I Cl.	II Cl.	III Cl.
Magdeburg	—	—	—	7	$5\frac{1}{4}$	$4\frac{2}{3}$	$11\frac{1}{2}$	$8\frac{5}{8}$	7	16	12	$10\frac{2}{3}$
Cöthen	7	$5\frac{1}{4}$	$4\frac{2}{3}$	—	—	—	$4\frac{1}{2}$	$3\frac{3}{8}$	3	9	$6\frac{3}{4}$	6
Halle	$11\frac{1}{2}$	$8\frac{5}{8}$	$7\frac{2}{3}$	$4\frac{1}{2}$	$3\frac{3}{8}$	3	—	—	—	$4\frac{1}{2}$	$3\frac{3}{8}$	3
Leipzig	16	12	$10\frac{2}{3}$	9	$6\frac{3}{4}$	6	4	3	—	—	—	—

Von (Sächsischen Thalern.)	nach Magdeburg			nach Cöthen			nach Halle			nach Leipzig		
	Stück	1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3
Magdeburg	—	—	—	—	$4\frac{1}{2}$	$6\frac{3}{4}$	9	$7\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{6}$	15	10	15	20
Cöthen	$4\frac{1}{2}$	$6\frac{3}{4}$	9	—	—	—	—	$3\frac{1}{3}$	5	—	$5\frac{5}{6}$	$8\frac{3}{4}$	$11\frac{2}{3}$
Halle	$7\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{6}$	15	$3\frac{1}{3}$	5	$6\frac{2}{3}$	$3\frac{2}{3}$	$5\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{3}$	—	$3\frac{2}{3}$	$5\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{3}$
Leipzig	10	15	20	$5\frac{5}{6}$	$8\frac{3}{4}$	$11\frac{2}{3}$	$5\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{3}$	—	—	—	—	—

nach den anderen Stationen im Verhältniß.

Der Transport von Schlachtvieh kostet für die ganze Bahnstrecke: 1 Rindvieh $4\frac{1}{2}$ Thlr., 1 Schwein 40 Sgr., 1 Schaaf 29 Sgr., 1 Kalb 20 Sgr. — Für den Güterransport, welcher in 3 Klassen zerfällt, wird für die ganze Bahn bezahlt: per 1 Zentner Güterfracht 8 Sgr., 1 Zentner Eilgut $14\frac{1}{2}$ Sgr., 1 Zentner Produkte $6\frac{3}{4}$ Sgr. Packete unter 40 Pfund unterliegen dem Postzwang. — Nach dem Geschäftsbericht vom 14. Mai 1842 bestand die Frequenz vom Jahr

1841 in: 511,564 Personen, 570,815 Zentner Güter und 1050 Stück Equipagen.

Die Gesammt-Einnahme belief sich auf . .	421,672 Thlr.
Davon ab die Betriebskosten	237,256 "
Bleibt	184,416 Thlr.
Davon wurden verausgabt:	
Zinsen der Prioritätsactien 27,790 Thlr.	
Amortisation der Prioritäts-actien . . . . . 10,500 "	
Antheil der Leipzig-Dresdener Eisenbahn . . . 20,815 "	
	59,106 "
Bleibt reiner Gewinn pro 1841	125,310 Thlr.

Der Geschäftsbericht vom Jahre 1843 ist uns noch nicht zugekommen, wir können daher die Frequenz vom Jahre 1842 nur im Allgemeinen angeben. Diese ist jedoch im Zunehmen und besteht in 544,621 Personen und einer Total-Einnahme von 531,585 Thlrn.

10. Die Sächsisch-Bayersche Eisenbahn.

(Leipzig-Altenburg.)

Die Sächsisch-Bayersche Bahn zieht von Leipzig über Altenburg, Krimmitzschau und Plauen zur Bayer'schen Grenze bei Hof, und ist bis dahin 19 Meilen lang und erhält von Werdau aus eine 1 Meile lange Zweigbahn nach Zwickau. Sie wird eifrig bearbeitet, soll etwa 6,000,000 Thlr. kosten und demnächst über Lichtenfels, Bamberg nach Nürnberg verlängert werden. Die Bahnstrecke von Leipzig bis Altenburg, welche $5\frac{1}{5}$ Meilen lang ist, wurde am 19. September 1842 eröffnet. Die Frequenz bestand bis Neujahr 1843, in 103 Betriebstagen, in 43,622 Personen und einer Einnahme von 26,333 Thlrn. Der Fahrpreis für eine Person ist in I Classe 42 Ngr., II Classe 28 Ngr. und III Classe 16 Ngr. — Wir haben die erbetenen Mittheilungen in Betreff dieser Bahn zur Zeit noch nicht erhalten; hoffen jedoch in den Stand gesetzt zu werden, einen vollständigen Bericht über die Sächsisch-Bayer'sche Bahn im nächsten Jahrgang liefern zu können.

11. Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn.

Durch eine Actiengesellschaft wurde diese Bahn erbaut, und ist am 15. Juli 1843 vollständig und auf die ganze Länge von $7\frac{3}{4}$ Meil. feierlich eröffnet worden. In Magdeburg beginnt die Bahn und endet in Halberstadt; in Gr. Oschersleben schließt sie sich an die Bahn von Gr. Oschersleben nach Wolfenbüttel und Braunschweig an. In Magdeburg verzweigt sich die Bahn mit der Magdeburg-Leipziger Bahn, mit welcher sie einen gemeinschaftlichen Anfangspunkt hat. Die Bahn zieht nur durch Preuß. Gebiet und berührt die unweit derselben gelegenen Städte Gr. Wanzleben ($\frac{3}{8}$ Meil. entfernt), Hadmersleben ($\frac{1}{8}$ Meil.), Gr. Oschersleben und Halberstadt. Stationen sind in Langenweddingen, bei Blumberg unweit Gr. Wanzleben, (wo Güterzüge halten) bei Hadmers-

leben, Gr. Oschersleben und Nienhagen. Auf allen vorstehenden Stationen, mit Ausnahme von Blumberg und Nienhagen, werden Wagenzüge formirt. Die Bahn erhielt vorerst nur ein Geleis, das Planum ist für 2 Geleise von Magdeburg bis Gr. Oschersleben angelegt. Nirgends wird die Bahn unterbrochen. Auf allen Stationen befinden sich Ausweichungen. In Gr. Oschersleben geben die gemeinschaftlichen Güterwagen auf die Braunschweiger Bahn über, wodurch das Ueberladen vermieden wird. Die Bahn ist nach einem eigenthümlichen System auf Querschwellen erbaut, nach welchen die Schienenstöße durch Langschwellen gesichert werden, mit Anwendung von Vignoles-Schienen. Die Spurweite ist die gesetzl. Preuß. von 4′ 6⅞″ Rheinl. Das Gewicht der Schienen per lauf. Fuß 18 ℔. — Die Baukosten für die Bahn und den Stationen sammt den Betriebsmitteln sind zu 1,700,000 Thlr. veranschlagt; Letztere bestehen in 6 Locomotiven nebst Tender, 31 Personenwägen, 20 Güterwagen, 3 Schneepflüge, 34 gemeinschaftliche Güterwagen mit der Gr. Oschersleben-Braunschweiger Bahn; Decimalwagen ꝛc. kosten 200,000 Thlr. — Es sind bis jetzt 15,750 Actien à 100 Thlr. ausgegeben, also weniger als veranschlagt, welche jedoch sicher gespart werden. Die Actien stehen gegenwärtig (Juli) 20½ Proz. über Pari. — Die Förderung auf der Bahn geschieht nur durch Dampfkraft; in einer Stunde werden 5 Meil. zurückgelegt. Vorläufig werden in diesem Jahre täglich 2 Fahrten von jedem Ende aus gemacht werden. Contractlich hat die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn-Gesellschaft auf 5 Jahre den Betrieb auf der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn mit übernommen.

Tarif für den Personentransport, Distanzen und Fahrzeit incl. Aufenthalt.

Von Magdeburg nach	Entfernung. Meil.	Dauer der Fahrt. St.	M.	Preise der Plätze. I. Cl. Sgr.	II. Cl. Sgr.	III. Cl. Sgr.
Langenweddingen	2	—	30	12	8	5
Blumberg (Gr. Wanzleben)	2¾	—	45	16½	11	7
Hadmersleben	4	1	—	24	16	10
Gr. Oschersleben	5	1	15	30	20	12½
Nienhagen	6½	1	30	39	26	16½
Halberstadt	7¾	2	—	45	30	20

Wagen I Classe zahlen per Meile 1 Thlr. — II Cl. 20 Sgr. — Eine Person im eigenen Wagen zahlt II Cl. — Für 1 Pferd per Meile 20 Sgr, für 2=1 Thlr., für 3=1 Thlr. 10 Sgr. — Der Reisende hat 40 ℔ Gepäck frei. Für Uebergewicht wird bezahlt: 41—100 ℔ = 6 Pf. per Meile, 101—150 ℔ = 1 Sgr, 151—200 ℔ = 1½ Sgr. — Briefe, und dem Postzwang unterworfene Packete so wie Reisende mit Postfreischein werden unentgeldlich befördert. Dazu hat die Post eigene Wagen. — Güter zahlen 6 Pf.

Eilgut 10 Pf., Producte 5 Pf. per Ctr. u. Meile u. 6 Pf. Aufladerlohn. — Rindvieh 9 Sgr., Schweine 2½ Sgr., Schafe 1⅚ Sgr. und Kälber 1¼ Sgr. per Meile. (1 Thlr. = 30 Sgr. à 12 Pf.)

12. Braunschweig-Harzburger Eisenbahn.

Diese Bahn geht über Wolfenbüttel und Vienenburg 5¾ Meilen lang, mit Flügelbahn von Vienenburg nach Goslar 1¾ Meilen; sie ist bis Wolfenbüttel am 28. November 1838, und bis Harzburg am 31. October 1841 eröffnet. Die Frequenz vom Jahr 1842 bestand in 289,454 Personen und 74,466 Thlr. Einnahme. — Wir werden im nächsten Jahrgang eine vollständige Abhandlung über diese Bahn nachbringen, weil wir bis jetzt die nöthigen Daten nicht erhielten.

12a. Braunschweig-Magdeburger Eisenbahn.

So eben erhalten wir die hier folgende Nachricht, welche wir, obgleich die Eisenbahn-Abhandlungen schon abgeschlossen waren, hier noch einreihen.

Braunschweig, 13. Juli. Die herzogliche Eisenbahn-Commission hat den Fahrplan und die Fahrpreise der am 16. d. M. für den allgemeinen Verkehr in Betrieb kommenden Braunschweig-Magdeburger Eisenbahn veröffentlicht. Man zahlt zwischen Braunschweig und Magdeburg: in der I Wagenclasse 2 Thlr. 20 Sgr., II Classe 1 Thlr. 20 Sgr. und III Classe 1 Thlr. 4 Sgr. Mithin kommt die in einem Tage ganz bis Berlin, auch Dresden, zurückzulegende Dampfwagenreise, z. B. in der II Wagenclasse von Braunschweig bis Leipzig auf nicht ganz 4 Thlr., bis Dresden auf 6 Thlr. 6 Sgr., bis Berlin auf 5 Thlr. zu stehen. Die Postbehörden haben die Personenposten nach und von Hamburg, Hannover, Holzminden ꝛc. in genauem Zusammenhang mit den hiesigen Hauptzügen auf der Eisenbahn, gebracht. Man kann daher nun z. B. von Hamburg nach Dresden und nach Berlin in 36 Stunden von einem Morgen bis zum frühen Abend des andern Tages; von Hannover nach Berlin und Dresden in 22 Stunden, von einem Abend zum andern, gelangen. — Wir werden im nächsten Jahrgang einen vollständigen Bericht über diese Eisenbahn bringen.

13. Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn.

Am 1. Juni 1840 wurde einer Actiengesellschaft zum Bau dieser Eisenbahn eine Concession ertheilt, und seit dem 17. Mai 1842 ist dieselbe vollendet und in Betrieb. Sie beginnt in Hamburg auf der Bastion Bartholdus, durchzieht nur Hamburgisches und beiderstädtisches (Hamburg und Lübeck) Gebiet und endet bei Bergedorf. Die Bahn, welche 10¼ englische Meilen lang ist, und nirgends unterbrochen wird, steht bis jetzt noch mit keiner andern in Verbindung; indeß ist der Anschluß der Berliner Bahn bei Bergedorf zu erwarten. Der Bahndamm und die Brücken sind für zwei Geleise gebaut, jedoch erst ein Geleis gelegt worden. Die Schienen ruhen in gußeisernen Stühlen, welche auf Querschwellen befestigt sind. Die Spurweite beträgt 4 Fuß 8 ¾ Zoll englisch, und das Gewicht der Schienen

per laufenden Yard (3 Fuß englisch) 62 englische Pfund. — Das Betriebsmaterial besteht in 4 Locomotiven nebst Tender, 3 Personenwagen I Classe, 12 II Classe, 1 offener I Classe, 2 offene II Classe, 1 für I und II Classe combinirt (alle mit 6 Räder) und 10 Pack- und Güterwagen. — Die Hauptförderung besteht in Personen-, sodann wenig Vieh- und Güterverkehr; die Förderung selbst geschieht durch Dampfkraft. Die ganze Strecke wird in 25 Minuten zurückgelegt, und es werden je nach der Jahreszeit an Wochentagen 3—5 und an Sonntagen 5—7 Fahrten von jedem Endpunkt aus gemacht. Die Preise der Plätze sind folgende:

Von Hamburg bis Bergedorf,	Coupé	I Classe,	II Classe
Sonntags	20 Schill.	16 Schill.	10 Schill.
Wochentags	16 "	12 "	8 "

Der Reisende hat 40 Pfund Gepäck frei; für Uebergewicht wird wird 1 Schilling per 25 Pfund bezahlt. — Güter werden befördert 100 Pfund zu 2 — 4 Schilling, 1000 Pfund zu 1 Crt.Mk. Der Transport von Kälber und Schweinen kostet 6 Schilling per Stück.

Der Status bis Ende September 1842 ist wie folgt:

Für den Bau der Bahn nebst Zubehör . . .	1,188,851	Bc.Mk.
Die Eigenthumserwerbung	549,389	"
Wirthschaftsgebäude in Bergedorf	71,976	"
Bank- und Cassen-Saldo	37,477	"
Summa . . .	1,847,693	Bc.Mk.

Eingenommen sind:

5000 Actien à 300 Bc.Mk. Nennwerth . .	1,499,280	"
Diskonto-Ueberschuß	13,364	"
Anleihe zu 5 %	250,000	"
Beschwerung der Wirthschaftsgebäude in Bergedorf	60,000	"
Betriebskasse	25,049	"
Summa . . .	1,847,693	Bc.Mk.

Die Anleihe wird aus dem Ertrag verkäuflicher Grundstücke vollkommen getilgt werden. —

Die Finanzverhältnisse der Gesellschaft waren am letzten September 1842 wie folgt:

Einnahmen an Personengeldern	59,696	Bc.Mk.
Pacht für Grasland	36	"
Summa . . .	59,732	"
Ausgaben	30,377	"
bleibt Ueberschuß .	29,354	Bc.Mk.
Activa: Kassen-Saldo	2,949	"
Bauconto	25,049	"
Inventar	1,849	"
Passiva: verschiedene Creditoren	492	"
	29,354	Bc.Mk.

Die Schlußrechnung über den Bau der Bahn hat noch nicht erfolgen können; indeß hat sich herausgestellt, daß die Baukosten

26,149 Bc.Mk. weniger als die Voranschläge betragen. Die Bahn wird also im Endresultat nicht mehr als die veranschlagte Summe von 1½ Million Bc.Mk. kosten. — Die Frequenz im Jahre 1842 (in 288 Tagen) bestand in 153,648 Personen, und die Einnahme betrug 89,751 C.Mk. 15 Schilling.

14. Berlin-Anhaltsche Eisenbahn.

Diese Bahn zieht über Wittenberg und Dessau nach Cöthen und vereinigt sich daselbst mit der Magdeburg-Leipziger Bahn. Sie ist circa 20 Meilen lang und hat einen Kostenaufwand von 4,200,000 Thlr. verursacht. Die erste Strecke ist am 1. September 1840, und die ganze Bahn am 10. September 1841 eröffnet worden. — Die Bahn hat folgende Stationen: Berlin, Großbeeren, Ludwigsfelde, Trebbin, Luckenwalde, Jüterbogk, Zahna, Wittenberg, Coswig, Roßlau, Dessau und Cöthen. Die Fahrzeit ist zwischen Berlin und Wittenberg 3 Stunden, zwischen Wittenberg und Dessau 1½ Stunden und von Dessau bis Cöthen ¾ Stunden; also im Ganzen 5¼ Stunden. Es werden täglich 4 Fahrten auf der ganzen Bahn und außerdem noch Localfahrten gemacht.

Tarif für den Personen-Transport.

Taxe in Sgr. für 1 Person	I Cl.	II Cl.	III Cl.
Von Berlin nach Cöthen	109	73	47½
" " " Magdeburg	140	95	60
" " " Halle	149	99	61½
" " " Leipzig	165	110	70

Tarif für Gepäck-Ueberfracht.

Taxe in Silbergroschen (80 Pfund hat jeder Reisende frei.)	41 bis 100 Pf.	101 bis 150 Pf.	151 bis 200 Pf.
Von Magdeburg bis Berlin	13½	26½	40
" " " Wittenberg	7½	15	22½
" " " Dessau	5	10	15
" Leipzig " Berlin	14½	29	43½
" " " Wittenberg	8½	17	25½
" " " Dessau	6	12	18
" Halle " Berlin	12½	25	37½
" " " Wittenberg	6½	13	19½
" " " Dessau	4	8	12

Tarif für den Transport von Equipagen.

Taxe in preußischen Thalern.	Für 1 Equipage	
	I Cl.	II Cl.
Von Magdeburg nach Berlin	25	18
" " " Wittenberg	15	11 11/12
" " " Dessau	10	7 3/4
" Leipzig " Berlin	27	19
" " " Wittenberg	17	13 5/12
" " " Dessau	12	9 1/4
" Halle " Berlin	22 1/2	16 2/3
" " " Wittenberg	12 1/2	10 1/24
" " " Dessau	7 1/2	5 7/8

Zur I Classe werden schwere Equipagen, zur II Classe alle andere leichte vierrädrige und zweirädrige Wagen gerechnet.

Tarif für den Transport von Pferden.

Taxe in preußischen Thalern.	1 Pferd	2 Pferd	3 Pferd
Von Berlin nach Magdeburg	18	25	32
" " " Halle	16 2/3	22 1/2	28 1/3
" " " Leipzig	19	27	35

Tarif für Güterfracht per Centner in Silbergroschen.

Von	nach Berlin		nach Wittenberg		nach Dessau	
	Güter-Fracht	Eilgut-Fracht	Güter-Fracht	Eilgut-Fracht	Güter-Fracht	Eilgut-Fracht
Magdeburg	13	22 1/2	10	—	7 1/4	—
Leipzig	14	26	11 1/2	—	8 3/4	—
Halle	13	22 1/2	8 1/2	—	5 3/4	—

Für Produkte ist 1 Thlr. pro Meile und Wagen excl. Auf- und Abladen zu bezahlen.

Die Frequenz vom Jahre 1842 bestand in 318,659 Personen und 530,522 Thlr. Total-Einnahme. — Nachdem alle Betriebskosten so wie die Zinsen der Prioritäts-Actien pro 1842 bezahlt wurden, verblieb ein Netto-Ueberschuß von 5 2/3 % den Stammactien; davon sind 1 1/6 % zum Reservefond gelegt und 4 1/2 % Dividende für 1842, also 9 Thlr. für 1 Actie von 200 Thlr. gezahlt worden.

Wir haben in Betreff der vorstehenden Bahn nur sehr dürftige Materialien erhalten, werden uns jedoch bemühen, im nächsten Jahrgange das Fehlende nachzubringen.

15. Berlin-Potsdamer Eisenbahn.

In Folge des Gesetzes vom 3. Novbr. 1838, welches für alle preußischen Eisenbahnen erlassen wurde, bildete sich eine Gesellschaft, welche diese Eisenbahn auf Aktien erbaute. Sie verbindet Berlin und Potsdam, beginnt zu Berlin dicht am Potsdamer Thor, zieht an Steglitz und Zehlendorf vorüber, sodann längs dem linken Haveluser durch Novaweß, und endet bei Potsdam, dem königl. Schloß gegenüber, an der langen Brücke. Die Bahn ist 3 1/2 preuß. Meilen lang, wird nirgends unterbrochen, steht indeß gegenwärtig noch mit keiner andern in Verbindung; es wird aber eine Verlängerung nach Magdeburg resp. Hamburg gewünscht. Die Bahn hat nur ein Geleis; auf den beiden Endstationen und zu Steglitz und Zehlendorf befinden sich Ausweichungen. Sie ist nach dem System der belgischen Bahnen, mit freitragenden Schienen, erbaut; nur sind zur Befestigung der Stühle Schraubenbolzen mit Muttern angewendet. Die Spurweite beträgt 4' 6 7/8", und der Spielraum für die Räder 5/8 — 7/8 Zoll. Das Gewicht der Schienen ist für den lauf. Fuß 13 Pfund. — Das ganze Baukapital für die Bahn und die Bahnhöfe sammt den Betriebsmitteln beläuft sich auf 1,400,000 preuß. Thlr. Es sind hierzu 5000 Stück Actien à 200 Thlr. ausgegeben; außerdem coursiren 2000 Stück Prioritätsactien à 200 Thlr. als Schuld, welche mit 4 % verzinst und amortisirt wird. Dividenden wurden gezahlt: 1839 6 1/2 % — 1840 7 1/2 % — 1841 7 % — 1842 7 %; außerdem ist jährlich zur Bildung eines Reservefonds zurückgelegt, welcher sich gegenwärtig auf 33,426 Thlr. stellt. — Der Courswerth der Actien ist à 280 1/2 Thlr. — Die Hauptförderung auf der Bahn besteht im Personentransport. Die Förderung geschieht nur durch Dampfkraft; die Feuerung durch Coaks. — Die Fahrzeit ist durchschnittlich 40 Minuten für die ganze Bahn; bei Tage werden 5 und bei Abend und Nebel 4 preuß. Meilen in 1 Stunde zurückgelegt. Fahrten werden täglich von jedem Ort, im Winter 4 bis 5 und im Sommer 6 bis 9 gemacht. — Wagenzüge werden nur in Berlin und Potsdam formirt. Die Betriebsmittel bestehen in Folgendem: 13 Locomotiven, 2 Staatswagen, 14 Personenwagen 1 Classe, 16 ditto II Classe, 42 ditto III Classe bedeckt, 8 ditto offene, 20 Güterwagen und 2 Gepäckwagen, deren Anschaffungs-Kosten 362,312 Thlr. betrugen.

Tarif für den Personentransport, Distanzen und Fahrzeit.

In Steglitz wird nicht immer angehalten; von Potsdam bis Steglitz wird der volle Personentarif bezahlt; die übrigen Preise sind von Potsdam wie von Berlin. Der Reisende hat 30 Pfund Gepäck frei; für 10 Pfund Uebergewicht wird 1 Sgr. bezahlt. — Für einen Reisewagen werden 3 bis 4 Thlr., für eine Person im eigenen Wagen 12 1/2 Sgr. und für ein Pferd 1 Thlr. 10 Sgr. für die ganze Tour bezahlt.

Von Berlin bis	Entfernung in preuß Meilen	Dauer der Fahrt Min.	Preise der Plätze I Cl. Sgr.	II Cl. Sgr.	III Cl. Sgr.	IV Cl. Sgr.
Steglitz	1	12	—	5	3	2
Zehlendorf	1,75	20	15	—	7½	—
Potsdam	3,50	40	15	12½	7½	—

Die Beförderung der Briefe und der Packete unter 40 Pfund unterliegen dem Postzwang. Der Gütertransport vom Bahnhof bis zum Andressanten kostet per Center von Berlin bis Potsdam 6 Sgr. und Potsdam bis Berlin 7 Sgr. Für einen Hund werden 2½ Sgr. bezahlt — Die Frequenz war im Jahr 1842 wie folgt:

Personentransport 500.906 zu 145,502 Thlr 8 Sgr. Gütertransport 100.572 Ctr., 207 Wagen 169 Pferde und 2869 Stück Vieh ꝛc. zu 12,865 Thlr. 23 Sgr. Sonstige Einnahmen brachten 5,126 Thl. 19 Sgr. Bestand vom vorigen Jahre war 120 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., mithin betrug die Gesammt-Einnahme . . 163,615 Thlr. 6 Sgr.

die Summe der Betriebs- und Verwaltungskosten machte . . . . . 67,508 " 29 "

folglich war der Reinertrag . . . . . 96,106 Thlr. 7 Sgr.

Hiervon wurden vertheilt:

7% Dividende den Stammactien	70.000 Thl.	– Sgr.
4% Zinsen den Prioritätsactien	17,047 "	– "
Amortisation d. Prioritätsactien	6,000 "	– "
Antheil des Specialdirectors	400 "	– "
Reservefond	2,600 "	– "
Kassenrest für kleine Rechnungen	59 "	7 "
Summa wie oben . .	96,106 Thl.	7 Sgr.

16. Berlin-Frankfurter Eisenbahn.

Diese Bahn, welche die Spree und Oder verbindet, beginnt innerhalb Berlin im Stralauer Stadtviertel auf der rechten Seite der Spree, in der Nähe des Stralauer Platzes, und ist durch einen Schienenweg mit einem Packhof an der Spree in Verbindung gebracht. Nachdem die Bahn die Stadtmauer durchschnitten, zieht dieselbe an Rummelsburg, ziemlich nahe an Cöpnick und Friedrichshagen vorüber und überschreitet bei der Col. Erkner die Wasserstraße vom Dömeritz- und Flakensee. Hierauf umgeht die Bahn den Löcknitzbach, naht sich bei Hangelsberg der Spree, und durchschneidet bei Fürstenwalde die Els-Vorstadt; zieht sodann nahe an Berkenbrück, Kersdorf,

Briesen, Jakobsdorf und Pilgram vorüber und erreicht bei Rosengarten die Höhe und Wasserscheide zwischen der Spree und Oder. Die Bahn endet sodann bei Frankfurt an der Gubener Vorstadt auf dem linken Ufer der Oder in ihrem Bahnhof, welcher durch eine Chaussee mit der Stadt verbunden wird. — Der Bau der Bahn hat am 1. Juni 1841 seinen Anfang genommen und ist am 23. Oktober 1842 vollendet worden. — Die ganze Länge der Bahn beträgt 21,571 Ruthen oder 10¾ Preußische Meilen, und wird dieselbe nirgends unterbrochen. Das Planum ist für zwei Geleise berechnet, jedoch bis jetzt erst eines gelegt worden; das Geleis besteht auf 8¼ Meilen Länge aus Quer- und Langschwellen mit 45 Pfund schweren Schienen pr. Yard, und 2½ Meilen auf Querschwellen mit 50 Pfund schweren Schienen pr. Yard. Auf allen Stationen befinden sich Ausweichungen. Die Befestigung der Schienen auf den Unterlagshölzern geschieht mittelst Schraubenbolzen die innerhalb der Schienen sich befinden. Der Oberbau der Bahn ist eigenthümlich und hat sich bisher sehr gut bewährt. — Die Spurweite beträgt 4 Fuß 6⅞ Zoll Preuß. M. — Die Bahn steht bis jetzt noch allein; die Fortsetzung nach Breslau ist jedoch in nahe Aussicht gestellt.

Die Baukosten der Bahn betragen:

1) Grunderwerb		316,133	Rthlr.
2) Erdarbeiten		332,425	"
3) Brücken, Durchlässe und Viadukte . .		111,854	"
4) Fundamentirung		49,786	"
5) Oberbau (Schienengeleis)		697,397	"
6) Ausweichungs-Vorrichtungen . . .		3,174	"
7) Uebergänge und Barrieren		23,659	"
8) Signale, Telegraphen und Wärterbuden .		13,206	"
9) Abtheilungszeichen		1,161	"
10) Einfriedigung der Bahn		3,075	"
11) Stationsplätze:			
a) Berlin . .	238,833 Rthlr.		
b) Frankfurt . .	76,458 "		
c) Fürstenwalde .	17,849 "		
d) Cöpnick . .	12,191 "		
e) Eckner . .	13,752 "		
f) Briesen . .	8,537 "		
g) Hangelsberg .	3,893 "		
h) Rosengarten .	3,664 "		
Summa: Stationen		375,177	Rthlr.
12) Bahnwärterhäuser		12,075	"
13) Transportmittel:			
a) 14 Dampfwagen nebst Tender . .		187,079	"
b) 9 Personenwagen I. Cl., 15 II. Cl. 40 Güterwagen. 6 Viehwagen, 4 Pferdewagen, 17 Equipagewagen, u. 4 Bagagewagen		217,263	"
14) Drehscheiben und Schiebeplattformen . .		11,450	"
Latus		2,354,914	Rthlr.

	Uebertrag	2,354,914 Rthlr.
15) u. 16) Inventarium und Ausstattung . .		29.227 "
17) Technische Bauleitung		100.954 "
18) Zinsen der Actien bis 1. Januar 1843 .		127.601 "
19) Administrationskosten		33.026 "
20) Insgemein		9,811 "
	Hauptsumme	2,655,533 Rthlr.

Die Einnahmen betrugen:

a)	22,000 Stammaktien à 100 Rthlr.	2,220.000
b)	6,000 Prioritätsaktien à zu 4%	600 000
		2,800.000 Rthlr.
	Mithin Ueberschuß	144,467 Rthlr.

Die Bahn, welche durch eine Aktiengesellschaft erbaut wurde, ist seit Oktober 1842 in Betrieb. Die Förderung geschieht nur durch Dampfkraft. Es sind 14 Lokomotiven vorhanden, welche sämmtlich aus der Fabrik von W Norris in Philadelphia und zur Holzheizung eingerichtet sind. Die Personenzüge werden in 12 Min. eine preuß. Meile und die Güterzüge in 15 Min. eine Meile gefördert. Täglich werden drei Fahrten von Berlin nach Frankfurt und drei zurück gemacht. — Die Hauptförderung besteht in Personen und Gütertransport, Produkte und wenig Holz. — Wagenzüge werden nur auf den Endstationen formirt und auf den Zwischenstationen nach Bedarf Wagen zugegeben. Die Dauer der Fahrt, incl. Aufenthalt ist für die ganze Strecke 2 Stunden 43 Minuten und zwar:

Von Berlin bis Cöpnick	1½	Meil.	18	Min.	5 Aufenth.
" Cöpnick bis Erkner	1¾	"	22	"	5 "
" Erkner bis Fürstenwalde	3	"	38	"	10 "
" Fürstenwalde bis Briesen	2	"	24	"	5 "
" Briesen bis Frankfurt	2½	"	36	"	— "

Tarif für den Personen-Transport.

Extrafahrten im Sommer von Berlin nach Cöpnick hin und zurück, I. Cl. 12½ sgr., II. Cl. 7½ sgr. Von Berlin nach Erkner hin und zurück, I. Cl. 25 sgr., II. Cl. 15 sgr. Die I. Cl. geht nur mit den Personenzügen, die Stehwagen nur mit den Güterzügen, die II Cl. aber mit beiden Zügen.

Kinder unter zwei Jahren sind frei auf dem Platz der Angehörigen. Kinder bis zehn Jahren können zwei auf ein Billet reisen. Jeder Reisende hat 50 Pfund Gepäck frei. Ueberfracht wird auf alle Distanzen gleich bezahlt: 51 bis 100 Pfund 7½ sgr., 101 bis 150 Pfund 15 sgr., 151 bis 200 Pfund 22½ sgr. u. s. f.

Fahrtage in Silbergroschen à Person	nach Berlin.			nach Cöpnick.			nach Erkner.			nach Fürstenwalde.			nach Briesen.			nach Frankfurt.		
in Klasse.	I.	II.	Stw.	I.	II.	Stw.	I.	II.	Stw.	I.	II.	Stw.	I.	II.	Stw.	I.	II.	Stw.
Von Berlin	—	—	—	7½	5	2½	17½	12½	6	40	25	15	52½	32½	20	70	45	25
" Cöpnick	7½	5	2½	—	—	—	10	7½	3½	32½	20	12½	45	27½	17½	62½	40	22½
" Erkner	17½	12½	6	10	7½	3½	—	—	—	22½	12½	9	35	20	14	52½	32½	19
" Fürstenwalde	40	25	15	32½	20	12½	22½	12½	9	—	—	—	12½	7½	5	30	20	10
" Briesen	52½	32½	20	45	27½	17½	35	20	14	12½	7½	5	—	—	—	17½	12½	5
" Frankfurt	70	45	25	62½	40	22½	52½	32½	19	30	20	10	17½	12½	5	—	—	—

Equipagen zahlen von jedem Punkte der Bahn zum andern 6 Rthlr. I. Cl., 5 Rthlr. II. Cl. Reisende im eigenen Wagen zahlen Billets II. Cl. Für ein Pferd wird 5 Rthlr. und für einen Pferdewagen zu 4 Stk. 16 Rthlr. bezahlt, gleichviel nach welcher Station. — Eilfracht kostet der Centner 15 sgr., gleichviel wohin. — Die Güterzüge halten außer obigen Stationen noch bei Rummelsburg, Friedrichshagen, Hangelsberg Berkenbrück, Pilgram, Rosengarten und Ruhnen. Die ganze Fahrt dauert 3 St. 47 Min. Die Fahrpreise bis zu zu diesen Anhaltspunkten sind dieselben wie die der nächstfolgenden Station. — Frachtgüter werden nach vier Klassen für die ganze Bahn berechnet. Extraklasse: leichte und voluminöse Güter pr. Ctr. 15 sgr., I. Cl. gewöhnliche Kaufmannsgüter à Ctr. 7½ sgr., II Cl. Colonialwaaren. Rohe Waaren, Baumwolle, grobe Eisenwaaren, Butter, Oel ꝛc. à Ctr. 5 sgr., III Cl. Getreide, Mehl, Holz, Produkte aller Art à Ctr. 4 sgr. Für abholen und bringen à Ctr. 2 sgr. — Packete unter 40 Pfd. unterliegen dem Postzwang, eben so die Briefe, welche in eigenen Postwägen befördert werden. — Der Viehtransport findet zu folgenden Preisen statt, gleichviel nach welcher Station: 1 Mastochs 2 Rthlr. 7½ sgr., 1 Rindvieh von 5 Ctr. 1 Rthlr. 22½ sgr., 1 Kalb 15 sgr., 1 Schwein 20 sgr., 1 Ferkel 10 sgr., 1 Schaaf 5 sgr., 1 Hund 15 sgr. 1 Treibers Hund 5 sgr., Geflügel pr. Ctr. 15 sgr. Viehtreiber haben Stehwagenbillets zu lösen. — Die Frequenz und Einnahme vom 23. Oktober 1842 bis 31. März 1843 bestand in:

81,984 Personen zu	78,131	Rthlr.
143 Equipagen	858	"
Passagiergepäck-Ueberfracht	2,530	"
5,632 Ctr. Eilfracht	3,125	"
203,333 " Güterfracht	33,974	"
Viehtransport	1,774	"
Miethen und Nebeneinnahmen . . .	2,456	"
und 43,720 Rthlr. Total-Einnahme. Zusammen	122,848	Rthlr.
Die Betriebs- und Verwaltungskosten sind .	54,773	"
Hiernach verbleibt Ueberschuß für Zinsen und Amortisationsfond . . .	68,065	Rthlr.

17. Berlin-Stettiner Eisenbahn.

Nach dem Voranschlag dürfte diese Bahn von 18 preuß. Meil. Länge etwa 3 028,000 Thlr. kosten. — Die resp Direction der Berlin-Stettiner Bahn hat unsere Bitte, uns Mittheilungen in Betreff ihrer Eisenbahn zu machen, nicht beachtet; wir werden uns bemühen, diese Lücke im nächsten Jahrgang dieses Buches auszufüllen. Indeß benachrichtigen wir, daß die Bahn am 30. Juli 1842 von Berlin bis Neustadt-Eberswalde und später bis Angermünde eröffnet ist. Im Monat August d. J. wird dieselbe bis zu einer kurzen Strecke diesseits Stettin, welche einige Schwierigkeiten darbietet, fahrbar seyn. Die Frequenz vom Jahr 1842 in 154 Tagen betrug 70,880 Personen, und 43,720 Thlr. Total-Einnahme.

18. Die Ober-Schlesische Eisenbahn.

(Breslau — Oppeln.)

Die Ober-Schlesische Eisenbahn beginnt bei Breslau und führt über Ohlau, Brieg, Oppeln u. s. w. nach Neu-Berun an der Weichsel, woselbst eine Verbindung mit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn beabsichtigt wird. Sie wird eine Gesammtlänge von etwa 28 Meilen erhalten; ihr Bau hat bereits bedeutende Fortschritte gemacht. Die Strecke von Breslau bis Oppeln, welche 10¼ Meilen lang ist, und zu 1,467,000 Thlr. veranschlagt war, ist bereits seit 22. Mai 1842 bis Brieg in Betrieb. Die Frequenz bis Ende 1842 bestand in 139 128 Personen und 57,340 Thlr. Einnahme. — Es ist uns nicht geglückt, einen vollständigen Bericht über den Stand dieser Eisenbahn zur Zeit zu erhalten; hoffen jedoch, im nächsten Jahrgang das Fehlende nachbringen zu können.

19. Prag-Pilsener Eisenbahn.

Durch eine Gesellschaft Actionäre wurde der Bau dieser Eisenbahn zwischen Prag und Pilsen unternommen. Die österreichische Regierung ertheilte dieser Gesellschaft ein 50jähriges Privilegium, während welcher Zeit keine zweite Bahn in dieser Richtung geführt werden darf. Nach Ablauf von 50 Jahren (1880) hat der Staat das Recht, die Bahn gegen angemessene Vergütigung einzuziehen. — Nach dem ursprünglichen Plan sollte die Bahn von Prag bis Pilsen gebaut werden, sie hat aber bisher nur die Hälfte des Weges erreicht, und zwar den Theil von Prag bis Lahna auf eine Distanz von 7½ Meilen oder 30,000 Ruthen Klafter, welche nirgends unterbrochen ist. Nachdem die Actiengesellschaft sich aufgelöst hat, ist die Bahn durch Kauf in den Besitz Sr. Durchlaucht des Herrn Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg gekommen, und wird in eigener Regie betrieben. Der Ertrag derselben wird zu wesentlichen Verbesserungen des Oberbaues verwendet. Die Bahn, welche bei Prag beginnt, zieht durch den Rakonitzer Kreis in Böhmen, berührt nur Dorfschaften, ist seit dem Jahr 1830 in Betrieb und steht bis jetzt noch mit keiner andern Bahn in Verbindung. Die Stationen, wo die Wagenzüge halten, heißen: 1. Station Prag, 2. Veghiba, 3. Station Lahna auf der Fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Purglitz. — Die Bahn hat nur ein Geleis, jedoch Doppelbahn Parzellen (Ausweichungen) auf den 2 Umspannungsplätzen und den 3 Hauptstationen. Die Spurweite beträgt 42 österreichische Zoll. Das Gewicht der Schienen per lauf. Fuß 6—8 österreichische Pfund. Der Oberbau besteht auf ⅔ der Bahn aus flach aneinander liegenden Sandsteinquadern von 2—5 Fuß Länge 15" Breite und 12" Höhe, und ⅓ der Bahn aus kiefernen und tannenen Unterlagsschwellen, welche mit gußeisernen Schienen belegt sind. Die Baukosten für die Bahn incl der Stationen belaufen sich auf 337,000 fl C Mz. Das Betriebsmaterial besteht in 200 Stück Transportwagen und 48 Pferden, und kostete 30,000 fl. C.Mz. — Die Förderung auf der Bahn geschieht nur durch Pferdekraft und es werden in einer Stunde mit beladenen

Frachtwägen 3,000 Ruthen Klafter zurückgelegt. Täglich wird ein Fahrt mit Ladung von Lahna nach Prag und eine leere zurück gemacht. — Die Hauptförderung besteht in Holz, Steinkohlen, Holzkohlen, Steinmetzarbeiten und in etwas Getreide. Personentransport ist nicht vorhanden. Für den Transport von Gütern wird auf die ganze Distanz pro öster. Centner und Meile $^7/_8$ kr. und auf kürzere Distanzen 1 kr. C.Mz. bezahlt. Im Jahre 1842 wurden 380,000 Ctr. verschiedene Producte, meistens Holz, auf der Bahn verführt. — Es ist aufs Neue im Werke, den Ausbau der Bahn von Lahna nach Pilsen zu Stande zu bringen.

20. Budweis-, Linz-Gmundner Eisenbahn.

Unterm 7. September 1824 ertheilte S. M. der Kaiser Franz I. dem Ritter Anton von Gerstner ein ausschließliches Privilegium zu einer zwischen Mauthhausen und Budweis, die Donau mit der Moldau verbindenden Holz- und Eisenbahn, für den Zeitraum von 50 Jahren. Am 12. März 1825 überließ der R. v. Gerstner sein Privilegium einer Actien-Gesellschaft, welche darauf unter der Firma: „K. K. privil. Erste öster. Eisenbahn-Gesellschaft" in Wirksamkeit trat. Im Jahr 1828 war die Bahn von Budweis bis Kerschbaum kaum zur Hälfte oder 8 Meilen lang vollendet, und der Kostenanschlag des Ganzen von 900,000 fl. C.M. mit 85,194 fl. überschritten. Der R. v. Gerstner, welcher den Bau bis dahin geführt hatte, übergab hieranf die Oberleitung desselben dem Hr. Ing. Schönerer, welcher sowohl die Trace als das Bausystem den Umständen anpaßte. Die Bahn wurde hiernach, statt nach Mauthhausen, von Lest aus nach Linz geführt. Am 1. August 1832 ward die Budweis-Linzer Bahn vollendet und dem Verkehr eröffnet; der Bau derselben hat 1,654,322 fl. C.M. gekostet. — Sodann ertheilte die Regierung zur Fortsetzung dieser Bahn von Linz bis zum Traunsee bei Gmunden den Handlungshäusern Geymüller, Rothschild und Stametz unterm 18. Juni 1832 ebenfalls ein 50jähriges ausschließliches Privilegium, welches diese aber am 14. Februar 1834 an die erste priv. Eisenbahn-Gesellschaft abtraten. Die Anlage beider Bahnen bildet demnach nur ein Unternehmen. Der Bau dieser Bahn begann Anfangs 1834 und ward im Frühjahr 1836 vollendet; die Baukosten beliefen sich auf 649,800 fl., incl. der Flügelbahn nach Zizelau von 1,500 Klftr. Länge. Die Gesammtausgabe für den Bau nebst Fundus instructus stieg auf 2,374,000 fl. C.M., wovon durch Erwerbung während des Baues und Abschlagzahlungen aus den Erträgnissen noch 2,210,000 fl. als Activum erscheinen. Dies Kapital wurde beigebracht: durch 15,000 Actien à 200 fl. C.M. Nominalwerth und einer Anleihe von 400,000 fl. zu 5 %, welche 1842 bis zu 268,000 fl. getilgt wurde. Ueber die Zugsrichtung und das Bausystem der Bahn folgen hier einige Notizen. Die Eisenbahn beginnt in der Prager Vorstadt der böhmischen Kreisstadt Budweis, welche an der Einmündung der Malsch in die Moldau liegt; sie zieht sodann südlich gegen die $2^1/_2$ Meilen entfernt liegende Station Holkau. Die nächste Station heißt

Angern; die Entfernung bis dahin beträgt $2^7/_8$ Meilen. Die Bahn erreicht 3 Meilen weiter zu Kerschbaum ihre größte Höhe, welche 2,244 W. Fuß über dem Meere liegt. Die Steigung von Budweis bis hier auf $8^1/_2$ Meilen beträgt 1042 Fuß. In Kerschbaum begegnen sich Mittags die Reisenden von Budweis bis Linz. Bei Eisenhut überschreitet die Bahn die Grenze zwischen Böhmen und Oberösterreich. Die Bahn erreicht 3 Meilen weiter die Station Lest. Bis Lest ist die Bahn in ihrer ursprünglichen Richtung gebaut worden; von hier sollte sie in südlicher Richtung nach Mauthausen ziehen. Die oben erwähnten Finanzzustände machten jedoch eine Abänderung der Trace, welche billiger auszuführen, nothwendig. Von Lest geht die Bahn zur Station Oberndorf; diese Distanz beträgt $2^3/_4$ Meilen. Auf dieser Bahnstrecke befindet sich das stärkste Gefäll von $^1/_{46}$, weßhalb aufwärts Vorspann genommen werden muß. Von Oberndorf zieht die Bahn westlich gegen Linz und endet im Bahnhof zu Urfahr auf dem linken Donauufer. Diese Entfernung beträgt $2^3/_4$ Meilen. Die Bahn durchzieht hierauf die Urfahrgasse zur großen Donaubrücke, über welche $1^1/_2$ Zoll starke schmiedeiserne Schienen aufgenagelt sind, welche das Geleis bilden. Auf dem rechten Donauufer befindet sich der Aufsteigplatz für die Gmundner Bahn. Diese zieht sodann in der Richtung der Donau bis zur Wien-Linzer Poststraße, von welcher Stelle eine Seitenbahn von $^1/_2$ Meile Länge nach Ziztau zur Donau führt. Die Flügelbahn ist bestimmt, das Salz und die Güter, welche nach Niederösterreich verladen werden, zu fördern. Hierauf geht die Trace immer in der Nähe des Traunflusses und der Chaussee bis zur östlichen Seite der Stadt Gmunden am Traunsee. Auf dieser Tour befinden sich folgende Stationen: Neubau $2^1/_{20}$ Meilen, Wels $1^3/_4$ Meilen, Lambach 2 M. und Gmunden 3 Meilen von einander entfernt. Die ganze Länge beider Bahnen beträgt circa 26 deutsche Meilen. Zwischen Budweis und Linz bildet der Bahnzug fast ununterbrochen eine geschlängelte Linie, bei welcher zuweilen außerordentlich starke Krümmungen, wie z. B. in der Vorstadt Urfahr von 54 Fuß Radius, angewendet sind. Die Ausführung des Baues war außerordentlich schwierig, indem der Zug meistens über Thäler und Berge und an Bergabhängen hinzieht. Diese Gebirgsgegend ist reich an Naturschönheiten, und bietet dem Reisenden die mannigfaltigsten Landschaften. Die Fortsetzung der Bahn von Linz bis Gmunden zieht fast immer in der Ebene des Traunthales, hat meilenlange gerade Linien, sehr flache Verbindungsbögen, und viel günstigere Steigungsverhältnisse als die erste Bahn; jedoch ist eine kurze Strecke von 455 Klafter in der Nähe der Donau vorhanden, welche ein Gefäll von $^1/_{20}$ hat. Die Bahn steht bis jetzt noch mit keiner andern in Verbindung und hat nur ein Geleis. Indeß hat sich in neuster Zeit ein Verein gebildet welcher eine Kohlenbahn von Budweis bis Pilsen bauen will. Diese würde circa 34 Meil. lang werden und ist zu circa $3^1/_2$ Millionen Gulden berechnet. Hierzu ist die kaiserliche Genehmigung bereits ertheilt worden. Auf der Budweis-Linzer Bahn befinden sich auf allen Stationen Ausweichungen, und außerdem noch 3, wo sich die Wagenzüge zu begegnen haben. Auf der Gmundner Bahn befinden sich

alle 1,500 Klafter eine Ausweichung. Die Spurweite beträgt 3 Fuß 6 Zoll, und das Gewicht der Schienen $4\frac{1}{2}$ Pfund per laufenden Fuß. Die Construction der Bahn besteht aus $\frac{6}{7}$ zölligen Langschwellen, welche von Klafter zu Klafter durch Querschwellen unterstützt und verbunden sind; letztere sind durch Steinbestück fundamentirt. Die Langschwellen sind mit 9 Fuß langen, $2\frac{1}{4}$ Zoll breiten und $\frac{1}{2}$ Zoll starken schmiedeisernen Schienen benagelt. In den Städten Budweis, Linz, Wels und Gmunden besteht das Geleis aus gußeisernen Schienen, welche auf Quader befestigt sind, und ist ganz eingepflastert. An der ganzen Bahn befinden sich 18 Stationsplätze und 67 Bahnwarthäuser, von denen jedes für eine Familie eingerichtet ist. — Die Betriebsmittel bestehen in 762 Transportwagen 58 Personenwagen I Classe, und 11 Personenwagen II Classe. Die Förderung auf der Bahn geschieht nur durch Pferdekraft und ist verpachtet. Ein Pferd zieht 70 W. Ctr. reine Ladung in circa 40 Minuten die Meile, und macht täglich 6 Meilen — Der Hauptverkehr besteht in Salz-, Güter- und Personentransport. — Die Personenzüge gehen: Zwischen Budweis und Linz täglich Morgends 5 Uhr von jedem Endpunkt. Die Dauer der Fahrt mit Aufenthalt ist 14 Stunden. Außerdem von Linz nach Lest täglich 3 Uhr Nachmittags und von Lest nach Linz um 7 Uhr Morgens. Zwischen Linz und Gmunden täglich 4 mal; die Dauer der Fahrt ist $5\frac{1}{2}$ Stunden.

Tarif für den Personentransport, Distanzen und Fahrzeit.

Stationen.	Entfernung in Meil.	Dauer der Fahrt St.	Dauer der Fahrt M.	Preise der Plätze. Separatw. für 4 Personen fl.	1 Pers. im Stellw. I Class fl.	I Class kr.	II Class fl.	II Class kr.	III Class fl.	III Class kr.
v. Budweis nach Holkau	$2\frac{1}{2}$	2	15	—	—	30	—	20	—	—
" Anzern	$5\frac{3}{8}$	4	45	—	1	—	—	40	—	—
" Kerschbaum	$8\frac{3}{8}$	7	15	—	1	30	1	—	—	—
" Lest	$11\frac{3}{8}$	9	45	—	2	—	1	30	—	—
" Oberndorf	$14\frac{1}{8}$	11	45	—	2	30	1	40	—	—
" Urfar (Linz)	$16\frac{7}{8}$	13	30	—	3	—	2	—	—	—
von Lest nach Oberndorf	$2\frac{3}{4}$	2	—	—	—	—	—	—	—	12
" Linz	$5\frac{1}{2}$	4	—	—	—	—	—	—	—	24
von Linz nach Oberndorf	$2\frac{3}{4}$	2	—	—	—	—	—	—	—	12
" Weitersdorf	$3\frac{1}{4}$	2	35	—	—	—	—	—	—	15
von Linz nach Neubau	$2\frac{1}{40}$	1	15	2	—	15	—	10	—	—
" Wels	$3\frac{7}{8}$	2	30	4	—	30	—	20	—	—
" Lambach	$5\frac{7}{8}$	3	45	6	—	45	—	30	—	—
" Gmunden	$9\frac{1}{8}$	5	30	8	1	20	—	50	—	—

Kinder unter 10 Jahren zahlen die halbe Gebühr. Ein Separatwagen ist für 4 Personen bestimmt; jede weitere Person zahlt 1 Cl. Die Reisenden haben sich mit polizeilichen Passirscheinen zu versehen. Jeder Reisende hat auf der Gmundner Bahn I Classe 20 Pfund, II Classe 10 Pfund Gepäck frei; und auf der Budweiser Bahn I und II Classe 20 Pfund, und III Classe 10 Pfund. Das Uebergewicht wird pro 10 Pfund auf der ersten Bahn mit 15 kr. und auf der zweiten mit 10 kr. bezahlt.

Tarif für den Transport von Waaren und Producten.

Frachttaxe in Kreuzern pro 5poco Ctr. von und nach	Budweis: Getreide, Mehl	Budweis: Eim. Wein	Budweis: Waaren	Linz oder Zizlau: Getreide, Mehl	Linz oder Zizlau: Eim. Wein	Linz oder Zizlau: Waaren	Wels: Getreide, Mehl	Wels: Eim. Wein	Wels: Waaren	Lambach: Getreide, Mehl	Lambach: Eim. Wein	Lambach: Waaren	Gmunden: Getreide, Mehl	Gmunden: Eim. Wein	Gmunden: Waaren
Budweis	—	—	—	12	—	16	17	—	22	19	—	25	20	—	29
Linz	24	32	30	—	—	—	5	8	6	7	10	9	8	15	13
Zizlau	27	36	33	—	—	—	5	8	6	7	10	9	8	15	13
Wels	30	—	37	6	—	7	—	—	—	3	—	4	6	—	9
Lambach	32	—	39	8	—	9	3	—	4	—	—	—	4	—	6
Gmunden	—	—	44	—	—	14	—	—	8	—	—	6	—	—	—

Die Frequenz im Jahr 1842 bestand in: 165,429 Personen, 1,272,111 Ctr. Frachtgüter, mehrere hundert Ladungen Fische, über 10,000 Klafter Scheitholz. Die Gesammteinnahme betrug 168,862 fl. C.M. (Wahrscheinlich nach Abzug der Betriebskosten; vide Uebersicht der Einnahmen.)

21. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn.

Eine Gesellschaft Actionaire erhielt am 19ten März 1836 ein 50jähriges ausschließliches Privilegium für den Bau und Betrieb einer Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia mit Nebenbahnen.

Nach Ablauf dieses Termins ist die Verlängerung zugesichert; jedenfalls gehört die Bahn sammt Fundus instructus der Gesellschaft; nur der Stockerauer Flügel von 3 Meilen Länge fällt nach 50 Jahren mit Ausnahme des Fundus instructus dem Staate anheim, wenn er sich inzwischen verzinset — Die Bahn beginnt in W.en und endet in Leipnik, 27 Meilen entfernt; in Florisdorf ästet sich die Flügelbahn nach Stockerau von 3 Meilen Länge, in Lundenburg die nach Brünn von 9 Meilen und in Prerau die Flügelbahn nach Olmütz von 3 Meilen Länge. Diese Bahnen von 42 Meilen Länge bilden ein und dasselbe Unternehmen. Die Nordbahn durchzieht nur K. österreichisches Gebiet. Dieselbe ist bis Bochnia privilegirt; da aber die Geldmittel nicht ausreichten, so ist Leipnik vor-

erst als Endpunkt zu betrachten. Die Bahn steht bis jetzt noch isolirt, es ist jedoch die Aussicht gestellt, daß von Olmütz und Brünn nach Prag und Dresden, von Ostrau nach Breslau und Oewiczin nach Warschau, von Stockerau nach Baiern und von Gänserndorf nach Pressburg und Pest Eisenbahnen in Verbindung treten werden. — Die Bahn hat mit Ausnahme der 4 Meilen langen Strecke von Wien bis Gänserndorf nur ein Geleise; jedoch auf allen Stationsplätzen Ausweichungen. Das Geleis besteht aus Kantenschienen, welche in Chairs ruhen, die auf Querschwellen befestigt sind; und wird nirgends unterbrochen. Die Spurweite beträgt 4′ 6″ 6‴ Wiener Maaß, und das Gewicht per lauf. Fuß Schiene 12 ℔.

Die Anlage der ganzen Bahn hat bis Ende 1842 folgende Kosten verursacht:

	Hauptbahnen	Stockerau Fl.
Vorauslagen	12,653 fl.	— fl.
Erhebungen und Projectverfassungen	105,085 "	9945 "
Erwerbung des Bodens	1,146 181 "	82,927 "
Erdarbeiten	3,459,788 "	253,077 "
Donaubrückenbau	114 671 "	— "
Bahnoberbau	5,660,294 "	387,826 "
Gebäude und div. Baukosten	1,025 699 "	143 000 "
Mobiliare, Requisiten 2c.	123,294 "	5,941 "
Fundus instructus 2c.	289,691 "	— "
Dampfwagen	765 000 "	82,500 "
Transportwagen	611,087 "	67,500 "
Gesellschaftswagen 2c.	6,639 "	—
Bahnbetriebs-Vorauslagen	69 604 "	1,833 "
Administrativauslagen während d. Baues	179,871 "	10,460 "
Actien-Kap. Verzinsung	1,283,876 "	66,863 "
Inventarstand	638,248 "	—
Diverse Buchsaldie	76,970 "	—
Cautionsleistungen	97,012 "	—
Summa	15 665,663 fl.	1 111,922 fl.

Die vollständige Bauliquidation ist noch nicht erfolgt, sondern der künftigen Jahresrechnung vorbehalten.

Die Betriebsmittel bestehen in Folgendem: 42 Locomotiven nebst 33 Tender zu 847,500 fl. 121 Personenwagen zu 3165 Plätzen. Diese bestehen in 1 Hofwagen, 1 Salonwagen, 14 I. Cl., 55 II. Cl., 44 III Cl, 4 I. und II. Cl, 2 II und III Cl. Ferner 410 Lastwägen zu 24,600 Ctr., 19 Equipagewägen, 3 Pferdewägen zu 9 Pf, 10 Brancardwägen für 500 Ctr., 9 Victualienwägen zu 450 Ctr. Diese 572 Wagen kosteten 678,587 fl. C.Mz. — Der Rechnungsabschluß vom Jahr 1842 weißt im Ganzen für den Bau der Bahn, den Betriebsmitteln, Inventarien- und Materialvorräthen sammt Verzinsung der Actien die Ausgabe-Summe von 16 Millionen 777,585 fl. C.Mz. nach. — Dieß Kapital wurde beigebracht durch: 14,000 Stück Actien à 1000 fl., einer Anleihe von 1.400,000 fl. zu 5% Zinsen und Amortisation in 50 Jahren, nebst schwebender Schuld von 1,000.000 fl. C. Mz. Der Stand der Actien war Anfangs Juli 104 %. — Die Förderung geschieht nur durch Dampfkraft mit einer Geschwindigkeit von circ

4 Meilen per Stunde. Die Feuerung geschieht durch Coaks und betrug im Mittel 256 ℔ pro Meile. Auf der Hauptbahn werden im Sommer zwischen Wien und Leipnik 4 Fahrten, zwischen Wien und Lundenburg 4, auf der Stockerauer Flügelbahn 14, auf der Brünner 6 und auf der Olmützer 4 Fahrten gemacht. Im Zeitraum vom 1. Novbr. 1841 bis 31. Decbr. 1842 wurden 6808 Fahrten gemacht und 91,924 Meilen zurückgelegt. — Die Briefe werden für Rechnung der Post befördert, und Postwagensendungen nach dem Tarif für Parthien.

Tarif für den Personentransport, Distanzen u Fahrzeit incl. Aufenthalt.

Stationen der Hauptbahn.	Distanz in Meilen	Dauer der Fahrt. St.	M.	Preise der Plätze I. Kl fl.	kr	II. Kl fl.	kr.	III. Kl. fl.	kr.	IV. Kl fl.	kr.
Wien bis Florisdorf	1		9	—	24	—	15	—	10	—	6
" " Süßenbrun	2		20	—	—	—	32	—	20	—	12
" " Wagram	2½		37	1	—	—	38	—	25	—	15
" " Ganserndorf	4	1	4	1	36	1	—	—	40	—	24
" " Angern	5	1	29	2	—	1	15	—	50	—	30
" " Dürnkrut	7	1	51	2	48	1	45	1	10	—	42
" " Drösing	8	2	6	—	—	2	5	1	20	—	48
" " Hohenau	9	2	27	3	30	2	15	1	30	—	54
" " Lundenburg	11	3	6	4	24	2	45	1	50	1	6
" " Neudorf	12¾	3	55	5	—	3	8	2	5	1	15
" " Göding	14	4	16	5	36	3	30	2	20	1	24
" " Bisenz-Pisek	17	4	59	6	48	4	15	2	50	1	42
" " Hradisch	19	5	26	7	36	4	45	3	10	1	54
" " Napajeld	21	5	53	8	24	5	15	3	30	2	6
" " Hullein	23	6	32	9	12	5	45	3	50	2	18
" " Prerau	25	7	4	10	—	6	15	4	10	2	30
" " Leipnik	27	7	45	10	48	6	45	4	30	2	42
Stockerauer Flügelbahn.											
Wien bis Florisdorf	1	—	9	—	24	—	15	—	10	—	6
" " Jedlersee	1¼	—	15	—	30	—	18	—	12	—	8
" " Enzersdorf	1½	—	27	—	36	—	24	—	15	—	10
" " Kronenburg	2	—	37	—	48	—	30	—	20	—	12
" " Stockerau	3	—	59	1	12	—	45	—	30	—	18
Brünner Flügelbahn.											
Lundenburg bis Saitz	2	—	38	—	48	—	30	—	20	—	12
" " Branowitz	5	1	10	2	—	1	15	—	50	—	30
" " Raigern	7	1	43	2	48	1	45	1	10	—	42
" " Brünn	9	2	16	3	36	2	15	1	30	—	54
Olmützer Flügelbahn.											
Prerau bis Brodeck	1½	—	24	—	36	—	23	—	15	—	9
" " Olmütz	3	1	6	1	12	—	45	—	30	—	18

Der Raum gestattet nicht diesen Tarif in seiner ganzen Ausdehnung wie er existirt hier aufzustellen, indeß kann der Reisende denselben von und nach jeder Station sehr leicht berechnen wie folgt:

3. B. Von Wagram bis Raigern.

Stationen der Hauptbahn.	Distanz in Meilen	Dauer der Fahrt. St	M	Preise der Plätze. I Kl. fl	kr	II Kl. fl.	kr.	III Kl. fl	kr.	IV. Kl. fl.	kr
Lundenburg	11	3	6	4	24	2	45	1	50	1	6
Wagram	$2^1/_2$	—	37	1		—	38	—	25	—	15
Wagram bis Lundenburg	$8^1/_2$	2	39	3	24	2	7	1	25	—	51
Lundenburg bis Raigern	7	1	43	2	48	1	45	1	10	—	42
Wagram bis Raigern	$15^1/_2$	4	22	6	12	3	52	2	35	1	33

Für die Fahrten von Brünn nach Olmütz, Leipnik oder Perau sind die Preise für Reisende mit polizeiliche Ausweise ermäßigt zu 6 fl. I Kl., 4 fl. II Kl., 2 fl. III Kl. und zwischen Olmütz und Leipnik I Kl. 1 fl. 30 kr., II Kl. 1 fl., III Kl. 36 kr. Reisende welche mit dem Frachttrain fahren, zahlen in den drei ersten Klassen um eine Klasse niedriger. Kinder bis zu zwei Jahren sind frei und die von 2—10 Jahren zahlen die Hälfte der Taxe. — Jeder Reisende hat 40 ℔ Gepäck frei. Für Uebergewicht wird pro Meile bezahlt: 1—20 ℔ 1 kr., 21—40 ℔ 2 kr., 41—60 ℔ 3 kr., 61—80 ℔ 4 kr., 81—100 ℔ 5 kr. 2c. 2c. Für Eilgut, welches mit den Personenzügen befördert wird, findet dieselbe Taxe wie beim Uebergewicht statt. Equipagen werden nach 4 Klassen befördert und die Gebühr pro Meile ist I Kl. 1 fl., II Kl. 1 fl. 15 kr., III Kl. 1 fl. 30 kr., IV Kl. 2 fl. — Für den Pferdetransport wird pro Meile bezahlt: 1 zu 1 fl., 2 zu 1 fl. 15 kr., 3 zu 1 fl 30 kr. Beim Transport der Hunde ist die mindeste Taxe 10 kr. sonst 3 kr. per Meile. — Frachtgüter werden nach 2 Klassen befördert; zur ersten gehören rohe Stoffe, als Baumaterialien, Farbhölzer, Brennholz, Gemüse, Früchte, Getraide, Brod, Butter, Wein, Bier, Branntwein, Salz und Produkte verschiedener Art; die Taxe ist pro Wiener Sporco-Centner in der kleinsten Entfernung 3 kr. auf der ganzen Bahn 36 kr. sonst $1^3/_4$ kr. per Meile. — II Klasse; werthvollere Gegenstände, verarbeitete Stoffe in Emballagen per Ctr. und Meile $1^1/_2$ kr. also 4—42 auf der ganzen Bahn. Voluminöse Gegenstände zahlen den doppelten Preis der ersten Klasse und zerbrechlich und gefährliche Gegenstände, als; Schießpulver, Terpentin 2c. den doppelten Preis der II Kl. — Viehtransport findet nach dem Gewicht zum Preise der ersten Frachtklasse statt und wird gerechnet: 1 Pferd zu 12 Ctr., 1 Ochs 15 Ctr., 1 Kuh 6 Ctr., Kälber zu 3 und 1 Ctr., 1 gemästetes Schwein 2 Ctr., ein ungemäst. Schwein 1 Ctr., ein Hammel 1 Ctr. 2c., Equipagen und Güterwagen zahlen II Kl. — Auf einen Transportwagen dürfen nur 60 Ctr. geladen werden. Die Frequenz war in 1ster Periode vom 1. Novbr. 1841 bis 30 April 1842 = 231,057 Passagiere und 676,490 Ctr. Frachtgüter. Die Brutto-Einnahme hierfür betrug 506,581 fl. und die Ausgaben 442,175 fl., mithin blieb 64,406 fl. Ueberschuß. In der 2ten Periode vom 1. Mai bis 31. Dec. 1842 = 475,799 Passagiere und 1,028,000 Ctr. Frachtgüter zu 937,166 fl. Brutto-Einahme. Die Gesammtauslagen betrugen 511,516, mithin war Ueberschuß 425 650 fl. — Der erste Ueberschuß wurde dem Interessen-Conto gut geschrieben. Vom zweiten Saldo kommen in Abzug die Zinsen vom 8. M. für das Anlehn mit 37,064; $^1/_2$ Procent Tilgungsquote mit 2,933 fl. und für das Presburger Doppelgeleis 776 fl., wonach ein Netto-Ueberschuß von 384.817 fl bleibt. Hiervon wurden verausgabt 20 fl pr. Actie = 282,000 fl.; Zinsen für die schwebende Schuld 18,534 fl., daher zur weiteren Vertheilung noch ein Rest von 84,282 fl disponibel bleibt, somit für 8 Monate 25 fl. $58^1/_2$ kr. pr. Actie entfallen.

22. Wien-Gloggnitzer Eisenbahn.

Diese Bahn bildet den Anfang der Wien-Triester Bahn, und ist bisher Wien-Raaber Bahn genannt worden. Sie beginnt zu Wien nächst der Belvedere-Linie, berührt die Orte Meidling, Liesina, Brunn, Mödling, Gumpolskirchen, Baden, Wr. Neustadt, Neunkirchen und endet zur Zeit in Gloganitz. Sie ist 10 Meilen lang; davon haben $6^3/_8$ Meilen bis Wr Neustadt Doppelgeleis. Die Baukosten waren zu 6,625,000 fl. C.M veranschlagt. Die Strecke von Wien bis Meidling ist im März 1841 und bis Neunkirchen am 24. Oct. 1841 eröffnet. — Täglich werden 4 Personen- und 4 Frachtentrains zwischen Wien und Gloganitz befördert; ferner zwischen Wien und Neustadt 2 Personentrains und zwischen Baden und Wien 2 Personentrains. Außerdem finden an Sonn- und Feiertagen noch 6 Extrafahrten zwischen Wien und Baden statt. Mit den Lastentrain werden auch Personen in II. u. III. Classe befördert. —

Tarif für den Personen-Transport.

Distanzen.	Dauer der Fahrt. St.	M.	Preise der Plätze. Salonwagen fl.	kr.	I. Cl. fl.	kr.	II. Cl. fl.	kr.	III. Cl. fl.	kr.	Stehwagen. kr
Wien nach Mödling	—	30	—	45	—	36	—	27	—	18	—
" " Baden	1	—	1	15	1	—	—	45	—	30	—
" " Wr. Neustadt	2	—	—	—	1	50	1	24	—	55	30
" " Gloggnitz	—	45	—	—	3	—	2	15	1	30	—
Mödling " Baden	—	30	—	—	—	28	—	20	—	15	—
" " Wr. Neustadt	1	30	—	—	1	18	1	—	—	40	—
" " Gloganitz	2	15	—	—	2	24	1	50	1	12	—
Baden " Wr. Neustadt	1	—	—	—	—	54	—	42	—	28	—
" " Gloganitz	1	45	—	—	2	—	1	30	1	—	—
W. Neust " Gloganitz	—	45	—	—	1	10	—	54	—	36	—

Kinder bis zu 2 Jahren dürfen frei, und von 2 bis 10 Jahren

gegen Entrichtung der halben Taxe mitgenommen werden. — Der Reisende hat 25 Pfund Gepäck frei, muß es jedoch selbst bewachen und unter den Sitz legen. Für Equipagen wird bezahlt: I. Cl. ganz leichte unbepackte Wagen, 1 fl. pr. Meile. II. Cl. zweisitzige bepackte Kaleschen, 1 fl. 15 kr. pr. Meile. III. Cl. viersitzige bepackte Kaleschen und Courirwagen, 1 fl. 30 kr. pr Meile. IV Cl. schwere viersitzige bepackte Reisewagen, 2 fl. pr. Meile. Für das Abholen der Wagen in Wien zum Bahnhof à Pferd 40 kr. Die zu den Equipagen gehörigen Personen haben Billets III. Cl. zu lösen, und dürfen die Herrschaft in Wagen I. Cl., die Diener in II. Cl. Platz nehmen. — Für den Pferdetransport wird bezahlt: für 1 oder 2 Pferde per Meile 1 fl.; für 3 oder 4 Pferde per Meile 2 fl. — Hunde werden in eigene Behälter mitgenommen; die niedrigste Fahrtaxe beträgt 10 kr., und für weitere Distanzen 3 kr per Meile. — Die Frequenz von 1842 bestand in: 1,151,393 Personen, und 716,417 fl. C.M. Totaleinnahme.*

Bemerkungen zu nachstehender Uebersicht.

Zu 1. Diese Summe ist annähernd bestimmt, da der Rechnungsabschluß noch aussteht, und wird bis zum vollständigen Ausbau der Station Carlsruhe hinreichen. (Die Bahn hat ein Geleis.)

Zu 2. Nach der von der Regierung bewilligten Bausumme von 40 Millionen Franc. für zwei Geleise. Die Actien haben 350 Frc. Nennwerth.

Zu 3. Nach dem letzten Geschäftsbericht; für ein Geleis.

Zu 4. Nach zuverlässigen Mittheilungen; für zwei Geleise.

Zu 5. Ebenso; für ein Geleis.

Zu 6 u. 7. Nach den letzten Geschäftsberichten; für ein Geleis.

Zu 8 und 9. Ebenso; für zwei Geleise. (Curs der Actien incl. Dividende.)

Zu 10. Nach Zeitungsberichten; für ein Geleis.

Zu 11. Nach zuverlässigen Mittheilungen; für ein Geleis.

Zu 12. Nach Zeitungsberichten; für ein Geleis.

Zu 13. Nach dem letzten Geschäftsbericht; für ein Geleis.

Zu 14. Nach Zeitungsberichten; für ein Geleis.

Zu 15 u. 16. Nach zuverlässigen Mittheilungen; für ein Geleis.

Zu 17 u. 18. Nach Zeitungsberichten; für ein Geleis.

Zu 19 u. 20. Nach zuverlässigen Mittheilungen; Pferdebahnen mit ein Geleis.

Zu 21. Nach dem neuesten Geschäftsbericht und zuverlässigen Mittheilungen; für ein Geleis

Zu 22 Nach Zeitungsberichten; für ein Geleis.

In Deutschland sind bis Juli 1843 an Eisenbahnen 405 Wegstunden (oder 16,2 Grade des 360stheil Meridians) erbaut worden,

* Wir haben in Betreff dieser Bahn nur sehr dürftige Mittheilungen erhalten; wir hoffen aber in den Stand gesetzt zu werden, im nächsten Jahrgange das Fehlende hinsichtlich des Baues und Betriebes und der Finanzverhältnisse nachbringen zu können.

welche annähernd die Summe von 113 Millionen Gulden rheinisch gekostet haben. — Eine Durchschnittssumme für die Stunde läßt sich nicht wohl annehmen, da sowohl die Terrain-Verhältnisse, so wie auch das Bausystem bei den einzelnen Bahnen, sehr von einander abweichen.

Uebersicht

von den in Deutschland, Böhmen und im Elsaß bis zum Juli 1843 vollendeten Eisenbahnen.

Ordnungszahl.	Bahnen.	Ganze Länge in Stunden 25=1 Grad.	Anlagekosten incl. Betriebsmittel für die ganze Bahn fl. rhein.	Anlagekosten incl. Betriebsmittel für die Stunde fl. rhein	Cours der Stamm-Actien im Juli 1843. Proc
1	Mannh.-Heidelbrg-Carlsruhe	16,42	4,000 000	243,605	—
2	Straßburg-Basel-Thann	35,00	18,666,667	533,333	57
3	Mainz-Frankfurt-Wiesbaden	10,00	3,300.000	330.000	140
4	Cöln-Aachen . .	19,21	16,187,500	842 660	78
5	Düsseldorf-Elberfeld .	5,97	4,116,155	689,473	82½
6	Nürnberg-Fürth . .	1,36	212.000	155,882	320
7	München-Augsburg .	13,55	4,186 211	308 946	95
8	Leipzig-Dresden . .	25,83	10,297,120	398,650	120¾
9	Leipzig-Magdeburg .	26 25	7,916,380	301.576	170
10	Leipzig-Altenburg .	8,67	3.000 000	346,021	100
11	Magdeburg-Halberstadt	13 14	2,975.000	226,406	120½
12	Braunschweig-Harzburg	9,58	1,750,000	182,672	—
13	Hamburg-Bergedorf .	3,71	1,250,000	336,442	99½
14	Berlin-Anhalt . .	33 90	7 350 000	216,817	144
15	Berlin-Potsdam . .	5,93	2,450,000	413,120	140¼
16	Berlin-Frankfurt a./O.	18,28	4,647.183	254,278	127¾
17	Berlin-Stettin . .	30 51	5,300,000	173,713	120
18	Breslau-Oppeln . .	18,22	2,600,000	142.700	116
19	Prag-Pilsen (Labna) .	12,80	440 400	34,406	—
20	Budweis-Linz-Gmunden	43 32	2,852,800	65.854	62½
21	Kaiser-Ferdinands-Nordbahn	71,70	20,133,100	280,796	103
22	Wien-Gloggnitz (früh. Raab)	16,67	8,000,000	479,904	97

Uebersicht
der Personenfrequenz und der Total-Einnahmen auf den deutschen und elsäßischen Eisenbahnen im Jahre 1842.

O.3	Bahnen.	Betriebs-Zeit	Personen	Totale Einnahme
1	Mannheim-Heidelberg	volles Jahr	307,692	97,314 fl.
2	Straßburg-Basel	15/8 41 — 15/8 42	1,097,203	2,095,826 Frs.
3	Mainz-Frankfurt-Wiesbaden	volles Jahr	809,012	453,555 fl.
4	Köln-Aachen	ditto	317,766	266,094 Thl.
5	Düsseldorf-Elberfeld	ditto	384,946	129,646 "
6	Nürnberg-Fürth	ditto	450,638	53,637 fl.
7	München-Augsburg	ditto	213,647	268,658 fl.
8	Leipzig-Dresden	ditto	382,284	554,081 Thl
9	Leipzig-Halle-Köthen-Magdeburg	ditto	544,621	531,585 Thl.
10	Leipzig-Altenburg	10/6 42 — 13/12	43,622	26,333 Thl.
11	Braunschweig-Harzburg	volles Jahr	289,454	74,466 Thl.
12	Hamburg-Bergedorf	17/5 42 — 31/12	153,648	89,751 M.C.
13	Berlin-Anhalt (Köthen)	volles Jahr	318,659	530,522 Thl
14	Berlin-Potsdam	" 23/10 42 — 31/12	500,906	163,615 Thl.
15	Berlin-Frankfurt a/O.	30/7 42 — 31/12	35,274	49,233 Thl.
16	Berlin-Stettin	22/6 42 — 31/12	70,880	43,720 Thl.
17	Breslau-Oppeln	April — Dec.	139,128	57,340 Thl
18	Budweis-Linz	volles Jahr	14,274	239,927 fl C.
19	Linz-Gmunden	ditto	121,155	20,551 fl.C
20	Wien-Brünn-Olmütz-Leipnik	ditto	297,505	1,106,175 fl C.
21	Wien-Stockerau	ditto	321,490	148,946 fl.C.
22	Wien-Gloggnitz (früh. Raab)	ditto	1,151,393	716,417 fl.C.

Bemerkungen.

Bei mehreren Eisenbahn-Verwaltungen fängt das Rechnungsjahr mit dem Tag der Bahneröffnung an; diese Zusammenstellung ist aber mit Ausnahme von O.3 2 vom 1. Januar bis 31. Dezember 1842 aufgestellt worden. Wo also diese Zahlen mit denen in vorstehenden Eisenbahn-Abhandlungen nicht übereinstimmen, liegt die Ursache in den verschiedenen Betriebsperioden.

Zu 3. Die 4088 Postreisenden sind hierunter nicht begriffen; eben so auch der Ertrag davon und für Postgut, welcher sich zu 9,248 fl. beläuft.

Zu 5. Außerdem noch 877 Mann Militär.

Zu 8. Ferner für Post- und Salzfracht 34,045 Thlr., Magdeburger Antheil 60,201 Thlr., und Kohlenfracht 4,077 Thlr.

Zu 9 Hierzu 3,235 Thlr. für Güter- und Gepäckverkehr.

Zu 10. Die Bahn wurde am 19. Septbr. 1842 eröffnet.

Zu 11. Die Magdeburg-Halberstädter Bahn ist am 15. Juli eröffnet worden.

Zu 12. Die Eröffnung fand am 31. Octbr. 1842 statt.

Zu 13. Wurde am 17. Mai 1842 eröffnet.

Zu 14. Die Bahn ist vom 10. Septbr. 1841 an in ihrer ganzen Ausdehnung in Betrieb.

Zu 16. Ist am 23. Octbr. 1842 eröffnet.

Zu 17. Die Bahn ist am 30. Juli 1842 bis Neustadt-Eberswalde und shäter bis Angermünde eröffnet.

Zu 18. Am 22. Mai 1842 bis Brieg eröffnet worden.

Zu 19. Die Prag Pilsener Bahn ist hier außer Rechnung gelassen, weil auf derselben kein Personentransport statt findet.

Zu 22. Wurde bisher Wien-Raaber Bahn genannt.

Als Resultat der Bewegung auf den deutschen Eisenbahnen (excl. Straßburg-Basel) ergibt sich an Personen die Zahl 6,867,994 und eine Total-Einnahme von 8,074,028 fl. Rhn. — Eine Uebersicht über den Frachtverkehr läßt sich nicht vollständig geben, weil bei vielen Bahnen eine Ausscheidung in dieser Hinsicht nicht bekannt geworden.

Verhältniß des Geldes, nach welchem vorstehende Summen gerechnet wurden:

24½ fl. rheinisch = 1 Mark fein Silber.
1 fl. Conv.-Münze = 1 fl. 12 kr. rhn.
1 Preuß. Thaler = 1 fl. 45 kr. rhn.
1 Hamburger Mark Courant = 40 kr. rhn.
1 " " Banko = 50 kr. rhn.

Verzeichniß

der Eisenbahnen mit ihren Stationen.

Aachen, Ordn.-Zahl 4.
Achern 1.
Altenburg 10.
Althegenberg 7.
Angermünde 17.
Anaern 20. 21.
Anhalt 14.
Appenweyer 1.
Augsburg 7.

Badische Eisenbahn 1.
Baden bei Wien 22.
Bamberg 10.
Basel 1. 2.
Benfelden 2.
Bergedorf 13.
Berlin-Anhalt 14.
Berlin-Frankfurt 16.
Berlin-Stettin 17.
Berlin-Potsdam 15.
Berun 18.
Biebrich 3.
Biesenz-Pisek 21.
Blumberg 11.
Bollwiller 2.
Branowitz 21.
Braunschweig-Harzburg 12.
Braunschweig-Magdeburg 12a.
Breslau-Oppeln 18.
Brieg 18.
Briesen 16.
Brodek 21.
Bruchsal 1.
Brünn 21.
Bühl 1.
Budweis-Linz 20.
Buir 4.

Carlsruhe 1.
Castel 3.
Cernay 2.
Cöln-Aachen 4.
Cöpnik 16.

Cöthen 9. 14.
Colmar 2.
Coswig 14.

Dessau 14.
Dinglingen 1.
Dresden 8.
Drösing 21.
Düren 4.
Dürnkrut 21.
Düsseldorf-Elberfeld 5.
Durlach 1.
Eberswalde 17.
Elberfeld 5.
Elsäßische Eisenbahn 2.
Emmendingen 1.
Enzersdorf 21.
Erkner 16.
Erkrath 5.
Erstein 2.
Eschweiler 4.
Ettlingen 1.
Ettenheim 1.

Ferdinands-Nordbahn 21.
Flörsheim 3.
Florisdorf 21.
Frankfurt am Main 3.
Frankfurt-Mainz 3.
Frankfurt an der Oder 16.
Freiburg 1.
Friedrichsfeld 1.
Fürstenwalde 16.
Fürth 6.

Gänserndorf 21.
Gerresheim 5.
Gloagnitz 22.
Gmunden 20.
Gnadau 9.
Göding 21.
Goslar 12.
Gröbers 9.
Großbeeren 14.

Haan 5.
Hadmersleben 11.
Halberstadt 11.
Halle 9.
Hamburg-Bergedorf 13.
Harzburg 12.
Hattersheim 3.
Heidelberg 1.
Herbosthal 4.
Höchst 3.
Hochdahl 5.
Hochheim 3.
Hof 10.
Hohenau 21.
Holkau 20.
Horren 4.
Hradisch 21.
Hullein 21.

Jedlersee 21.
Jüterbogk 14.

Kaiser-Ferdinands-Nordbahn 21.
Karlsruhe 1.
Kehl 1.
Kenzingen 1.
Kerschbaum 20.
Köln-Aachen 4.
Königsdorf 4.
Königshofen 2.
Kork 1.
Krimmitzschau 10.
Kronenburg 21.
Krotzingen 1.

Lahna 19.
Lahr 1
Langenbrücken 1.
Langenweddingen 11.
Langerwehe 4.
Lambach 20.
Lest 20.
Leipnick 21.
Leipzig-Altenburg 10.
Leipzig-Dresden 8.
Leipzig-Magdeburg 9.
Lichtenfels 10.
Linz-Gmunden 20.
Lochhausen 7.

Lörrach 1.
St. Louis 2.
Luckenwalde 14.
Ludwigsfelde 14.
Lundenburg 21.
Lutterbach 2.
Luppa-Dahlen 8.

Magdeburg-Halberstadt 11.
Magdeburg-Leipzig 9.
Mainz-Frankfurt 3.
Maisach 7.
Mannheim-Heidelberg 1.
Mering 7.
Mödling 22.
Mühlhausen-Thann 2.
München-Augsburg 7.
Müngersdorf 4.
Muggensturm 1.
Müllheim 1.
Mulhouse 2.

Nannhofen 7.
Napajeld 21.
Neubau 20.
Neu-Berun 18.
Neudorf 21.
Neustadt-Eberswalde 17.
Neustadt-Wr. 22.
Niederau 8.
Ninnhagen 11.
Nürnberg-Fürth 6.
Nürnberg 10.

Oberndorf 20.
Oberschlesische-Eisenbahn 18.
Offenburg 1.
Oblau 18.
Olching 7.
Olmütz 21.
Oos 1.
Oppeln 18.
Oschatz 8.
Oschersleben, Gr. 11.

Passing 7.
Pilsen 19.
Plauen 10.
Potsdam 15.

Prag-Pilsen 19.
Prerau 21.
Priestewitz 8.

Raab 22.
Raiaern 21.
Rappoltsweiler 2.
Rastadt 1.
Renchen 1.
Rheinische-Eisenbahn 4.
Ribeauville 2.
Riesa 8.
Roßlau 14.

Saale 9.
Sächsisch-Baiersche Eisenbahn 10.
Saitz 21.
Skeuditz 9.
Schlesische, Ober-, Eisenbahn 18.
Schlestadt 2.
Schlettstadt 2.
Schliengen 1.
Schönebeck 9.
Sennheim 2.
Sierentz 2.
Spickel 7.
Stettin 17.
Stierhof 7.
Stockerau 21.
Stolberg 4.
Straßburg-Basel 2.
Stumsdorf 9.
Süssenbrun 21.

Taunus-Eisenbahn 3.
Thann 2.
Trebbin 14.

Urfahr 20.

Veghibha 19.
Vienenburg 12.
Vohwinkel 5.

Wagram 21.
Wanzleben, Gr. 11.
Weingarten 1.
Weitersdorf 20.
Wels 20.
Werdau 10.
Wien-Bochnia 21.
Wien-Brünn 21.
Wien-Gloganitz 22.
Wien-Olmütz 21.
Wien-Raab 22
Wien-Stockerau 21.
Wiesbaden 3.
Wiesloch 1.
Wittenberg 14.
Wolfenbüttel 12.
Wurzen 8.

Zahna 14.
Zehlendorf 15.
Zizlau 20.
Zwickau 10.

Deutschlands Dampfboote im Jahr 1843.

Wir haben es nicht an den größten Bemühungen fehlen lassen, eine Uebersicht von den Dampfschifffahrts-Gesellschaften, so vollständig als irgend möglich zu geben; aber leider mußte dieselbe unvollständiger bleiben, als wir es wünschten. Vieler Orten haben wir vergebliche Bitten thun müssen, und die öffentlichen Nachrichten reichten durchaus nicht hin, die Lücken auszufüllen, welche durch Ungefälligkeit der nicht wenigen Verwaltungen veranlaßt worden sind. Gerade in nächster Nähe haben wir diese Nichtbeachtung in größerem Maaße erfahren müssen, während entferntere Gesellschaften, wir nennen darunter besonders die Oesterreichischen und mehre Schweizer, uns durch ausführliche Mittheilungen verpflichteten. — Die respectiven Gesellschaften werden zugestehen, daß derartige Mittheilnngen und öffentliche Bekanntmachung mehr zu ihrem Vortheil als zu dem unsrigen, jedenfalls aber von allgemeinem Interesse für's Publikum seyn dürfte. In dieser Voraussetzung glauben wir dießmal keine Fehlbitte zu thun, wenn wir Dieselben ersuchen, das Fehlende zu ergänzen, und uns jedes Frühjahr vom Stand der Gesellschaft, so wie von den etwaigen Tarif- und Fahrtenveränderungen, durch die nächstgelegene Buchhandlung oder Post, Nachricht zu geben. — Wir werden uns dagegen erlauben, die vollständige Uebersicht sogleich nach dem Druck den geehrten Dampfschifffahrts-Directionen zu übersenden.

Carlsruhe, im August 1843.

Das Artistische Institut.
F. Gutsch & Rupp.

Dampfschiffe.

Rhein.

Auf dem Rhein war die erste Gesellschaft, welche das neue Verkehrsmittel der Dampfboote in ausgedehnter Weise benutzte, die Kölner. Der Kölner Handelsstand erwarb von Holländern im Jahre 1825 ein Dampfboot, der Rhein, um mit demselben Versuchsreisen auf dem Mittel- und Oberrheine anzustellen. Eine Probefahrt am 15 September ergab die Ueberzeugung, daß es möglich sei, die Wasserstraße von Köln bis Straßburg vermittelst der Dampfschiffe zu befahren. Die erste Fahrt stromaufwärts dauerte vierundsiebenzig und eine halbe Stunde, die erste Fahrt stromabwärts siebenundzwanzig Stunden — Im Jahre 1827 trat die Kölner Gesellschaft dann zusammen, Dampfbootfahrten regelmäßig statt finden zu lassen; zu ihrem Präsidenten wurde Herr M. H Merkens gewählt. Am 1 Mai fand die erste Fahrt mit dem Dampfschiffe Concordia zwischen Köln und Mainz statt; vom 8. Juni an befuhr ein zweites Boot, der Friedrich Wilhelm, den Fluß. Beide Schiffe machten gleich im ersten Sommer zusammen siebenundneunzig Reisen zwischen Köln und Mainz, beförderten 18,624 Personen und 57,135 Centner Güter, und trugen sehr viel dazu bei, den Verkehr zwischen den Uferstaaten Preußen, Nassau, Hessen Baiern, Baden, später auch dem Elsaß zu fördern. Für die Sicherheit der Fahrt ist von den betreffenden Staaten, oft mit bedeutenden Opfern, viel geschehen; auf dem Mittelrheine bieten die Bank bei St Goar, das wilde Gefähr bei Bacharach, das Binger Loch bei Bingen mitunter noch Hemmnisse für die Fahrten, die Befahrung des Oberrheins wird oft durch den niedrigen Wasserstand erschwert und können dann nur ganz flach gehende Schiffe gebraucht werden. In Bezug auf Zölle stehen die Dampfboote den Segelschiffen durchaus gleich. Im Jahre 1842 besaß die Kölner Gesellschaft zweiundzwanzig Dampfboote. Die Hauptorte, wo ihre Schiffe anhalten, sind Düsseldorf, Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Mannheim, Speier, Knielingen (für Karlsruhe) Iffetsheim (für Baden-Baden), Straßburg. — Von Düsseldorf bis Straßburg, also auf die ganze Ausdehnung der Fahrt beträgt der Preis auf dem ersten Platze 28 Gulden 21 Kreuzer; auf dem zweiten Platze 18 Gulden 24 Kreuzer; auf dem dritten Platze 10 Gulden 51 Kreuzer. Auf die Stunden der Fahrt anzuschlagen, stellt sich das Verhältniß so heraus, daß der erste Platz etwa 17 kr., der zweite 11 kr., der dritte 6 kr. kostet. Bei Abnahme einer Personalkarte für Reisen stromaufwärts und stromabwärts von allen Abgangsorten an, werden die Preise um beinahe ein Drittel ermäßigt. Die Fahrten werden im Winter nur dann eingestellt, wenn sie durch Eis ganz unmöglich gemacht sind. Die Zahl der Reisenden, so wie die Güter, welche sie befördert, veröffentlicht die Kölner Gesellschaft nicht. Die Actien sind in sehr festen Händen, werden zu fünf Prozent verzinst und zahlen außerdem eine Dividende von fünf Prozent.

Die Kölner Gesellschaft hatte für ihr Unternehmen ein ausschließliches Privilegium auf zehn Jahre, nach Ablauf dieser Zeit 1837 bildete sich eine Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft, ihre Preise sind dieselben wie bei der Kölner Gesellschaft, auch ihre Hauptstationsorte sind bis Mainz dieselben wie bei jener. Sie fahren mit den acht Schiffen, welche sie besitzen, bis Amsterdam und Rotterdam und von jenen Städten aus bis Mainz. Außer ihr wird der Niederrhein von Amsterdam bis Köln auch durch die Boote der niederländischen Gesellschaft befahren. Befördert wurden im Jahre 1842 durch die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft in Allem stromaufwärts 121,440 Reisende, stromabwärts 107,237 Reisende, dann 882 Wagen, 517 Pferde, 401 Hunde und an Gütern 209 882 Centner. Die Gesammteinnahme betrug 282,509 Rthlr. Das Publikum verdankt der Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft die wesentlich ermäßigten Preise auf den Dampfbooten. Für viele Reisende ist es wohl von Interesse, daß die Verwaltung, wo eine besondere Sorge um die Sicherstellung der Effecten gewünscht wird, dieselbe für eine sehr mäßige Vergütung übernimmt. Die finanziellen Verhältnisse der Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft stehen bis jetzt sehr ungünstig, ihre Actien sind auf die Hälfte ihres ursprünglichen Werthes gesunken, und weder Zinsen noch Dividende konnten gezahlt werden.

Die Gesellschaft der Adler des Oberrheins schließt sich an die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft an, um den Rhein bis Basel zu befahren. Die Gesellschaft trat 1840 mit einem Kapital von 1 000,000 Franken, in 200 Actien getheilt, zusammen. Sie besitzt drei Schiffe, unter denen das eine der Adler Nro. 3 erst seit 1843 im Dienst. Die Ausdehnung, auf denen ihre Fahrten stattfinden, von Basel bis Mainz, beträgt, die Krümmungen des Flusses mit eingerechnet, 78 Meilen, und diese Strecke wird in einem Tage zurückgelegt. Befördert wurden 19,080 Personen, 172 Wagen und an Gütern 966,622 Kilogramme. Die Actien zahlten im Jahre 1841 fünf Prozent Zinsen, im Jahre 1842 wurden keine Zinsen vergütet, und nach öffentlichen Nachrichten ruht eine große Schuldenlast (215,000 Franken) auf der Gesellschaft. Im Jahre 1843 hat die Adlergesellschaft ihre Fahrten auf dem Oberrheine eingestellt, und um einigen Ertrag aus ihren Schiffen zu ziehen, dieselben an die Düsseldorfer Gesellschaft vermiethet.

Ueber eine Dampfschleppschifffahrt, welche zur Beförderung von Waaren auf dem Rheine in's Leben getreten ist, fehlen noch alle Nachrichten.

Bodensee.

Der Bodensee wird durch drei Gesellschaften befahren, deren Direktionen zu Konstanz (im Badischen), zu Friedrichshafen (im Würtembergischen), zu Lindau (im Baierschen), ihren Sitz haben.

Die Friedrichshafner Gesellschaft trat im Jahre 1823 zusammen, um ihre Stiftung erwarben sich besondere Verdienste, der Obersinanzrath Nördlinger und der verstorbene Baron Kotta von Kottendorf in Stuttgart. Ursprünglich waren 132 Actien zusammen mit der Summe von 66 000 fl. ausgegeben, im Jahre 1838, wo das Unternehmen durch Anschaffung eines zweiten Bootes bedeutend vergrößert wurde, wurden noch weitere 132 Actien ausgegeben, so daß das Grundcapital der Gesellschaft sich auf 132,000 fl. beläuft. Die Actien sind durchaus in festen Händen; 1842, wo außerordentliche Bauten nothwendig waren, betrug die Dividende $2^1/_2$ Procent. Die Gesellschaft besitzt zwei Schiffe, davon das eine mit zweiundzwanzig Pferdekraft, das andere mit fünfzig Pferdekraft und ein großes Schleppschiff. Die Boote berühren Rorschach, Fussach, Bregenz, Lindau, Konstanz, und stehen in Verbindung mit den Eilwagen-Cursen nach der Schweiz, nach Mailand, dann nach Ulm, Stuttgart, Frankfurt a. M. Die Fahrpreise sind so, daß der Reisende auf dem ersten Platze ungefähr 24 Kreuzer für die Meile, auf dem zweiten Platze 16 Kreuzer zahlt. Die Boote fahren das ganze Jahr hindurch, und beförderten im Jahre 1842: 12,500 Personen, diese Zahl würde indessen größer gewesen seyn, hätte nicht eines der Schiffe einer größeren Ausbesserung bedurft. An Gütern wurde in demselben Zeitraume befördert, 123,500 Centner Kaufmannsgüter, 7,700 See-Eimer (= 1 Centner) Wein, 36,500 Würtembergische Scheffel Getreide.

Die Gesellschaft zu Konstanz wurde 1833 gestiftet, und es wurden 630 Actien, die Actie zu 300 fl., ausgegeben. Die Fahrpreise sind wohl dieselben wie bei der Würtembergischen Gesellschaft, und wie diese, berührt sie alle Ortschaften am See. Ueber die Zahl ihrer Schiffe, die Zahl der Reisenden und Güter, welche sie beförderte, hat die Gesellschaft uns keine Mittheilungen gemacht.

Die Lindauer Gesellschaft hat uns Mittheilungen versprochen, uns aber vergeblich darauf warten lassen.

Schweiz.

So gern wir eine vollständige Uebersicht der Dampfschiffe auf den Schweizer-Seen gegeben hätten, so haben doch nur einige der Gesellschaften die Güte gehabt, uns das nöthige Material einzusenden.

Auf dem Lucerner See bildeten die Herren Friedrich Knörr und Sohn und Herr J. M. Ronca im Jahre 1835 eine Gesellschaft, es wurden 110 Actien, jede zu 1,000 Lire, ausgegeben. Die Fahrten gehen fünf Meilen Weges das ganze Jahr täglich Morgens fünf Uhr von Luzern nach Fluelen, Abends fünf von Fluelen nach Luzern. Im Sommer finden täglich doppelte Fahrten statt. Die Stationen, bemerkenswerth für Reisende, weil sie zu den schönsten Theilen der Schweiz führen, sind:

1) Station Weggis; kürzester und bequemster Weg für Fußgänger und Saumrosse auf den Rigi.

2) Station Beggenried, Straße über den Brünig nach dem Berner Oberlande.

3) Station Gerhau, Weg zu dem Kurort Rigi-Scheideck und von da auf den Rigi.

4) Station Brunnen, Straße über Schwyz nach Goldau und Einsiedeln.

5) Station Fluelen. Poststraße über den St. Gotthard. In diesen Fahrten werden die Kantone Luzern, Unterwalden, Schwyz und Uri berührt. Das Boot der Gesellschaft beförderte im Jahre 1842: 35,000 Personen und 1,550,000 Kilogramme Waaren, besonders schweizerische und italienische Landesprodukte, rohe Seide, schweizerische, rheinische und französische Manufakturwaaren. Die Actien der Gesellschaft sind durchaus in festen Händen, 1842 betrug die Dividende 8 Prozent. Für 1843 wurde neben dem Boote, die Stadt Luzern, noch ein neues Boot, der St. Gotthard angeschafft.

Den Genfer See befahren die Adlergesellschaft, errichtet 1823, die Leman-Gesellschaft seit 1825, und die Gesellschaft „die Schweiz" seit 1840. Die Fahrten umfassen die Hauptpunkte am See in einer Ausdehnung von achtzehn Meilen, und sie dauern vom 1. März bis 30 November. Die Preise der Plätze sind ein halber Schweizerfrank für den ersten Platz und halb soviel für den zweiten. 1842 befuhren an 80,000 Reisende den See auf Dampfbooten.

Der Thuner und der Brienzer See wird gleichfalls durch ein Dampfboot befahren, und erleichtert den Reisenden namentlich den Besuch des Berner Oberlandes. Eine Actiengesellschaft bildete sich zu diesem Zwecke durch den Eifer der Gebrüder Krechtenhöfer, Eigenthümer des Gasthofes Bellevue bei Thun, welche ein Kapital von 10,000 Franken in 36 Actien zusammenschoß; ihr Unternehmen war so gewinnreich, daß es 10 Prozent Dividende abwarf. Das Boot beförderte im Jahre 1842 35,000 Personen, und was bemerkt zu werden verdient, darunter 2000 arme Gebirgsbewohner unentgeldlich. Die ganze Länge des See's, fünf Stunden, wurden in 75 Minuten zurückgelegt, die Preise waren 3 Schweizer-Franken für den ersten und $1^1/_2$ Franken für den zweiten Platz. Die Fahrten fangen am 15. Mai an und werden am 15. October geschlossen. 1843 hat die Gesellschaft für Befahrung des Thuner See's auch Fahrten auf dem Brienzer See eingerichtet, die Strecke zwischen dem Thuner und dem Brienzer See wird von den Reisenden auf Wagen zurückgelegt, welche die Gesellschaft unterhält.

Main.

Die Dampfschifffahrt auf dem Main, datirt vom 16. Juni 1841, an diesem Tage trat ein vorläufiger Ausschuß zusammen, dessen Verhandlungen die Herren Franz Gaetschenberger und J. J. v. Hirsch als Präsident und Vicepräsident leiteten. Es wurde ein Kapital von 500,000 Gulden in 2000 Actien zusammengeschossen und im Jahre 1842 begannen die Fahrten, fünf Boote sind schon im Gange, zwei andere werden im Laufe dieses Sommers in Thätigkeit gesetzt werden. Die Fahrten gehen

1) von Bamberg aus und enden zu Schweinfurt;

2) zu Würzburg und enden bei Frankfurt a. M., werden aber unter günstigen Verhältnissen auch bis Mainz fortgesetzt;

3) von Bamberg soll bis Mainz gefahren werden, sobald der die Fahrt hindernde Mühlwehrbau bei Kitzingen beendet seyn wird.

Die Schiffe berühren die Staaten Bayern, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Frankfurt und Nassau, und die Städte Bamberg, Schweinfurt, Kitzingen, Würzburg, Lohr, Wertheim, Miltenberg, Aschaffenburg, Hanau, Offenbach, Frankfurt, Höchst, Mannheim, in allen diesen Städten unterhält die Gesellschaft Agenturen. Die Schiffe haben möglichst geringen Tiefgang, so daß die Fahrt auch bei niedrigem Wasserstande nicht unterbrochen zu werden braucht. Die Fahrpreise sind etwa auf die Meile 24 Kreuzer. Vom Januar bis März waren mit nur drei Booten, die damals im Gange waren, 6.000 Personen befördert. Auch der Transport von Waaren, namentlich von Eilgütern, wird sich, allem Anschein nach, als sehr bedeutend herausstellen.

Neckar.

Zur Befahrung des Neckars mit Dampfbooten bildete sich im Herbste 1829 eine Gesellschaft zu Heilbronn, mit einem Kapital von 100,000 Gulden in 500 Actien. Die Gesellschaft hat günstigen Fortgang, und vermittelt von der gewerbreichen Stadt Heilbronn aus den Verkehr zwischen Jaastfeld, Wimpfen, Eberbach, Heidelberg, Ladenburg, Mannheim, und steht zur schnellsten Beförderung sowohl ihrer Reisenden, als ihrer Güter rheinaufwärts mit der Kölner Gesellschaft in Verbindung. Die Preise von Heilbronn bis Mannheim sind 3 fl. 36 kr. für die erste Kajüte, und 2 fl 24 kr. für die zweite Kajüte stromabwärts, stromaufwärts aber 2 fl. 24 kr. und 1 fl 38 kr. Der Preis für Güter ist von Heilbronn bis Mannheim 32 kr für 100 Pfund Zollgewicht. Doch werden nur Güterstücke angenommen, die nicht über 300 Pfund wiegen.

Donau.

Zu Befahrung der Donau von Ulm aus hatte sich eine Gesellschaft gebildet, die aber leider auf widerwärtige Hemmnisse gestoßen ist, welche, uns gemachten Mittheilungen zufolge, von bayerischer Seite ausgegangen sind.

Von Regensburg bis Linz befahren die Boote einer Bairisch-Würtembergischen Gesellschaft die Donau; von Regensburg bis Linz kostet ein Platz in der ersten Kajüte 12, ein Platz in der zweiten Kajüte 8 Gulden; von Linz bis Regensburg sind die Preise 9 Gulden und 6 Gulden. Weitere Mittheilungen, als diese sehr dürftigen, haben wir über jene Gesellschaft nicht erhalten.

Die k. k. privilegirte Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft befährt den Strom von Linz bis Konstantinopel in einer Länge von 366 deutschen Meilen, und dehnt ihre Fahrlinien noch auf das schwarze Meer bis Smyrna, Salonich und Trapezunt aus. Die Gesellschaft wurde im Jahre 1830 gegründet. Die

Engländer Andrews und Prichard erlangten das Privilegium zur Befahrung der Donau mit Dampfschiffen, welches sie an eine Actiengesellschaft abtraten, um deren Begründung sich Baron J. B. Puthon besondere Verdienste erworben hat. Graf Stephan Szechéni, in dem sein Land einen unermüdlich thätigen Patrioten verehrt, trug sehr viel dazu bei, das Unternehmen in Ungarn in Flor zu bringen. Das ursprüngliche Kapital der Gesellschaft waren 100,000 fl. C.M., ihr gegenwärtiges beläuft sich auf vier Millionen. Die Actien standen al pari und die Dividende betrug 1842 fünf Prozent. — Die Gesellschaft besitzt zwanzig Flußschiffe von 50 bis 100 Pferdekraft, und für ihre Seefahrten von Konstantinopel aus in die Levante sieben Seeschiffe von 44 bis 160 Pferdekraft. Ihre Fahrten berühren Ober- und Nieder-Oesterreich, dann Ungarn, dann rechts Serbien, Bulgarien, links Wallachei und Moldau. Hauptstationen sind: Wien, Pesth, Semlin, Orsova, Ruszuk, Galaz, Konstantinopel, Smyrna, Salonich, Trapezunt. Hemmnisse der Fahrt sind die Klippen und seichten Stellen bei Orsova, welche in einer Strecke von 11 deutschen Meilen die Dampfschifffahrt unterbrechen. Diese Strecke wird auf gut gedeckten und gut ausgerüsteten Ruderbooten zurückgelegt. Die Fahrt von Wien nach Konstantinopel dauert 12 Tage. Die Fahrpreise sind von Linz nach Wien 9 Gulden C.M. (1 fl. = 1 fl. 12 kr. rhein) für den ersten und 6 fl. für den zweiten Platz. Von Wien nach Konstantinopel kostet der erste Platz 165 fl, der zweite Platz 115 fl und ein Platz auf dem Verdecke 71 fl. Stromaufwärts sind die Fahrtennoch niedriger gestellt, von Wien nach Linz 6 fl. 20 kr. und 4 fl. 10 kr. Von Konstantinopel nach Wien 100 fl., 70 fl. und 65 fl. Ein Pferd kostet von Wien bis Konstantinopel 100 fl. und eben so stromaufwärts, ein Hund 8 fl. Die Reisenden haben bis Wien 50 Pfund, von Wien aber bis Konstantinopel 200 Pfund frei. Der Centner Waaren von Wien bis Konstantinopel und umgekehrt zahlt 6 Gulden. Die Abgaben für Uferrechte, Brückenzölle u. s. w., welche die Gesellschaft zu zahlen hat, sind bedeutend. Die Fahrzeit auf der Donau ist nicht in jedem Jahre gleich, gewöhnlich gehen die Schiffe neun Monate des Jahres. Von Konstantinopel in die Levante gehen die Schiffe dagegen das ganze Jahr unausgesetzt. Im Jahre 1842 wurden im Ganzen auf den Fahrzeugen der Gesellschaft 211,401 Reisende und 591,408 Centner Waaren befördert, die stromabwärts namentlich aus Erzeugnissen Oesterreich, Böhmens, Mährens und aus Manufakturen und Einkäufen von der Leipziger Messe, stromaufwärts aus Produkten Ungarns, der Wallachei und der Türkei bestehen.

Elbe.

Ueber diese lebhafte Dampfschifffahrt auf der Elbe haben wir fast gar keine Mittheilungen erhalten können. Nur über eine im Jahre 1837 eingerichtete Dampfschifffahrt, zwischen Dresden und Teschen, erhielten wir durch die Freundlichkeit der Gesellschaft No-

tizen. Es hat dieselbe zwei von Eisenblech erbaute Boote, und erleichtert Fremden den Besuch der sächsischen und böhmischen Schweiz sehr. Im Jahre 1841 wurden 26,000 Personen befördert; im Jahr 1842 mußten die Fahrten wegen niedrigen Wasserstandes fast immer ausgesetzt bleiben. Das Passagiergeld für die Meile beträgt 5 Neugroschen. Das Kapital der Gesellschaft beträgt 150,000 Thaler auf 1,500 Actien, auf jede Actie waren 85 Thaler eingezahlt; die Dividende betrug im Jahre 1841 2 Thaler.

Dampfschifffahrt zwischen Magdeburg und Hamburg.

Täglich findet eine Fahrt von Magdeburg nach Hamburg (abwärts) statt. Die Stationen und Abfahrtsstunden sind, wie folgt: Magdeburg 6 Uhr Morgens, Rogätz $7^1/_4$, Tangermünde $9^1/_2$, Arneburg $10^1/_2$, Havelberg $11^1/_2$, Sandau $11^1/_2$, Werben $12^3/_4$ Uhr Mittags, Wittenberge 2 U. N., Schnackenburg $3^1/_2$, Lenzen 4, Dömitz 5, Hitzacker 7 U. Ab., Bleckede $8^1/_2$, Boitzenburg $9^1/_2$, Lauenburg $10^1/_2$, Ankunft in Hamburg zwischen 4 und 7 Uhr Morgens. Also circa 24 Stunden Fahrzeit. — Von Hamburg nach Magdeburg (aufwärts), wie folgt: Hamburg 6 Uhr Morg., Lauenburg $10^1/_2$, Boitzenburg $11^1/_2$, Bleckede $12^1/_4$ U. Mitt., Hitzacker 4 U. N., Dömitz $5^1/_2$, Lenzen $7^1/_2$ U. A., Schnackenburg 9, Wittenberge 5 U. Morg., Werben $7^1/_2$, Sandou 9, Havelberg 9, Arneburg $10^1/_2$, Tangermünde 12 U. Mitt., Rogätz 4 U., Ankunft in Magdeburg 7 Uhr Abends. Also 37 Stunden Fahrzeit. — Das Passagegeld beträgt für eine Reise auf- oder abwärts: In der I Cajüte 10 Thlr., II Caj. 7 Thlr. à Person. Bei Pränumeration auf Hin- und Herreise: In der I Cajüte $16^1/_2$ Thlr., II Caj. 12 Thlr. à Person. — Für eine Familie, bestehend aus Mann, Frau und Kind: I Caj. 15 Thlr., II Caj. $10^1/_2$ à Person für Hin- und Herreise. — Wagen und Pferde können zu verhältnißmäßig billigen Preisen nur von Magdeburg, Wittenberge, Boitzenburg und Hamburg befördert werden. — Am Montag fährt von Magdeburg bloß ein Schleppdampfschiff zu ermäßigten Preisen.

Berlin-Hamburger Schleppdampfschifffahrt.

Zwischen Berlin (Spree) und Potsdam (Havel) unterhält die Königliche Seehandlungsgesellschaft zu Berlin eine Verbindung mittelst Dampfbooten. Von Berlin aus werden Güter, auf Schleppschiffe geladen, durch zwei Boote in der Weise befördert, daß das eine Boot, der Delphin, die Schleppschiffe bis Wittenberg bringt, von wo sie das Boot „Berlin“ weiter nach Hamburg bugsirt. Die Fahrt dauert stromaufwärts wie stromabwärts 48 Stunden, (von Sonntag Abend bis Dienstag Abend, und Dienstag Abend bis Donnerstag Abend). Die Frachtpreise sind in einem besonderen Tarife festgestellt. Es werden durch diese Schiffe auch Personen befördert und betragen die Preise hiefür I Cajüte 6 Thaler, und II Cajüte 4 Thaler. Für den Personentransport von Potsdam aus sind zwei Boote bestimmt, die Dauer der Fahrt ist gleichfalls zwei Tage, die Preise sind: I Cajüte 8 Thlr., und

II Cajüte 6 Thlr. Für Familien von 3 und mehr Personen findet eine Ermäßigung des Preises um ein Viertel statt.

Zwischen Glückstadt und Altona fährt das Dampfboot Glückstadt täglich hin und zurück. Die Entfernung zwischen beiden Orten ist sieben Meilen, die Hauptstationen die holsteinischen Städte Collmar, Hohenhorst, Schulau. Das zu der Fahrt verwendete Dampfboot wurde im Jahre 1840 für 13,200 Thaler, welche von sechs Actionären zusammengeschossen waren, angekauft. Der Gewinn der Actionäre betrug im Jahre 1842, einschließlich der Zinsen auf das Kapital, 2,400 Thlr. Es wird sehr, und gewiß mit großem Rechte geklagt, daß die Fahrt durch die übertrieben strengen Zollbestimmungen, welche die holstein-dänische Regierung aufrecht erhält, leidet; kein Reisender darf zollpflichtige Gegenstände mit an Bord bringen, welche die Zollbehörde für Waaren erklären könnte, will er sich nicht der Gefahr aussetzen, daß ihm diese Gegenstände weggenommen und er, so wie selbst der Kapitän des Schiffes, in eine Geldstrafe genommen werde. Eigenthümlich ist bei dieser so sehr drückenden Maßregel noch, daß von der Zollbehörde in keiner Weise angegeben ist, welche zollpflichtigen Gegenstände sie als Gut der Reisenden ansehen, und welche sie als Waaren anhalten und wegnehmen will. Die Verwaltung der sonst in so schönem Flor stehenden Glückstadter Gesellschaft hat sich, in Bezug auf diese Willkürlichkeiten klagend, an die höhere Behörde gewendet, und hofft von der Gerechtigkeit derselben schleunige Abstellung. — Im Jahre 1842 wurden 14,817 Personen befördert, die Fahrt beginnt Anfang März und dauert bis Ende November. Die Preise betragen auf dem ersten Platze $^3/_4$ Thlr., und auf dem zweiten Platze $^1/_2$ Thlr.

Weser.

Die Weser soll noch in diesem Jahre durch Dampfboote befahren werden, und es steht zu hoffen, daß dadurch der Verkehr an den Ufern des schönen Flusses bedeutend gesteigert werde. Die Gesellschaft, welche sich zu diesem Zwecke gebildet hat, trat 1842 zusammen, und hat ihre Ausschüsse in den am Wesentlichsten betheiligten Städten Bremen (preußisch), Minden, Hameln, Münden. Es sollen Actien bis zu 100,000 Thlr. ausgegeben werden, die Actie zu 100 Thlr.; bis Anfang Mai dieses Jahres waren schon für 62,000 Thlr. untergebracht. Die Fahrten sollen von Bremen bis Münden, eine Entfernung von 48 bis 50 Meilen, gemacht werden, und berühren das Bremische, Preußische, Lippesche, kurfürstlich Hessische, Hannoversche, Braunschweigische Gebiet. Hauptstationsorte sollen Bremen, Minden, Hameln, Münden, Höxter, Stolzenau, Hoya, Blotho, Rinteln, Oldendorf, Bodenwerder, Holzminden, Beverungen, Carlshaven seyn, und es liegt in der Absicht, die Fahrten zu jeder Jahrszeit zu machen, wenn nicht der Eisgang hemmt. Vorerst sollen zwei Schiffe angeschafft werden, welche die allberühmten Namen Hermann und Wittekind tragen sollen.

Meerschifffahrt.

Mittelländisches Meer.

So großartig hat sich die deutsche Dampfschifffahrts-Gesellschaft auf dem mittelländischen Meere gestaltet, und wir sind durch die gütigen ausführlichen Mittheilungen der Dampfschifffahrts-Gesellschaft des österreichischen Lloyd in den Stand gesetzt, die Ergebnisse derselben nach den neuesten Quellen zu schildern.

Das Oesterreichische Lloyd zu Triest entlehnte Namen und Einrichtungen von einer ähnlichen in London bestehenden Anstalt, welche ihr Gründer im achtzehnten Jahrhunderte stiftete, um den Handelshäusern der britischen Hauptstadt die ausführlichsten Nachrichten über alle Bewegungen des Welthandels und der Schifffahrt zu geben, zu welchem Ende er an allen Seeplätzen und Handelsstädten Verbindungen unterhielt, Schriften und Karten sammelte und die Ergebnisse der ihm gemachten Mittheilungen in einem öffentlichen Blatte niederlegte. — Das österreichische Lloyd wurde 1833 unter dem besonderen Schutze des Staatskanzlers Fürsten Metternich gegründet, und wirkt seitdem von dem ersten Seehafen der österreichischen Monarchie aus auf die Entwickelung des österreichischen Handels, auf die Beförderung der Schifffahrt und auf die Förderung der National-Industrie. Das österreichische Lloyd wird durch Beiträge seiner Mitglieder erhalten, gibt ein Blatt heraus und ist im Besitze einer schönen Büchersammlung für alle Fächer der Handels- und Seewissenschaften.

Als durch Erleichterungen, welche die Pforte dem Handel zu Theil werden ließ, durch die Freiheit Griechenlands, durch den nicht zu läugnenden Aufschwung der Aegypter unter der Verwaltung Mehemed Ali's der Verkehr auf dem mittelländischen Meere sich wieder sehr hob und diese alte Handelsstraße wieder belebter wurde, als seit Jahrhunderten, trat in Verbindung mit dem Lloyd und als eine zweite Abtheilung desselben eine Gesellschaft zur Befahrung des mittelländischen Meeres mit Dampfbooten und vorzugsweise zum Zwecke einer regelmäßigen Verbindung zwischen den österreichischen Häfen und den Jonischen Inseln, Griechenland, dem Archipel, Konstantinopel, Smyrna, Syrien und Aegypten zusammen. Die österreichische Regierung, die alle Unternehmungen welche dem Handel und Verkehr zu Gute kommen, kräftigst unterstützt, stattete die neue Gesellschaft mit werthvollen Rechten aus und das Haus Rothschild förderte durch seine so umfassenden Mittel das neue Unternehmen. Das ursprüngliche Kapital der Gesellschaft betrug eine Million Gulden in Aktien, jede zu 1000 Gulden, wurde aber später durch Creirung von neuen Aktien und Anlehen auf das Doppelte vermehrt. Es sind jetzt vierzehn Schiffe von 160, 120, 100 bis 40 Pferdekraft im Dienst, sie haben die Ehre und das Vorrecht, die kaiserliche Postflagge und Wimpel führen zu dürfen, ihre Offiziere und Mannschaften dürfen Uniformen tragen, ein Umstand, der für die Sicherheit der Reisenden und Güter in den Gegenden, wohin die Fahrten gehen, von nicht untergeordneter Bedeutung ist. Hauptstationen sind: Ancona, Korfu, Patras, Athen, Smyrna, Konstantinopel, Beyrut, Cypern. Eine Reise von Triest nach Konstantinopel soll nur zehn Tage dauern. Von Triest nach Athen kostet der erste Platz (mit Bett) 100, der zweite 68 fl.; von Triest nach Smyrna 113 fl. und 73 fl. Die Beköstigung beträgt auf dem ersten Platz täglich 2 fl. 30 kr., auf dem zweiten 1 fl. 30 kr. Es wurden 1842 mit den Schiffen des österreichischen Lloyds 34,301 Personen, die Summe von 14,291,650 Gulden Conv.-M. an Geld oder in Kostbarkeiten, 98,966 Briefe, 41,240 Gebinde und 65,645 Wiener Centner an Waaren befördert. Die Gesammteinnahmen dafür betrugen 727,644 Gulden und 13 Kreuzer. Es wurde den Aktionären eine Dividende von 40 fl. ausbezahlt und 69,576 fl. 18 kr. zur Abzahlung von Schulden verwendet. Besonders bemerkenswerth ist, daß die Gesellschaft durch fortgesetzten Eifer für den Unterricht ihrer Mannschaften zu beachtende Bürgschaften für die Sicherheit ihrer Fahrten liefert, keinen Offizier anstellt der nicht befähigt ist, ein Schiff als Kapitän zu führen und auf alle Protectionen durch Gevatterschaften u. s. w. ernstlich verzichtet hat.

Nordsee.

Ueber die Fahrten von Dampfschiffen auf der Nordsee, namentlich von Hamburg aus, sind wir ohne alle Nachrichten geblieben, obwohl wir es an Mühe, die erforderlichen Mittheilungen zu erhalten, nicht haben fehlen lassen.

Eine Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Hamburg und Havre (französische Küste) hat ungünstige Resultate geliefert. Eine Gesellschaft, die sich 1834 bildete, und diese Fahrt mit 3 Booten machte, welche ein Kapital von 1,250,000 Franken in Anspruch nahmen, löste sich 1840 auf, und zahlte für den Werth jeder Actie von 2000 Franken nur 850 Franken zurück. An ihre Stelle ist eine zweite Gesellschaft getreten, welche den Dienst mit 2 Booten versieht, und im Jahre 1842 etwa 1200 Reisende beförderte. Die Preise der Ueberfahrt sind 100 Franken für den ersten und 75 Franken für den zweiten Platz, einschließlich der Beköstigung, (etwa 25 und 18¾ Thl.) Die Boote beförderten an Waaren nach Havre 10,000 Tonnen Theer, Zink, Häute; von Havre Champagner, Seidenstoffe, Baumwolle, Quincaillerie-waaren. Die Fahrten dauern von Anfang März bis Anfang Dezember

Zwischen Hamburg und Hull (England) fahren 4 Gesellschaften. Nur von zweien derselben haben wir jedoch Mittheilungen bekommen. Eine Gesellschaft für den Transport von Reisenden und Waaren besitzt zwei Schiffe, die Victoria und den Transit. Die Preise für Personen auf ihr für den ersten Platz 3 Pfund Sterling (18 Thlr., 31 ¼ Gulden), und 1½ Pfund für den zweiten Platz. Von den Dampfbooten, welche Waaren führen, wird bittere Klage über den hohen (er beträgt oft 3 und selbst 4 Prozent von der Schiffsladung!) und durchaus willkürlichen Zoll geführt, welchen der König von Hannover in Stade erheben läßt. Im Jahre 1840 trat besonders durch die Bemühungen des Schiffseigners und Handelsherrn

R. Slomann eine Gesellschaft für die Beförderung von Reisenden und Waaren zwischen Deutschland und England zusammen, sie besitzt drei Schiffe, jedes von 200 Pferdekraft. Das zur Anschaffung derselben nöthige Kapital belief sich auf 725,000 Mark Banco oder etwa 363,000 Thl. in Actien zu 100 Mk.-Bco.; diese Actien stehen 3 und 4 Proz. über ihren ursprünglichen Preis, eine Dividende ist bis jetzt noch nicht ausgezahlt worden. Die Fahrten der Hamburg-Huller Schiffe dauern das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme von 5—6 Wochen im Winter, wo die Elbe voll Eis ist. An Waaren verladen die Schiffe von Hamburg nach Hull meist Getreide und Wolle, von Hull zurück Manufacturen und Twiste. Die Entfernung zwischen Hamburg und Hull beträgt 120 geographische Meilen.

Ostsee.

Auch über die Verbindung mittelst Dampfbooten zwischen Lübeck und Rußland sind wir in demselben Falle.

Von Deutschland nach den dänischen Inseln besteht eine Dampfschifffahrt von Kiel aus. Im Jahr 1835 ward zu diesem Behufe das Dampfschiff der Löwe (dänisch Löven) angekauft und ein Kapital von 27,750 Thalern darauf verwendet. Der Verkehr zwischen Kiel und den dänischen Inseln ist jedoch noch so gering, daß bisher die Betriebskosten nur mit Mühe gedeckt werden konnten. Das Schiff fährt von Kiel nach Flensburg, Snoghoe in Jütland, Middelfarth, Sonderburg, Alsen und Aaroesund. Die Fahrten finden von Anfang Mai bis Ende Oktober statt.

Von Stralsund aus unterhält das Dampfschiff gleichen Namens einen lebhaften Verkehr mit den übrigen preußischen Ostseehäfen, es beförderte 1842 2,993 Reisende und nahm für Reisende, Güterfrachten und Bugsierlohn für andere Schiffe 8,305 Thaler ein.

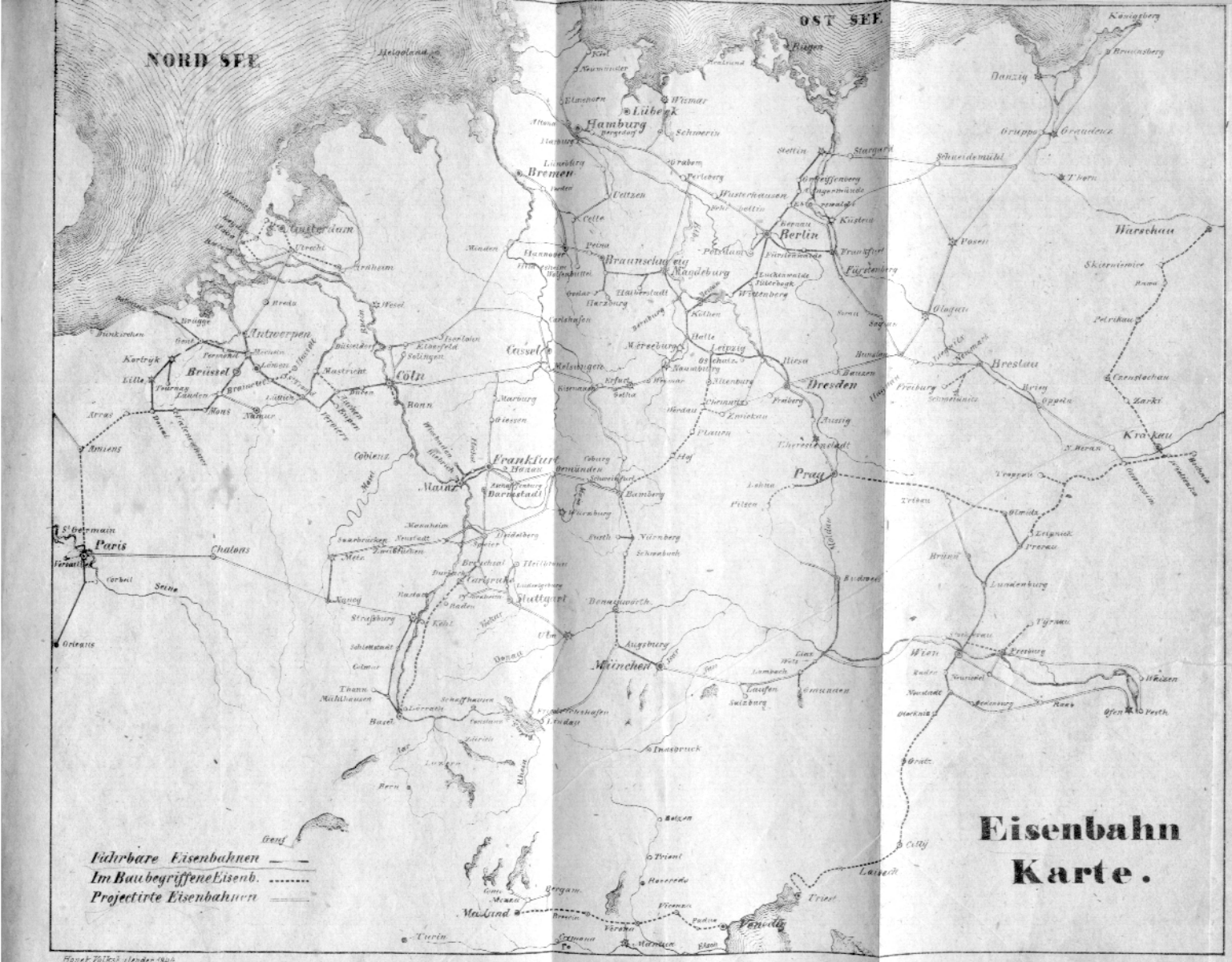
Die directe Verbindung zwischen Kiel und Kopenhagen, eine Entfernung von 40 Seemeil., wird durch das Dampfschiff Christian VIII, geführt von einem Offizier der dänischen Marine, und den Herren Conferenzrath Danner in Altona und M. T. Schmidt in Kiel gehörend, unterhalten. Für Reisende aus Hamburg und Altona sind Wagen bestimmt, welche sie in 9 Stunden nach Kiel und an Bord des Schiffes führen. (Nach Vollendung der Kiel-Altonaer Eisenbahn, die 1844 erfolgen soll, wird diese Strecke in $2^1/_2$ Stunden zurückgelegt, und der Verkehr zwischen Hamburg und Kopenhagen viel lebhafter werden). Die Reise auf dem Boote dauert $15^1/_2$ bis 17 Stunden; die Preise sind etwa $7^1/_2$, $4^2/_3$ und $2^1/_2$ Thlr. für die drei vorhandenen Plätze. Für Familien findet eine angemessene Preisermäßigung statt. Im Jahre 1842 wurden 6000 Personen und 8000 Centner Waaren, meist Manufacturwaaren, befördert.

Zwischen Stettin, Wollin und Kammin fährt das Dampfboot Wellin, die Preise sind

zwischen Stettin und Wollin 20 Silbergroschen,
" Wollin und Kammin 10 "
" Stettin und Kammin 1 Thaler.

Das Schiff befördert auch vermittelst Schleppschiffe Waaren, namentlich Getreide.

Zwischen Stettin, Swinemünde und Puttbus geht das Dampfboot die Kronprinzessin und die Preise sind: Erster Platz bis Swinemünde 1 Thaler 15 Silbergroschen. Zweiter Platz 20 Silbergroschen; bis Puttbus $2^1/_2$ Thaler und 1 Thaler. Das Dampfbugsirboot Rhedrei fährt mit seinem Passagierschiffe Borussia in den Sommermonaten gleichfalls nach Swinemünde und hat dieselben Preise wie das erste Schiff.



Eisenbahn Karte.

Fahrbare Eisenbahnen ——
Im Baubegriffene Eisenb. .....
Projectirte Eisenbahnen ——

Honek Volks-Kalender 1846.